Drei Jahre von Dreissigen.

Vierter Band.

Erste Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Vierter Band.

Erste Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Erstes Capitel.

Lamormain saß, wie er gern pflegte, eingeschlossen in seinem Zimmer, vor seinem Arbeitstisch. Er hatte eine Landkarte von Deutschland vor sich, die er mit scharfer Aufmerksamkeit und in Nachdenken verloren betrachtete. Das unheimliche Lächeln, mit dem er einen innern Triumph zu bezeichnen pflegte, zog sich um seine Lippen. „Von drei Seiten", dachte er, „greifen wir also jetzt den König Friedrich an; hier, hier und hier." Seine Finger berührten dabei die drei verschiedenen Punkte der Landkarte. „In seinen Erblanden, in der Lausitz und bald, hoffentlich, auch ernsthaft in Böhmen. Ich denke, ehe das Jahr abläuft, werden wir Schach und Matt sagen können."

Es pochte an die Thür. Lamormain horchte auf, trat an dieselbe und fragte: „Was gibt's?"

Es war die Weise wie er stets mit seinem Diener verkehrte, der allein das Recht hatte, an die verschlossene Pforte zu klopfen.

„Seine Ehrwürden der Herr Pater Thyßka", meldete der Diener.

„Er soll mir willkommen sein.“ Lamormain trat an den Arbeitstisch, that rasch einige Papiere und Briefe in verschiedene Schubfächer, schloß dieselben sorgfältig und ging dann zur Thür, um den Riegel zurückzuziehen.

Thyßka trat ein.

„Seid mir gegrüßt, theurer Bruder in Christo“, empfing ihn Lamormain und reichte ihm die Hand entgegen: „Endlich wieder hier! Nun, Ihr habt von Euch hören lassen; viel Wackres geschafft, lieber Thyßka, viel Wackres! Ihr kommt gerade von Regensburg?“

„Ich war zuvor noch einige Tage in München, Hochwürdigster, um Dr. Klesheim und Pater Eusebius zu sprechen.“

„Sehr gut! Man muß Niemand vernachlässigen, auch wenn die Angelegenheiten gut gehen!“

„Und sie gehen gut, denke ich“, erwiderte Thyßka, „wiewol noch Manches zu thun übrig bleibt!“

„Vieles!“ berichtigte Lamormain; „ein Schritt vom Ziel ist immer noch ein unerreichtes Ziel! Wir dürfen ja nicht in den Fehler unserer Gegner verfallen und Alles abgethan glauben, weil wir neun Zehntheile gethan! Die Böhmen hatten schon mehr erreicht gegen uns, und mehr als wir jetzt gegen sie! Und dennoch! Ich lobe es sehr, daß Ihr nach München gegangen seid. Aber setzt Euch, ich bitte. Ich habe gerade rechte Muße Alles mit Euch zu besprechen. Was sagten denn die Herren in München?“

„Sie sind unser mit Leib und Leben .... auf die verabredeten Bedingungen, versteht sich!“ antwortete Thyßka.

„Ja wol! Auf die freilich am meisten, welche sie selbst betreffen!“ sagte Lamormain spöttisch. „Was die für den Herzog Maximilian anlangt, so würden sie nachsichtiger gegen uns sein. Indeß, wir werden Allen Wort

halten können — und müssen", setzte er hinzu, „denn wir werden sie noch später brauchen."

„Was meinen geringen Antheil anbetrifft, Hochwürdigster", sagte Thyßka schmiegsam, „so will ich jede Kraft daran setzen, die Erfüllung unserer Versprechungen möglich zu machen."

„Sehr gut! Bruder Thyßka! Eifer und Anstrengung bis zum letzten Augenblick! Noch einige Monate, und ich denke, wird sind am Ziel!"

„So schnell hoffen Ew. Hochwürden?" fragte Thyßka aufhorchend.

„Ich denke, ja. Ihr wißt, ich verliere nicht Muth und Vertrauen, wenn es sehr übel steht, und bleibe vorsichtig, wenn Alles gut zu stehen scheint. Doch habe ich die Zuversicht", fuhr er mit finster gezogenen Brauen fort, „daß die böhmischen Geschichtsbücher vom Jahre 1621 von keinem Könige Friedrich mehr zu erzählen haben werden. Wir sind jetzo im Erntemond, im August; der November, spätestens December, muß unser Erntemonat sein. Es ist auch übergenug mit einem Jahre dieser ketzerischen Usurpation; ein Jahr reift die Ernte .... der Vergeltung!"

Thyßka schwieg, aber sah Lamormain staunend an.

„Ich kann Euch, verzeiht mir das, lieber Bruder in Christo", fuhr Lamormain heitrer fort, „nicht wohl hier sitzen sehen, ohne ein wenig zu lächeln. Wißt Ihr, wie Ihr vor zwei Jahren, nach dem prager Tumult, hier saßet? Ihr hattet alle Hoffnung verloren! Ihr meintet, es sei nun ein für allemal zu Ende mit unserm Orden in Böhmen! Seht Ihr nun wie sich das Blatt gewendet hat? Vielleicht könnt Ihr schon Eure Neujahrspredigt wieder im Dom zu Prag halten!"

„Noch haben wir nicht festen Fuß in Böhmen!" erlaubte sich Thyßka mit bedenklichem Tone zu erwidern.

„Aber schon manchen Fußpfad dahin gebahnt", antwortete Lamormain, indem er Thyßka freundlich auf die Schulter klopfte, „und die heut eingetroffenen Nachrichten eröffnen uns eine breitere Straße! Ihr wißt noch nicht", — fuhr er, da Thyßka ihn fragend ansah, fort, „Ihr wißt noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen in die Lausitz eingerückt ist?"

„Wirklich! Eingerückt! Ist's möglich!" rief Thyßka aus.

„Am 20. August. Er steht schon vor Budissin!"

„Ich hätte es nimmermehr geglaubt!" rief Thyßka.

„Ich auch kaum", sprach Lamormain spöttisch. „Aber diese Ketzer vertilgen Einer den Andern so erbittert wie die Raubhechte!"

„Freilich, der Lutheraner haßt den Calvinisten", pflichtete Thyßka ihm bei, „allein bis zu dem Grade, daß der angesehenste lutherische Fürst den angesehensten calvinistischen bei einer allgemeinen Glaubenssache mit Krieg überziehen sollte, statt ihn zu vertheidigen, — daß das mächtigste Mitglied der protestantischen Union die Waffen ergreift gegen das Haupt derselben — das hätte ich nimmermehr geglaubt!"

„Es kommt nur darauf an, wie man das Ding ansieht", erwiderte Lamormain mit seinem schärfsten Lächeln; „wir haben den Herrn Kurfürsten auf den richtigen Standpunkt gestellt. Er bekämpft nur den usurpatorischen König von Böhmen, als guter Reichsfürst und Vasall des Kaisers! Den Kurfürsten von der Pfalz wird er sogar beschützen .... falls nicht dermaleinst sein Gewissen — dem der Herr Hofprediger Hoe tagtäglich den vorlauten Mund öffnet — ihm gebietet den calvinistischen Antichristen zu verschlingen! Wir wollen ihn nicht daran hindern! Wozu

sollen wir es überhaupt untersuchen, ob Neid auf die böhmische Krone, oder auf den Vorsitz in der heiligen Union, oder der fromme Ingrimm auf den calvinistischen Moloch-Anbeter den guten Herrn treibt! Oder ob der vorgehaltene leckere Bissen ihn so hitzig macht, daß er mit beiden Kinnbacken in den Angelhaken beißt! Die Lausitz ist ein hübsches Grenzländchen, ein fettes Speckschnittchen — flugs sitzt das Mäuslein in der Falle!"

„Unbegreiflich!" rief Thyßka aus, „daß die Herren so ganz verblendet sind in ihrer eigenen Sache!"

„Weil jeder nur seine eigene darin sieht, keiner die allgemeine", antwortete Lamormain. „Rechnet Ihr heraus, guter Thyßka, ob es treuloser oder verkehrter ist, daß Einer uns hilft den Andern bezwingen, damit er uns nachher allein gegenüberstehe; mir ist's zu spitz. Aber wahr ist's, und das ist die Hauptsache! Und der Herr Kurfürst von Sachsen meint wirklich die Lausitz zu behalten, nachdem wir mit seiner Hülfe dem Herrn Kurfürsten von der Pfalz Böhmen wieder abgenommen haben!"

„Er meint, so gut wie Oberösterreich dem Herzog Maximilian für die Kriegskosten verpfändet ist ...."

„Verpfändet! Ja!" fiel Lamormain ein, „doch wir werden schon finden, womit wir das Pfand auslösen. Der Herr Johann Georg leiht uns vielleicht selbst einige Gulden dazu!" spottete er bitter. „Es würde ein stattliches habsburgisches Reich abgeben, wenn wir am Ende des böhmischen Krieges alle Länder verpfändet und abgetreten hätten, Oesterreich an Baiern, die Lausitz an Herrn Johann Georg, Ungarn an Bethlen Gabor, Steiermark an Venedig für Subsidien, vielleicht Böhmen an Spanien, was schon ein halbes Versprechen hat .... Den Herrn König Friedrich setzten wir dann wohlbehalten wieder in seine Pfalz ein,

und uns zwischen alle Stühle nieder! Das wäre ein herrlicher Handel! Ich denke aber es wird anders kommen", sagte er mit Nachdruck und sein Auge blitzte scharf. „Der Tag der Vergeltung wird erscheinen! Wenn wir mit des Kurfürsten Hülfe erst die böhmischen Ketzer dahin gebracht haben, daß sie vor unseren Fußsohlen um Erbarmen wimmern, so haben wir's in der Gewalt, ihre Fäuste zu zwingen, uns die sächsischen und die andern knebeln zu helfen!"

Thyßka wiegte stumm den Kopf.

„Heut mag", fuhr Lamormain fort, und strich sich das Kinn, „Herr Hofpastor Hoe von Hoenegg in Dresden seinem Kurfürsten einen Lobpsalm singen, daß er die calvinistischen Antichristen vertilgen hilft; dann ist es aber auch billig, etwas für Herrn Hofpastor Abraham Schulz zu thun, damit auch er ein Danklied anstimmen könne für die Ausrottung des lutherischen Baalsdienstes!"

„So vernichtet des Herrn Weisheit die Abtrünnigen durch ihren eignen Wahnwitz", sagte Thyßka und gab seine volle Zustimmung durch diesen Ausruf kund; nur einen ganz kleinen Gedanken behielt er in sich zurück, für den ihm der mächtige Beichtvater des Kaiser Ferdinand keinen sonderlichen Dank zugewendet haben würde. Er dachte nämlich: „Pater Lamormain hat sehr Recht gegen den Pastor Scultetus, der Pater Lämmermann aber könnte dem Pastor Schulz wol etwas nachsehen!"

„Werft einmal einen Blick mit mir auf die Karte", begann Lamormain von neuem und nahm dieselbe von seinem Arbeitstisch. „Ich denke der böhmische Pseudokönig wird einen etwas harten Stand haben. Hier unten in der Pfalz ist vielleicht schon heut Spinola mit achtundzwanzigtausend Spaniern eingerückt. In der Lausitz steht Friedrich's Unionsgenosse mit funfzehntausend Mann, und hier, von

Linz aus werden die Unsrigen unter Herzog Maximilian und Boucquoi vorrücken."

„Sie sind bereits ehegestern nach Böhmen aufgebrochen", fiel Thyßka ein, „gerade als ich durch Linz kam, rückte Herzog Maximilian aus."

„Ehegestern; also am 21. August; so können sie jetzt schon die Grenze überschritten haben. Diese drei Gewitter ziehen gegen König Friedrich heran", sagte Lamormain aufstehend, sehr ernst, aber sehr ruhig. „Bedenke ich nun, was er uns entgegenstellen kann, bedenke ich der Böhmen Unlust, Zwiespalt und Leichtsinn, halte ich ihres Königs Thatkraft, seinen leichtfertigen Sinn, der von einer Lust zur andern taumelt, seinen unschlüssigen Wankelmuth und dünkelhaften Hochmuth, gegen unseres allergnädigsten Kaisers frommen Eifer, muthigen Entschluß und rastlose That: so werdet Ihr mich, trotz meiner Vorsicht in Allem, doch wol nicht leichtfertig nennen, Pater Thyßka, wenn ich annehme, dieses Jahr müsse der böhmischen Hydra das Haupt zertreten! Der Tag der Vergeltung ist da! Wir müssen schon jetzt darauf denken, wie wir sie üben, daß die Schuldigen uns nicht entrinnen. Glaubt mir, dazu ist in diesem Augenblick größere Vorsicht nöthig, als sonst irgendwo. Die Einen können schon jetzt die Gier nicht zähmen, über die Beute herzufallen; die Andern werden schwaches Mitleid, sträfliche Nachsicht geltend machen wollen. Dagegen müssen also auch wir schon jetzt arbeiten, müssen sorgliche Vorbereitungen treffen! Wer uns entflieht, dies müssen wir bedenken, kann aufs neue wider uns aufstehen! Das ist's, was mich jetzt am meisten beschäftigt. Für den Sieg unserer Sache habe ich zuvor gearbeitet; nunmehr denke ich darauf, wie wir ihn nützen müssen, soweit irgend unser Arm reicht!"

Er schwieg; auch Thyßka. Dunkle Gedanken der Rache bewegten sich in Beider Seelen.

Lamormain begann wieder: „Wißt Ihr, lieber Pater Thyßka, daß Graf Martiniz und Slawata in Wien sind?“

„Auf dem Wege zu Ew. Hochwürden begegnete ich dem Geheimschreiber Fabricius, durch ihn erfuhr ich es.“

„Ganz wohl! Herr Fabricius von Hohenfall. Auf den müssen wir besonders achten. Das sind die drei persönlich Erbittertsten. Sie können uns am meisten schaden.“

„Schaden?“

„Oder nützen! Je nachdem ihre Erbitterung die richtigen Wege geht. Wir müssen sie darauf führen. Ich werde heut eine Besprechung deshalb mit Slawata und Martiniz haben. Ich ersuche Euch derselben beizuwohnen.“

„Wie Ew. Hochwürden bestimmen“, antwortete Thyßka, sich verneigend.

„Um die vierte Stunde Nachmittags, hier in meiner Wohnung.“

Thyßka nahm dies für einen Wink, jetzt aufzubrechen, und empfahl sich.

„O sagt mir doch“, fragte Lamormain, ihm einige Schritte das Geleit gebend, „wie steht es denn mit Eurem und Slawata's Agenten — wie heißt er doch gleich — dem gewandten Burschen, der sich in Regensburg doch so arg hinters Licht führen ließ?“

„Dem Leibeigenen Zaloska?“ fragte Thyßka verlegen erröthend, weil er sich nicht gern an diese fatale Geschichte erinnern ließ.

„Ganz recht, derselbe!“

„Die unglückliche Eigenschaft der Völlerei, welche die meisten Leute aus diesen Ständen haben, hat ihm seinen Unfall zugezogen und uns die Unannehmlichkeit bereitet.“

„Seinen Unfall? Davon weiß ich ja gar nichts“, sagte Lamormain.

„Nun, das kleine Probestück auf der Tortur ist ihm so übel bekommen, daß er lange Zeit gelähmt war; jetzt ist er wieder auf den Füßen“, antwortete Thyßka.

„Tortur? Ihr habt ihn zur Strafe ein paar Grade durchmachen lassen?“ fragte Lamormain.

„O nein .... der Zufall .... vielmehr seine Strafbarkeit ....“ antwortete Thyßka verwirrt.

„Ihr habt mir da wol im Drang der andren Geschäfte nicht Alles berichtet, lieber Bruder“, sagte Lamormain mit einem Ton, der den Verweis und zugleich den Beweis in sich trug, daß er dennoch sehr wohl unterrichtet sei. Thyßka hielt es daher für das Beste, um Vergebung zu bitten und ganz mit der Sprache herauszugehen.

„Ich bekenne, daß ich dies versäumt habe, hochwürdiger Pater. Ich war so bestürzt über Wolodna's Entweichung, von dem wir viel Wichtiges hätten erfahren können, und es drängten sich nachmals die Ereignisse so rasch ....“

„Schon gut, schon gut, lieber Thyßka, es hat nichts zu bedeuten“, unterbrach ihn Lamormain, erzählt mir nur, was geschehen ist.“

Der abtrünnige Reitersmann Kaspar Schwarz hatte nicht nur dem Ketzer Wolodna aus dem Gefängniß geholfen, sondern seine Arglist hatte auch Zaloska schwer trunken gemacht und ihn in diesem Zustande in Wolodna's Kerker geworfen. Es ist kein Zweifel, daß der Wein mit irgend einem Arcanum vermischt gewesen, welches Diejenigen, welche davon genossen, völlig betäubt hat.“

„Und so geschah es, daß der unschuldige Zaloska statt des Geflüchteten auf die Leiter gespannt wurde?“ fragte Lamormain mit seinem leisen spöttischen Lächeln. „Kam

er denn da auch nicht sofort wieder so zum Bewußtsein, daß er den Irrthum aufklären konnte?"

Thyßka stockte etwas. „Ich war selbst nicht zugegen. Sein Geschrei, er sei unschuldig, er sei heimtückisch gefangen worden, beachteten weder der Richter noch der Scharfrichter, weil es das gewöhnliche der Gefangenen ist."

„Die kleine Verwechselung wird dem armen Teufel indessen übel geschmeckt haben! — Immerhin! Eine Strafe hatte er verdient! — Und wie entdeckte sich der Irrthum?"

„Durch mein Erscheinen im Verschlag des Richters", bekannte Thyßka verlegen. „Ich kam, als dieser eben alle Aussagen des Zaloska niedergeschrieben hatte. Er hatte, der Himmel weiß, was Alles gestanden, was ganz unmöglich für ihn war. Doch da die Schmerzen ihm die Besinnung raubten und der Arzt urtheilte, die Ohnmacht könne bei fortgesetzter Folter zum Tode führen, so war eine Pause gemacht worden. Da klärte meine Gegenwart den Irrthum auf."

„Also das war der Zusammenhang der Sache. Nun, es hat nichts auf sich! Verzeiht, lieber Thyßka, daß ich nach der Kleinigkeit fragte, allein ich bin von Allem gern genau unterrichtet!"

Thyßka verbeugte sich stumm und ging.

„Um die vierte Stunde, — aber recht pünktlich, damit wir die Vesper nicht versäumen", erinnerte Lamormain ihm nachrufend.

Zweites Capitel.

In Jakob Steffeck's Weingewölbe saßen Martin Frühwein, Nikolaus Diewiß, Tobias Steffeck, Valentin Kochan und andre angesehene Bürger, wie häufig, an einem Tisch beisammen und tranken ihren Becher.

Das Gespräch war lebhaft, aber nicht heiter. Alle hatten besorgte Mienen; Wolken lagerten auf der Stirn.

„Nun wird's bald jährig werden, daß der König einzog", sagte Nikolaus Diewiß, „wir schreiben heut den sechsten, also noch drei Wochen."

„Etwas darüber", versetzte Tobias Steffeck, „es war am 31. October neuen Stils. Wir sahen damals fröhlicher aus als heut!"

„Wahrlich, Herr Diewiß, wir zumal in unserer Ziska-Rüstung", fiel Jakob Steffeck ein, der als Wirth aufwartend hinter dem Tisch der Gäste stand. „Ich glaube Ihr hieltet heut keine so freudige Begrüßungsanrede wie damals", setzte er hinzu.

„Ja, hätte Mancher gewußt, wie Alles kommen würde", entgegnete Diewiß.

„O schämt euch", fiel Martin Frühwein ein, „laßt ihr die Flügel hängen, weil nicht Alles so glatt weg geht? ihr habt anfangs den Kopf zu hoch gehoben, so müßt ihr euch jetzt etwas bücken! In der Welt geht's nicht anders, es wechselt Regen und Sonnenschein."

„Guten Abend, Herr Doctor", rief Jakob Steffeck einem Eintretenden zu, und unterbrach damit das Gespräch. Es war der gelehrte Doctor Daniel Basilius,

der im schwarzen Wams, mit dem Mantel darüber, eintrat.

Freundlich, aber ernst grüßend, nahm er Platz unter den Anwesenden. Sie rückten zu, um ihm Raum zu geben.

„Habt ihr schon die neueste Zeitung vernommen?“ fragte er. „Aus der Lausitz? Die Sachsen haben die Stadt Bautzen mit Sturm genommen!“

„Wie? Was?“ riefen die Stimmen durcheinander; „wißt Ihr Näheres? Erzählt doch!“

„Daß sie seit drei Wochen vor der Stadt gelegen, wißt ihr. Die Bürger hatten immer noch Entsatz gehofft, auch von hier aus, allein vergeblich! Vor etlichen Tagen haben die Sachsen gestürmt. Es ist ein schreckliches Blutbad gewesen, die halbe Stadt niedergebrannt, Weiber und Kinder niedergemetzelt!“

„Ist es möglich!“ rief Steffeck. „Und sie haben keinen Entsatz bekommen?“

„Uns bleiben nicht viele Truppen, um die andren Provinzen zu beschützen“, sagte Diewiß; „wenn wir nur stark genug sind gegen Boucquoi!“

„Woher habt Ihr die Nachrichten“, fragte Frühwein.

„Ich war auf dem Hradschin. Dort war die Botschaft eben eingetroffen. Die Leute aus der Leibwache unterhielten sich davon! Es sollen an zwölfhundert Häuser in Asche liegen, fünf Kirchen, drei Hospitäler — eine grausame Verwüstung und Blutbad.“

Bestürzung malte sich in den Zügen Aller.

„Das hat der Eilbote mündlich erzählt, der das Schreiben an den König gebracht hat.“

„Und wie hat der König die Botschaft aufgenommen?“ fragte Nikolaus Diewiß.

„Ich weiß es nicht. — Es wurden große Festlichkeiten auf dem Schloß vorbereitet!" antwortete Basilius mit finstrer Miene.

„Festlichkeiten! In solcher Zeit der Gefahr und Noth! Schon wieder Bankete und Gelage!" lautete der unzufriedene Ruf der Bürger durcheinander.

„Nein!" rief der Rathszimmermeister Dusseck, der bisher schweigend am Tisch gesessen hatte, „das ist frevelhaft und ruft die Rache Gottes hervor! Da hat unser Pfarrer Herr Lippach wohl Recht, wenn er gegen solches Unheil ein ernstes Wort von der Kanzel herab spricht!"

„O, ich kann mir's denken, daß er sich jetzt gegen Vieles ereifern muß, der redliche muthige Mann", sprach Basilius; „aber er wird ohne Furcht der Menschen reden, wie er denkt, denn er kennt nur Gottesfurcht."

„Was hat denn der ehrwürdige Herr Lippach gesprochen?" fragte Frühwein, „ich war Sonntag nicht in der neuen Sanct-Salvatorkirche!"

„Er hat von Mancherlei freimüthig geredet, was ein Aergerniß gibt", antwortete der Zimmermeister. „Vorzüglich aber gegen die leichtfertigen Sitten am Hofe.*) Die Frauen gehen fast mit unbedeckter Brust einher. Gleichwie die Töchter Lot's!"

„Ja, es ist wahr! Selbst die Königin trägt sich so", sprach Diewiß ernst.

„Das ist in England und Frankreich so Sitte", bemerkte Kochan.

„Aber nicht in Deutschland und nicht in Böhmen; Gott schütze uns davor!" antwortete Hans Dusseck mit empörtem Ton.

---

*) Historisch

„Ja wol! ja wol!“ riefen die Andern.

„Es geht am königlichen Hofe her wie zu Sodom und Gomorrha“, fuhr der Alte fort. „Das ist ein ewiges Banketiren und Reihentanzen, daß die Pauken und Zimbeln die ganze Nacht durch klingen und die Bürger aus dem Schlaf wecken. Herr Lippach hat warm und redlich dagegen gesprochen. Es zieme sich nicht in so schwerer Zeit, so viele Gelage anzustellen! Den ganzen Winter hat das gewährt, wo eine traurige Nachricht auf die andre von dem Heere gekommen ist, und dauert nun schon den ganzen Sommer fort.“

„So ist es“, bekräftigte Diewiß; „und welche Summen kostet das! Da sollen immer die englischen Gäste, die Lords und Herren festlich bewirthet werden, aber die Böhmen müssen es zahlen!“

„Wenn lieber den Truppen der Sold gezahlt würde!“ sprach Steffeck. „Wollt Ihr das auch gutheißen, Frühwein?“

„Ich heiße nichts gut, was nicht gut ist“, antwortete dieser, „allein man muß nicht gleich verzagen, auch nicht das Schlimme schlimmer machen!“

„Schlimmer machen?“ fragte Dusseck. „Ich mache wol nichts schlimmer, mein lieber Herr! Ich rede nur von Dem, was wir alle Tage vor Augen sehen!“

„Wohl“, fiel Basilius wieder ein; Ihr habt völlig Recht, Meister. Alle ehrbare Sitte geht verloren. Und doch steht es schlimmer beim Heer. Da hat vollends jede Zucht aufgehört! Gestern sprach ich einen armen Bauern aus der Gegend von Pilsen. Dort hausen die Mansfelder, daß es Einem das Haar sträubt!“

„Nun seht! Unser eigenes Volk“, rief Diewiß.

„Der Graf hält sonst die beste Mannszucht“, warf Frühwein ein.

„Vordem wohl! Der Graf Mansfeld ist auch nicht Schuld", antwortete Basilius, „aber seine Truppen haben keinen Sold erhalten seit fünf Monden. Er muß dulden, daß sie rauben und plündern. Verhungern kann der Soldat auch nicht! Allein wenn's erst so hergeht, dann ist auch in allem Andern nicht mehr Zaum und Zügel. Der arme Teufel, von dem ich sagte, war mit Weib und Kind geflüchtet und dankte Gott, daß er das nackte Leben gerettet hat. Sie hatten sein Haus überfallen und Alles aufgezehrt an Vieh und Frucht, was da war, aber sie verlangten immer mehr. Da er nichts mehr herbeischaffen konnte, packten sie ihn und schraubten ihm die Daumen statt der Steine in die Pistolen.*) Unter der grausamen Qual sollte er nun gestehen, wo er noch etwas versteckt halte. Er hatte aber nichts mehr von Lebensmitteln. Sie quetschten ihm die Daumen, daß er Angstschweiß vergoß und vor Qual schrie, daß es halbe Meilen weit gehört werden mochte. Da ritt zum Glück ein Offizier in der Nähe vorbei, ein Obristwachtmeister, Hayd mit Namen. Der hörte das Jammergeschrei, sprengte heran, jagte die Plünderer davon und befreite den Bauer. Sonst hätten sie ihm das Haus über dem Kopf angezündet, und Frau und Kind, die er im tiefsten Keller unterm Holz versteckt hatte, daß sie der Wuth der Soldaten nicht preisgegeben würden, wären elendiglich verbrannt. So ist denn der Alte geflüchtet bis hierher nach Prag, wo er einen Verwandten hat, bei dem er Unterkommen gefunden."

„Gott hat ihm geholfen!" rief der alte Meister Dusseck aus. „Aber daß wir solche Greuel im eignen Lande, von unseren eignen Truppen erdulden müssen! Die Ungarn und

---

*) Historisch.

Kroaten, die uns Kaiser Mathias und Ferdinand ins Land schicken, haben ja nicht ärger gehauset!"

„Der Himmel belohne den edlen Retter des armen Bauersmanns", sagte Frühwein.

„Der Landmann sprach von ihm wie von seinem Schutzheiligen", fuhr Basilius fort. „Er hat auch nicht geruht, bis er seinen Namen erfuhr, den der entschlossene Mann, der der ganzen wilden Schaar allein die Spitze bot, erst gar nicht nennen wollte. Aber was der arme Flüchtling sonst erzählt hat, wie es im Lande aussieht, das ist zum Erbarmen! Alles ausgesogen, auf Stunden kein Stück Vieh, keine Klaue, keine Feder! Die Dörfer verlassen; alle Frucht aufgezehrt. Und Alles von den eignen Leuten, die sich selbst ernähren, weil sie Niemand ernährt. Nun denkt euch dazu die Festlichkeiten auf dem Schloß!"

„Es ist gotteslästerlich!" rief Diewiß.

Ein dumpfes Murmeln erfüllte das Gewölbe. Frühwein heftete den Blick starr vor sich hin, tief ernster Gedanken voll, denn er konnte die Wahrheit Dessen, was erzählt wurde, nicht leugnen.

„Und was er dann vom Hunger des Bauernvolks redete, daß es ganz in Verzweiflung ist!" begann Basilius wieder. „Sie rauben und plündern nun selbst. Sie haben bei Pisek die Schlösser der Edelleute angezündet*) und rein ausgeplündert!"

„Schrecklich!" seufzte Frühwein vor sich hin.

„Und der König sitzt hier und läßt seine englischen Gäste leben, bei der Tafel auf dem großen Saal! Bei Juchhe und Zinken und Posaunen!" sagte Diewiß.

„Warum geht er nicht zum Heer?" fragte Kochan.

---

*) Historisch.

„Will er nicht mitfechten, wenn die Baiern und Kaiserlichen einrücken?“

„Er wird hinausgehen“, sagte Frühwein, „zuverlässig!“

„Wir wollen's hoffen und abwarten!“ entgegnete Diewiß. „Es ist auch nicht recht von unseren Herren aus dem hohen Adel, daß sie nicht unter die Waffen treten“, setzte Frühwein das Gespräch fort. „Haben sie doch dem Könige so viel gelobt von ihrem Kriegseifer. Jeder wollte das Schwert ziehen. Und wißt ihr wie viele im ganzen Heere dienen? Neun oder zehn!“

„Pfui!“ rief der alte Dusseck.

„Woher kommt das aber?“ sagte Diewiß. „Weil sie nicht unter den fremden Führern dienen wollen. Hätten Thurn und Mansfeld den Oberbefehl behalten, sie wären Alle gekommen!“

„Ehrfurcht vor dem Grafen Thurn!“ sprach der Zimmermeister und nahm sein Baret ab. „Es ist wahr, er hat den ganzen bösen Handel hauptsächlich angefangen; denn hätte er anders gewollt, es wäre nicht zu so argen Thaten droben auf der Landstube gekommen, am 23. Mai, an den Böhmen lange denken wird! Aber das muß auch wahr sein, im Stich hat er uns nicht gelassen! Wenn er den Befehl behalten hätte!“

„Fürst Christian von Anhalt ist ein braver Mann und ein erfahrener Feldherr; selbst Thurn gibt ihm das zu“, entgegnete Frühwein.

„Aber dieser Hohenlohe!“ fiel Diewiß ein, „der den tapfern Mansfeld damals bei Groß-Lasken im Stich ließ! Wißt ihr, daß wenn Graf Hohenlohe damals seine Schuldigkeit gethan hätte, der ganze Krieg anders stände? Nur darum mußte Thurn von Wien ablassen, weil Boucquoi nach Mansfeld's Niederlage gerade auf Prag wollte. Und

wenn hundert Jahre vergehen, das kann Böhmen ihm nie vergessen! Unsere Sache war gerettet, sie war durchgefochten, völlig siegreich, behaupte ich, wenn Hohenlohe gethan hätte, was er sollte! Das war aber der Neid auf Mansfeld, der ihn so handeln ließ. Und jetzt wird der weltberühmte Krieger ihm nachgestellt, und Thurn dem Anhalt!"

„Ja, es ist schlimm", pflichtete der Zimmermeister bei. „Der Hohenlohe hat einmal gar kein Vertrauen, und der Fürst Anhalt mag ein wackrer Mann und Feldherr sein, aber wir haben nicht das Herz zu ihm wie zu Thurn. Den haben wir von Alters her gekannt. Er war unser Glaubensbeschützer zur Zeit des Kaisers Mathias, er war in jedem Kampf voran, noch zu Kaiser Rudolf's Zeiten! In den Schreckenstagen, wo das passauer Kriegsvolk die Stadt plünderte. Wer war der Erste zu Pferde und waffnete die Bürger und wehrte dem Greuel, war es nicht Graf Mathias Thurn?"

„Freilich! Allerdings", murmelten die Andern.

„Ich weiß mich des Tages noch zu besinnen wie heut", fuhr Dusseck fort. „Der Graf ritt einen Schecken; er war mit einem Zug Bürger auf der Kleinseite, von seinem Hause her vorgerückt, und hatte die Lanzenknechte der Passauer angegriffen; gerade vor der Thür meines Meisters, wo ich damals als Gesell arbeitete. Er hatte sie schon weit zurückgedrängt, da kam ihm ein Trupp Reiter von der Thomaskirche her in die Flanke. Thurn wehrte sich nach beiden Seiten wie ein Löwe. Doch sein Fußvolk wurde zersprengt. Da hieb er sich mitten durch die Reiter und sprengte den Weg durchs alte Thor zu dem Hradschin hinauf. Damals rettete ihn die Gemahlin des Obriststatthalters Zdenko von Lobkowitz ...."

„Wie?" rief lebhaft Martin Frühwein, „die nämliche,

die vor zwei Jahren Slawata und Martiniz in Schutz nahm, — die edle Freifrau Polyxena, die heut begraben wird?"

„Heut begraben? Sie ist todt? Was sagt Ihr da?" riefen die Stimmen der Anwesenden durcheinander.

„Wie ich euch sage", sprach Martin Frühwein. „Um die neunte Stunde wird sie in der Theinkirche beigesetzt. Ich war deshalb hierher gekommen, um von hier aus zu dem Leichenzuge zu gehen!"

„Dabei müssen wir Alle sein", rief Dusseck, „es ist eine zu ehrenwerthe Frau!"

„Wir können doch nicht in der Tracht, wie wir hier sind, uns dem Leichenzug anschließen?" sagte Diewiß bedenklich. „Wir müssen doch ein Trauerkleid anlegen!"

„Wir haben noch über eine Stunde Zeit. Geht der Zug von ihrem Hause aus?" fragte Doctor Basilius.

Frühwein bejahte es.

„Nun so wollen wir uns dort wieder treffen", schlug Basilius vor. „Mag Jeder anthun, was er an Trauerkleidern oder Flor gerade hat; und überdies ist es Nacht. Einen dunklen Mantel haben wir Alle. Was kommt's auch auf die Kleider an? Unser Herz trauert. Hätten wir früher davon gewußt! Allein in jetziger Zeit hört alle Ordnung und alle Sitte auf. Wer hat noch einen Kopf dafür! Jeder denkt nur an sich und an das Nächste!"

„Freilich, freilich!" bekräftigten die Andern. „Die Bestattung wäre sonst doch wol feierlich angesagt worden!"

„Der Obristkanzler ist ja auch erst vor drei Tagen von Wien eingetroffen; er kam nur noch eben rechtzeitig, um den letzten Abschied von seiner Gemahlin zu nehmen."

„Ist er hier!" rief Basilius erstaunt.

„Ja; mit kaiserlichem und königlichem Geleit", antwor-

tete Frühwein. „Herr Zdenko von Lobkowitz ist ein Gegner unserer Sache; aber ein sehr ehrenwerther Mann!“

„Das ist er!“ gaben ihm Mehrere das Zeugniß.

„Und welch eine Frau war die Abgeschiedene“, sagte Frühwein. „Sie hat Böhmen nicht verlassen wollen; sie mochte im fremden Lande nicht leben, in fremder Erde nicht ruhen!“

Die Bürger gaben sich die Hand darauf, in einer Stunde am Hause des Obristkanzlers zu sein.

Drittes Capitel.

Es war noch nicht neun Uhr, als die Bürger schon sämmtlich in schwarzer Kleidung und schwarzen Mänteln, die Hüte mit Flor umwunden, vor dem Trauerhause versammelt standen. Alle waren sie von ernsten Empfindungen bewegt, am meisten unter ihnen jedoch Martin Frühwein. Er betrat jetzt die Stätten, die nämlichen Gassen und Häuser wieder, die vor zwei Jahren der Schauplatz der Thaten gewesen waren, deren Folgen noch jetzt so schwer auf dem Lande lasteten, immer schwerer hereindrohten! Damals war Frühwein unter den Erbittertsten gewesen, zumal gegen Martiniz, an den er selbst Hand gelegt. Er hatte, als dieser und Slawata nach ihrer wunderbaren Rettung in eben das Haus flüchteten, vor dem er jetzt stand, ihre Auslieferung gefordert. Wie ganz andere Gefühle bewegten ihn heut als an jenem Tage, wo die Bewohnerin den Geflüchteten, Bedrohten einen so edlen, muthigen Schutz gewährte!

Unerträglich dünkte es ihn damals, auch nur einen Tag länger so auszuharren wie bis dahin; jetzt mußte er sich im Innern sagen: „O es wäre dennoch besser gewesen, wir hätten was uns bedrückte nicht gewaltsam gesprengt; wir würden vielleicht mehr erreicht haben, als uns jetzt zu Theil geworden!“ Und hätte er vollends die kommenden Jahre gekannt! — Ebenso hatte der heftige Haß gegen die Urheber der Bedrückungen sich gelegt. „Wie blind macht uns doch die Leidenschaft des Zorns!“ dachte er bei sich. „Damals wollte ich Slawata und Martiniz selbst auch noch aus diesem Zufluchtsorte reißen, den sie nur durch ein wahrhaftes Wunder erreichen konnten! Und heut könnten sie hier unter uns stehen, ich würde fühlen, daß die Trauer um eine edle Frau uns Alle vereint und versöhnt. Sie waren uns feindselig, hatten gehässige Thaten verübt; aber hatten wir nicht Männer, fähig, ihnen ruhig festen Widerstand zu leisten? Waren Thurn, Schlick, Harrant, Olbramowitz, der würdige Caplicz, Jessenius, Budowecz nicht ihnen gleich in Ansehen und Macht? Und waren wir nicht die Ueberzahl? Hätte besonnener, beharrlicher Widerstand, ohne gewaltsamen Bruch der Ordnung, ohne Frevelthat und Mord, nicht doch erreicht, was wir erreichen durften? Und haben wir es jetzt erreicht? — Aus der Kirche unseres erwählten Königs ist jegliche würdige Gestalt des Heiligen Abendmahls verbannt. Wir müssen das Nachtmahl des Herrn an einem plumpen Holztisch, mit schmachvoll dürftigem Linnentuch bedeckt, nehmen, wie kaum dem Wanderer in der Herberge der Tisch gedeckt wird! Die Bilder ehrwürdiger Heiligen, frommer Männer, von denen uns die Geschichte des Glaubens Großes erzählt, sind aus den Kirchen geworfen! Selbst unsere Glocken müssen verstummen! Von diesem erhabenen Dome“ — er blickte nach der Schloßkirche auf, deren hohe

Pyramide finster in den bewölkten Himmel ragte — „ertönt kein Geläut, die Feier dieser Bestattung zu ehren!"

— — Die neunte Stunde war herangekommen. Die Verwandten und näheren Freunde der Dahingeschiedenen, und viele Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, hatten sich schon im Trauerhause versammelt; die Bürger gingen nun auch gemeinsam hinauf. Der offene Sarg, von Kerzen umgeben, stand in dem nämlichen Saale, von dessen Balcon herab Polyxena mit heldenmüthiger Rede den wilden Andrang der Erbitterten zurückgehalten hatte. Jetzt lag sie, ein edles Marmorbild, im Sarge. Das sonst flammende Auge war bedeckt von den herabgesunkenen Lidern; den blassen, geschlossenen Lippen entfloh kein hohes Wort, kein leiser Hauch mehr! Doch redete das stumme Antlitz lebendig in das Herz! — Vor diesem Hause hatte jüngst die Zwietracht getobt, ihre brandenden Wogen gegen die Pforte geschlagen. Um diesen Sarg schloß Eintracht den Bund; Versöhnung schwebte über der Bahre. Die drei, in feindseliger Richtung getrennten Söhne des Hauses Lobkowitz standen, durch die gemeinsame Trauer um die von Allen verehrte Todte wieder in brüderlicher Gesinnung verschmolzen, wie sie den Stammverwandten ziemt, nebeneinander zu Häupten der Entschlummerten, Zdenko von Lobkowitz, der trauernde Gatte, der Greis Mathias Leopold, dessen ehrwürdiges Haupt schon damals den Zorn der Erbitterten entwaffnete, und Wilhelm von Lobkowitz, der die Fackel der Zwietracht so wild geschwungen hatte, am 23. Mai, dem unseligen Tage für Böhmen!

Es entstand ein leises Murmeln von der Thür her; der schon um den Sarg geschlossene Kreis öffnete sich.

Thurn und sein Sohn traten ein. Aller Augen wandten sich auf die beiden einander so ähnlichen und doch

so ungleichen Gestalten. Graf Mathias Thurn sah tief ernst, ja finster aus. Das Haar war ihm in den letzten beiden Jahren zu Schnee gebleicht. Sein Auge loderte noch in dunkler Glut, die italienische Abstammung verrathend; doch Stirn und Wangen waren tief gefurcht und die Haltung gebeugt. Seine ganze Erscheinung drückte schwere, innere Kämpfe aus; die schwarze Trauerkleidung erhöhte noch den düstren Eindruck. Neben ihm war sein Sohn, Heinrich, sonst dem Vater sprechend ähnlich, das Bild der sorgenlosen, schönen Jugend. Braunes, lockiges Haar umfloß seine Stirn; sein blaues Auge, das Erbtheil seiner deutschen Mutter Elisabeth, schaute offen in die Welt, wenn auch in diesem Augenblicke wehmüthig. Denn sein weiches junges Herz war tief ergriffen von dem Anblick der entseelten Hülle der edlen Frau, die er — in besseren Tagen! — oft in seines Vaters Hause gesehen. Sanfte Trauer sprach aus seinem Angesicht; doch frei war es von den dunklen Schatten der Schwermuth und Sorge. Nur ein leicht vorüberziehendes Gewölk verschleierte die innere Frische und Heiterkeit seiner Seele.

„Thurn ist um zehn Jahre gealtert, seit zweien", flüsterte der Stadtschreiber Nikolaus Diewiß dem neben ihm stehenden Dusseck ins Ohr.

„Er hatte noch braunes Haar im verwichenen Mai! Wie alt mag er sein?" fragte dieser.

„Im Anfang der Funfziger, denk' ich", antwortete Diewiß leise. „Wartet einmal, — wann war es, als er des Burggrafenthums von Karlsstein entsetzt wurde, was ihn zuerst so erbitterte? Es muß auch im October gewesen sein. Richtig, vor drei Jahren! Anno domini Eintausend sechshundert und siebzehn. Nun damals, erinnere ich mich, sagte er im Unmuth: «Wahrlich, ich bin weder zu jung noch

zu alt, um des Amtes unfähig zu sein, gerade funfzig — das rechte Mannesalter!» — Er muß also jetzt dreiundfunfzig sein."

„Doch er sieht aus wie ein Dreiundsechziger mindestens! Trotzdem immer noch ein Mann wie von Eisen!"

„Nein, das sagt nicht! Wie von verwittertem Stein sieht er mir aus", erwiderte Diewiß. „Er hat wol noch Dauer, aber morsch ist er doch. Der Sohn dagegen, der sieht aus wie frisch aus glattem Marmor gehauen!"

„Wahrhaftig, ein schöner junger Ritter!" antwortete Dusseck. „Der Bart sproßt ihm kaum ums Kinn. Der Vater war ganz so in seiner Jugend; aber er wurde noch stattlicher als Mann! Ihr hättet ihn sehen sollen, als er auf dem Schecken in die Passauer stürmte!"

„Still! Die Priester kommen!" gebot Diewiß leise. —

Die Freifrau von Lobkowitz, katholischen Glaubens, wurde bestattet nach den Gebräuchen ihrer Kirche. Kerzen umgaben den Sarg; die Geistlichen und Chorknaben erschienen mit den Weih- und Rauchgefäßen; sie sprachen Gebete und knieten am Sarge. Alle Anwesende sanken mit auf die Knie.

Es war ein erschütternder Anblick, die drei Männer aus dem Hause Lobkowitz, einander so heftige Widersacher im Leben, hier im Angesicht des Todes gleich drei Brüdern knien zu sehen an der Bahre einer theuren Schwester; — und dem Einen war sie noch mehr gewesen!

Der Sarg wurde geschlossen; die Träger erhoben ihn, um ihn unter feierlicher Procession nach der Theinkirche hinabzutragen. In der Stille ordnete sich der Leichenzug. Hier fand kein Unterschied des Glaubens statt; Alle, die sich angeschlossen, fügten sich den Gebräuchen der Kirche, welcher die Entschlafene angehörte.

Als der Zug, den zwölf Fackelträger eröffneten und viele an der Seite begleiteten, wenige Hundert Schritte vom Hause entfernt war, stockte er plötzlich und die Gesänge der Chorknaben verstummten.

„Was ist das?“ fragten die Nachfolgenden mit Erstaunen. Es lief ein Murmeln von vorn her durch die Kette.

„Was gibt es? Warum stockt der Zug? Weshalb schweigt der Grabgesang?“

Eine Antwort, düsterer und niederschlagender als die Trauerhandlung selbst, erfolgte.

„Die königlichen Trabanten haben ihn angehalten und den Gesang verboten! Es soll, zumal in der Nähe der Schloßkirche, kein entweihender Gebrauch geduldet werden. Genug sei es, daß man der heimlichen Abgötterei in den Kirchen der Papisten selbst nicht Einhalt thue!“

Tiefer Unwille ergriff das Trauergefolge bei dieser Kunde. „Wie unwürdig! Wie gewaltsam! Sollen wir das dulden?“ murmelten die Stimmen.

Doch der Obristkanzler Zdenko Albert von Lobkowitz sprach ein würdiges, gemäßigtes Wort. „Fügt euch, liebe Herren und Freunde“, bat er, „dieser Anordnung! Erdulden wir die Gewalt ohne Widerstand, damit nicht noch größeres Aergerniß die Feierlichkeit entweihe! Um der Todten willen haltet Ruhe, damit ihre Ruhe nicht gestört werde auf ihrem letzten Wege!“

So wurde Polyxena, die edle Beschützerin und Retterin der Häupter wild entbrannter Parteien, von beiden versöhnlich zur Gruft geleitet, aber in lautloser Stille, wie die Gruft selbst.

Viertes Capitel.

In Thurn's Hause zu Prag saßen an diesem Abend Elisabeth, Thekla und Therese in weiblicher Thätigkeit und im vertrauten, aber nicht heitren Gespräch beisammen. Sie waren nun schon seit länger als zwei Jahren gewohnt, sich die Abwesenheit der Männer zu Krieg und schweren Lebensgeschäften durch inniges Aneinanderschließen tragen zu helfen. Diesmal waren indeß nur Xaver und Wolodna durch den Krieg entfernt gehalten, da sie sich bei dem gegen den anrückenden Maximilian von Baiern aufgestellten Heere befanden; Thurn, Vater und Sohn, hatte die Bestattung Polyxena's von Lobkowitz nach Prag geführt.

„Welche Zeit das!“ begann Elisabeth nach einer längern Stille, die beklemmend im Gemach herrschte. „Mann und Sohn kommen nur zu uns herein von der Stätte des blutigen Kriegs, um an einer Grabstätte zu weilen!“

„Ich wundre mich, liebe Mutter“, sagte Thekla, „daß wir nichts von dem Zuge hören. Die Bestattung sollte doch mit aller Feierlichkeit geschehen!“

„Es ist überhaupt todtenstill diesen Abend in Prag!“ sagte Therese.

„Auch das Schloß ist wie ausgestorben heut“, bemerkte Thekla; „ich ging vorher noch im Abenddunkel ein wenig unter den entblätterten Bäumen des Gartens auf und nieder und sah hinauf. Es waren nur einzelne Fenster erleuchtet.“

„Sonst strahlt meist die ganze Reihe der Fenster von hellem Kerzenlicht“, sagte Therese bitter; „es war mir lieb, daß der Schimmer nur vereinzelt durch das Laub drang.

Jetzt freilich sind die Bäume lichter — da wird man den Anblick der vollen Pracht haben!"

„Ich bin dankbar", versetzte Elisabeth, „daß wenigstens heut, an diesem ernsten Tage, kein Fest stattfindet. Es hätte zu argen Anstoß gegeben!"

„Kaum könnte es noch ärgeren geben!" seufzte Therese. „Und doch soll, wie ich gehört, auf Befehl der Königin heut für die englischen Herren, die ihr Vater an sie gesandt, ein Abendfest stattfinden. Es ist nur auf eine spätere Stunde verschoben worden. Vielleicht ist jetzt schon das Schloß wieder erleuchtet im blendenden Glanz der Freude!"

„Ich hoffe nicht, Therese", entgegnete Elisabeth mild; „wir könnten es aber aus meinem Schlafzimmer sehen."

Sie stand auf und ging in ihr dicht anstoßendes Schlafgemach, dessen Fenster gegen den Garten lagen, in den das Schloß auf dem Hradschin von seiner steilen Höhe hinabschaute.

„Mein Gott", rief sie überrascht, — „das strahlt hell, aber wie von einer Feuersbrunst!"

Thekla und Therese sprangen auf und eilten der Gräfin nach. Ein röthlicher Schein flackerte an den hohen Schloßmauern auf; schwärzliche Dampfwolken lagerten sich darüber hin.

„Das wird der Widerschein der Fackeln von dem Trauerzuge sein", bemerkte Therese.

„Ein schauerliches Bild!" flüsterte Thekla vor sich hin.

„Und dennoch sehe ich es lieber als die von Kerzen leuchtenden Fensterreihen, aus denen der Schall der Cimbeln und Hörner ertönt", sagte Therese ernst.

„Prag ist eine traurige Stadt", versetzte die Gräfin, sich umwendend, „ob sie uns Bilder des Schmerzes oder

der Freude zeige, sie schneiden ins Herz! — Ach, fast möchte ich Die, welche zur Ruhe getragen wird, für die Glücklichste halten", brach sie im Schmerzgefühl aus.

„Meine Mutter!" rief Thekla und umschlang sie in Thränen.

„Nein, nein, mein holdes Kind, so war es nicht gemeint", sagte Elisabeth mit dem Ton der innigsten Mutterliebe; „solange du mich nicht verlässest, möchte ich diese Erde nicht verlassen! Ich bin ja so reich, so reich! Wenn bei der Trauer und dem Unglück des Ganzen der Einzelne glücklich sein kann .... wie glücklich ist dann deine Mutter!"

Ein leises Pochen an der offenen Thür unterbrach diesen süß schmerzlichen Erguß der Seele. Es war der Hauswart Balthasar, der sich ehrerbietig verneigte und im Namen der Dienerschaft die Bitte aussprach, dem Zuge zuschauen zu dürfen, der eben von dem Hradschin herabkomme und seinen Weg über die Moldaubrücke nach der Altstadt nehmen werde. „Ich bleibe natürlich zurück", setzte er bescheiden hinzu, „denn Einer muß doch des Hauses warten."

„Nein, Balthasar, geh du auch; wir bedürfen jetzt Niemandes. Seid nur zurück, bevor der Graf kommen könnte."

„In einem halben Stündchen höchstens bin ich wieder hier", versicherte der Greis, der die Erlaubniß gern benutzte, und ging.

„Man kann aus des Grafen Zimmer den Zug über die Brücke gehen sehen", sagte Therese.

„Gut, so wollen wir hinüber", antwortete Elisabeth, „so düster der Anblick ist; denn auch das Schmerzliche zieht uns oft unwiderstehlich an!"

„Ich möchte um Erlaubniß bitten, zu mir hinunterzugehen“, sagte Therese halb fragend.

„Freilich, freilich! Die Mutter hat die ersten Rechte und Pflichten“, antwortete die Gräfin, Theresens Absicht, ihren Knaben zu behüten, errathend. „Du wirst einen süßen Anblick haben, eine Wiege, — wir sehen einen Sarg!“

Therese ging; Elisabeth nahm selbst einen Armleuchter mit zwei Kerzen und begab sich mit Thekla in das Wohnzimmer des Grafen. Der Abend war für die späte Jahreszeit milde; Elisabeth trat daher, nachdem sie das Licht im Hintergrunde des Zimmers auf einen Tisch gestellt, mit Thekla an ein Fenster und öffnete es.

Ein Theil der Stadt lag vor ihnen; zwischen den Häusern konnten sie den matt blinkenden Strom verfolgen, auch die schwarze Masse der Brücke, die sich schwer darüber lagerte, unterscheiden. Doch hüllte sich das Bild in tiefe Finsterniß; denn der Himmel war bewölkt, und das trübe Licht einzelner heller Fenster das einzige, welches auf die dunklen Gassen fiel, oder sich hier und da im Strom abspiegelte.

Nicht lange dauerte es, so rötheten sich die Giebel der nächsten Häuser zu ihrer Rechten in der Gasse, die zur Brücke führte, durch den Fackelschein des herannahenden Zuges. Hoch über demselben, auf der Spitze des Lorenzoberges flimmerte ein einzelnes Licht; es war eine Ampel in der Kapelle droben.

Das ferne Rauschen der Moldau und das dumpfe Murmeln der Stimmen von dem Zuge her, welchen Volksmassen auf beiden Seiten umstanden, waren die einzigen Laute, welche die hehre Stille unterbrachen.

Jetzt rötheten sich die schwarzen Thürme am Eingang der Brücke an der Kleinseite. Ein Stück weiter hin wurden

die ersten Fackelträger auf der Brücke selbst sichtbar. Das nicht zu hohe Steingeländer*) ließ einen Theil der Gestalten selbst wahrnehmen, die sich im ununterbrochenen Zuge langsam dahinbewegten; die, welche in der Nähe der Fackelträger gingen, sprangen röthlich beleuchtet hervor. Der Dampf der Fackeln zog über die Brücke hin.

„Sieh, liebe Mutter, wie das Crucifix im dunkelrothen Schimmer widerstrahlt!“

„Es ist schauerlich! Als ob das Blut, das gegenüber vergossen worden, davon herabträufelte!“

„Ach!“ rief Thekla plötzlich erschrocken aus und sprang auf. — Eine Männergestalt, die, im Halbdunkel des Zimmers nicht erkennbar, mit leisen Schritten in dasselbe eingetreten war, stand fast dicht vor ihnen. Doch der Schreck durch das Auge wurde schnell durch die vollkommenste Ueberraschung des Ohrs geheilt, denn:

„Vergebung“, war das erste Wort des Fremden, und Thekla erkannte die Stimme des Prinzen Christian von Anhalt. „Vergebung, daß ich so ganz unvermuthet eintrete; allein ich suchte umsonst im Vorsaal nach einem Diener!“

Thekla in ihrer jungfräulichen Ueberraschung und Scheu fand keinen Laut der Erwiderung. Doch Elisabeth, deren Hand der Prinz mit Ehrerbietung küßte, antwortete: „Dies war unsere Schuld, Prinz; wir hatten allen unseren Leuten Erlaubniß gegeben, das Haus zu verlassen; ich begreife

---

*) Die prager Brücke trug im Jahre 1620 noch keine Bildsäule des Nepomuk und überhaupt noch keine Heiligenbilder. Erst die spätere katholische Zeit stellte diese auf. Es befand sich zuvor nur ein Crucifix auf der Stelle, die jetzt der Schutzheilige Böhmens einnimmt, und gegenüber ein — Hinrichtungsplatz.

nur nicht, daß es nicht geschlossen war. — Wenn die Plötzlichkeit Ihres Erscheinens", fuhr sie mit einer geselligen Wendung fort, „uns etwas erschreckt hat, so ist die Freude darüber nur desto wohlthuender."

„Sie sind stets so gütig, Frau Gräfin", antwortete der Prinz, und der Ton seiner Stimme bewies, daß er eine Wahrheit seines Herzens aussprach.

Mit schüchternen Lippen gestattete sich Thekla jetzt die Frage, was ihn aus dem Feldlager so unvermuthet hereinführe.

„Darf ich ganz aufrichtig sprechen?" erwiderte er, mehr zur Gräfin Elisabeth als zu Thekla gewandt.

„Ich wüßte nicht, was uns mehr Werth haben könnte als die volle Aufrichtigkeit unserer Freunde", antwortete die Gräfin.

Thekla's ahnende Seele ließ sie süß erbeben.

„Ich hatte erfahren, daß der Graf Thurn und Heinrich" — er pflegte seinen lieben Waffengefährten stets bei seinem Vornamen zu nennen — „Urlaub nach Prag genommen hatten, um der Bestattung der Freifrau von Lobkowitz beizuwohnen. Da bat ich den Vater, auch mir einige Tage zu gestatten. Es war nur zu spät, um mich dem Grafen anzuschließen; ich bin erst vor einer Stunde eingetroffen. Ich wollte ...." Er stockte. — „Wir haben", begann er wieder mit einer andern Wendung, „leider beim Heere jetzt nichts zu versäumen. Es kommt zu keinem Gefecht; wir ziehen hin und her, um den Feind zu ermüden und aufzureiben, ermüden und reiben uns selbst aber vielleicht mehr auf!"

„Es herrschen Krankheiten unter den Truppen, hat man uns berichtet", bemerkte Elisabeth.

„Krankheiten, Mangel, Unzufriedenheit", antwortete der

Prinz. „Man wäre versucht, zuweilen sein Leben zu verwünschen, — wenigstens diesen ganzen Krieg, wo es zu keiner Schlacht kommt!"

„Ja, lieber Prinz, lassen Sie uns unsere Wünsche nur gegen diesen richten", antwortete Elisabeth.

„Meine Wünsche", begann er wieder und stockte wiederum; „o Gräfin, Sie kennen sie ja! Diese führen mich hierher; ich habe nur noch ein Ziel des Lebens für mein Herz! Alles Andere ist nur strenge Pflicht."

Thekla trat leise näher zu ihrer Mutter.

„Setze dich, mein theures Kind", sprach diese zu ihr und zog sie sanft nieder auf den Sessel. Dann wandte sie sich zum Prinzen.

Dieser wartete ihre Worte nicht ab. „Es muß einmal Alles vom Herzen, dachte ich. Der Graf Thurn geht nach Prag, Heinrich mit ihm, dann sind sie Alle beisammen. Auch ich will hin und offen reden!"

„Theuerster Prinz, Sie sprachen von strenger Pflicht. Wenn diese nun Ihren Wünschen entgegen ist? — Sie wissen, was ich Ihnen gesagt .... Und überdies, wer könnte künftige Geschicke bestimmen in diesen wechselvollen, schweren Zeiten!"

„Lassen Sie mich ganz schlicht erzählen", antwortete der Prinz mit einem Ton der Ruhe, welcher zeigte, wie groß die Gewalt war, mit der er seine wallende Stimmung beherrschte. „Ich habe mit dem Vater gesprochen. Er war anfangs sehr streng, dann sehr milde; er hat mich nicht ohne Hoffnung gelassen. Indeß wendet auch er mir ein, daß die erschütterte Lage der Länder in Deutschland keinen festen Lebensplan zulasse. Er sagte mir: «Zuvor muß sich dieser Kampf entscheiden; Böhmens Schicksal, an welches das unsrige sich jetzt so eng knüpft, muß gesichert sein!» —

Es ist möglich, daß dies durch eine Schlacht geschehe, — doch es kann auch noch lange zweifelhaft bleiben!"

„Füge Gott es anders!" sprach Elisabeth mit einem Seufzer.

„Diese eine Schlacht — sie steht uns bevor, trotz alles Zauderns — sie muß geschlagen werden, bald!" rief der Prinz feurig. „Darum möchte ich dem Grafen Thurn ebenso aufrichtig mein Herz öffnen wie meinem Vater! Wenn er mir gewährt, was mir der Vater doch nicht versagt .... o, dann soll dieser Schlachttag mein Dasein krönen — oder enden!"

„Prinz!" rief Thekla erschreckend.

„O wäre sie nur da, diese Schlacht! Begönne sie morgen, gleich jetzt! Kann ich bewirken, daß eine Schlacht gewonnen wird, diese sollte ein Sieg sein wie noch keiner!" brach der von der Flammenglut der Liebe und des Heldenmuths gleich ergriffene Jüngling begeistert aus, indem er die Hand Elisabeth's ergriff. „Lassen Sie mich nicht länger bitten, Gräfin, lassen Sie mich nicht vergebens gekommen sein! Gestatten Sie mir, gleich heut, gleich diesen Abend mit dem Grafen Thurn zu sprechen! Ach, Sie glauben nicht, wie ein Herz leidet, dessen Empfindungen in so enge Bande der Zurückhaltung geschnürt sind als das meinige!"

Er wagte in der Scheu reiner Jugend nicht, sich an Thekla selbst zu wenden und ihre Fürbitte anzusprechen.

„Haben Sie denn mit Ihrer würdigen Mutter gesprochen, Prinz?" fragte Elisabeth sanft erinnernd.

„O, meine Mutter, sie ist die Güte, die Liebe selbst gegen mich! Was sie mir sagt — das weiß ich!" antwortete der Prinz. „Allein gesprochen habe ich noch nicht mit ihr; sie soll nur durch mein volles Glück selbst beglückt werden, nicht mit mir zittern um mein

ungewisses, vollends nicht mit mir weinen um mein verlorenes!"

Thekla war überglücklich, so edle Worte kindlicher Liebe zu hören.

Auch die Gräfin war tief bewegt. Sie wollte eben antworten, als sich Schritte im Vorzimmer hören ließen.

Es war Balthasar, welcher eintrat um seine Rückkehr zu melden. Die Gräfin fragte ihn, ob das Hausthor offen geblieben sei.

Der treue Alte antwortete ganz bestürzt: „Ich wollte erst nur bis zur Thomaskirche gehen und gleich zurückkehren; allein als ich den Sarg der gnädigen Dame sah, der ich so oft hier die Pforte geöffnet habe, da — verzeihen Ew. Gnaden, da konnte ich mich gar nicht vom Zuge trennen und geleitete ihn bis auf die Brücke. Ich bin aber auch Allen voraus zurückgeeilt."

Es war ein Glück zu nennen, daß diese äußerliche Unterbrechung den Augenblick der leidenschaftlichen Bewegung mit unterbrach. Thekla konnte einige Fassung gewinnen, Elisabeth einen Entschluß fassen.

„Verweilen Sie bei uns", sagte sie zu dem Prinzen, „bis der Graf nach Hause kommt; er muß ja bald zurück sein." — — — O wie schnell entfloh die Stunde, bis Thurn zurückkehrte, den glücklich Liebenden im vertraulichen Gespräch!

Jetzt hörte man das Thor öffnen und ihn und Heinrich eintreten.

„Der Vater!" flog es leise über Thekla's Lippen; dann versagte ihr der Athem; sie konnte nur das eine Wort hauchen.

„Ich werde ihm entgegengehen", sagte Elisabeth und stand auf.

In dem Wunsche, Thurn vorzubereiten, vergaß die Gräfin die nächste Folge dieses Schrittes, daß sie Thekla und den Prinzen ganz allein ließ. Doch war ihre Uebereilung natürlich. Denn noch wußte Graf Thurn nichts von der Neigung des Prinzen zu Thekla. Diese hatte ihr Gefühl kindlich in den Busen der Mutter ergossen; allein der Mutter erschien diese Liebe als ein jugendlicher Traum, dessen Erfüllung in zu dunkler, unsicherer Ferne stand, um ihm ein größeres Recht einzuräumen als das, was er in der Tiefe der verschwiegenen Brust ausüben konnte. Elisabeth's Mutterherz war beglückt durch die Wahl der Tochter, aber ihre besonnene Einsicht ließ sie die Schwierigkeiten, die sich der Verbindung entgegenstellten, klar erkennen. Sie hatte daher, als der Prinz am Morgen nach jenem Begegnen mit Thekla auf dem Fest im Schlosse bei den Frauen zum Besuch erschien, ihn allein empfangen. Sein warmes junges Herz ergoß sich, der Milde Elisabeth's gegenüber, bald im vollen offenen Strom. Da redete sie zu ihm mit mütterlicher Theilnahme für ihn selbst, wie für die eigene Tochter. Sie machte es ihm zur Bedingung, seinem Herzen die Pflicht der Entsagung aufzulegen, und zu warten, ob eine Zeit kommen werde, wo der zarte Keim dieser Liebe sich dem Blick der Welt enthüllen dürfe. Sie legte es ihm ans Herz, daß ein vorzeitiges Enthüllen die Knospe rauhen Stürmen preisgeben werde, die sie im ersten Duft brechen könnten. Er solle abwarten, bis eine mildere Sonne der Zukunft aus dem dunklen Gewölk der Gegenwart hervortrete. Unter dieser Bedingung wolle sie die stille Beschützerin seiner Liebe sein und ihm das Kleinod behüten, das er in Thekla's Gegenliebe besaß. — Auch Thurn hatte sie daher das Geheimniß nicht mitgetheilt, nur weil sie besorgte, es möge mehr Unheil als Heil daraus für die Liebenden erwachsen.

Jetzt, da des Prinzen Leidenschaft und feuriger Muth dennoch die engen Schranken des Geheimnisses durchbrechen wollte, mußte Thurn durch sie zuerst von dem stillen, aber unauflöslich innigen Bunde Beider erfahren.

Ueberrascht sah sich Thekla zum ersten mal seit jenem berauschenden Augenblick auf dem Feste allein mit dem Geliebten. Beide standen einander beklommen und stumm gegenüber; Thekla in bebender Jungfräulichkeit, der Prinz in heiliger Verehrung. Er blickte zu ihr hin wie zu einer himmlischen Erscheinung, die kein irdischer Wunsch, keine irdische Hand berühren dürfe. Doch der zauberhafte Zug der Herzen zueinander wurde mächtiger und mächtiger, die reine Flamme loderte höher und höher, die Schranken, die sie hemmten, sanken in leichtverwehte Asche hinab. Mit zitternder Glut ergriff der Prinz Thekla's Hand; sie ließ sie ihm. Er zog sie näher an sich, sie widerstrebte leise; sein Arm umschlang sie, ihr Haupt sank an seine Brust.

Ohne ein einziges Wort thaten Beide hier das unverbrüchliche Gelübde, ewig unzertrennlich Eins zu sein!

Schritte näherten sich der Thür. Elisabeth trat ein. Thekla, die sich den Armen des Geliebten leise entzogen hatte, sank mit stummen Thränen in die der Mutter. — Elisabeth küßte die Tochter mild auf die Stirn. Dann sagte sie mit vor innerer Wallung kaum hörbarer Stimme zu dem Prinzen:

„Graf Thurn bittet Sie, Prinz, ihn hier zu erwarten. Er wird sogleich bei Ihnen sein. Sie erlauben, daß wir auf unsere Zimmer gehen."

In der Thür schon begegneten sie Thurn. Wehmuth und düstere Sorge lagen auf seiner Stirn; doch begrüßte er Thekla mit einem milden, väterlichen Blick, und indem sie sich auf seine Hand biegen wollte, um sie mit Küssen

und Thränen zu benetzen, hob er sie sanft empor, strich ihr freundlich die Locken aus der Stirn und sprach: „Meine Herzenstochter! — — Ich werde sogleich drüben bei euch sein!“

Diese Worte waren ein linder Hauch des Trostes und der Hoffnung in Thekla's zitterndes Herz; sie gaben ihr ein Unterpfand, daß die Liebe der Aeltern die Beschützerin der Liebe ihres Herzens sei gegen die dunkle Feindseligkeit der Schickungen, die ihr drohen könnten. — Ihre Beklommenheit löste sich weich am Herzen der Mutter.

Nach wenigen Minuten traten der Prinz und Thurn zu den Frauen ein; Heinrich folgte Beiden. Der Graf nahm den Prinzen an die Hand, führte ihn zu Elisabeth und sprach in innerster Bewegung: „Auf dem schwankenden Boden der Gegenwart läßt sich kein Grundstein für einen Bau der Zukunft legen. Doch der Tag, der unserem Vaterlande das Geschenk des Friedens und der Freiheit bringt, führt uns einen Sohn ins Haus!“

Dabei legte er die Hand segnend auf des Prinzen Haupt. Es war ein Augenblick der Glückseligkeit Aller, den keine Zunge schildert.

„Ein Segensstrahl des gütigen Himmels, der durch das Dunkel dieser Zeit bricht!“ sagte Elisabeth gen Himmel blickend. — —

Er war der letzte, der auf das Haus Thurn fiel!

Fünftes Capitel.

Das Heer der Verbündeten gegen Böhmen, unter dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Grafen Boucquoi, war am Ende des Octobermonats so weit vorgedrungen, daß es bei Rackonitz sein Lager aufgeschlagen hatte. Das böhmische Heer stand ihm unfern gegenüber.

Der Herzog hatte einen Kriegsrath in seinem Zelte angesetzt; die Stunde, in der er beginnen sollte, war nahe. Diener stellten eben die Sessel in Ordnung und belegten den Feldtisch mit einer Decke. Ein alter Wachtmeister setzte ein Schreibzeug darauf, und legte Papier und Federn hin.

„Wird denn hier so viel Schriftliches abgemacht werden?" fragte einer der Diener. „Das Schreiben ist sonst nicht die Sache der Herren vom Schwert."

„Wird auch nix damit zu End' gebracht", antwortete der Wachtmeister mürrisch in seinem oberdeutschen Dialekt. „Lob' mir den Pallasch! Kann doch aber einmal nix ohne Tinte und Feder abgemacht werden!"

„Mit dem Pallasch macht ihr aber auch nicht viel ab in diesem Kriege", meinte der Diener.

„Du, Jakob, verwahr' deine Zunge!" warnte ihn sein Kamerad.

„Ist genug geschehen!" sagte der Wachtmeister. „Am 8. September erst sind die Armeen zusammengetroffen bei Pölla und hier hereing'ruckt nach Böhmen. Und jetzt

stehen wir zwölf oder vierzehn Stund' von Prag — in der siebenten Wochen!"

„Ja, funfzigtausend Mann", antwortete Jakob, „sind fast zwei Monate hin und her im Lande marschirt, haben Alles verwüstet und zerstört und doch keine Schlacht geliefert!"

„Die Märsch und Contremärsch, die Strapazen, Krankheit und Hunger, fressen uns mehr auf als drei Schlachten. Und daran ist all's die Federfuchserei schuld!" brummte der Wachtmeister.

„Wäre der Kurfürst Georg von Sachsen nicht von den Evangelischen abgefallen", fing Jakob wieder an, „und hätte die Lausitz angegriffen, wär's euch vielleicht noch viel schlechter gegangen!"

„Jakob! Wahr' dein gottloses Maul!" rief sein Kamerad abermals.

„Ist's doch wahr! Ich weiß schon, was ich sage, Benedict!"

„Es kann dir aber schlecht bekommen!"

„Sagt's doch der Herr Herzog oft genug selbst! — Hat er nicht noch gestern gesagt: «Es ist eine Schande, daß wir nicht einmal Pilsen in unserer Gewalt haben!»? Aber das vertheidigt der eiserne Graf Mansfeld. Da ging es nicht so wie zu Pisek!"

Der Wachtmeister murmelte etwas Unverständliches.

„Da habt ihr euch mit eurem Pallasch auch nicht sehr rühmlich hervorgethan! Die unglückselige Stadt ganz in Asche zu legen, alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder zu morden ...."

„Das ist das katholische Gesindel gewest", rief der Wachtmeister.

„Der Herr Herzog war selbst aufgebracht genug darüber“, fiel Benedict ein.

„Hat ja mit dem Boucquoi selbst dreingehauen auf die Schandbrut“, eiferte der Wachtmeister.

„Warum habt ihr aber den Obersten Hack, der sich so brav vertheidigt hat, aufgehängt?“ fragte Jakob.

„Mag er sich bedanken dafür beim Herzog Christian von Anhalt. Warum ist der nicht zum Entsatz gekommen!“ fuhr der Wachtmeister, der die That nicht loben konnte, auf.

„Darum mußte der Oberst hängen!“ rief Jakob. „O ihr Leute vom Pallasch!“

„Mußte einmal ein Exempel statuirt werden! Mußten den Böhmen Furcht einjagen!“ erwiderte der Alte mürrisch.

„Furcht? Wüthend habt ihr sie gemacht! Und hat's euch was für Pilsen geholfen? Ihr hättet nur hören sollen, Wachtmeister, was gestern der pilsener Deserteur erzählte, den der Herr Herzog selbst hier ausfragte. Mansfeld hat euch ausgespottet! «Laßt sie nur kommen», hat er zum Oberst Schlammersdorf gesagt, als ihr anrücktet, «ich habe die Stadt vor zwei Jahren dem Boucquoi abgenommen, ich weiß wie man sie gegen einen Angriff vertheidigen muß. Wollen sehen, ob er sie mir jetzt wieder nehmen wird!» Elf Tage habt ihr sie berannt und beschossen! Und was hat euch der Mansfeld sagen lassen, als ihr ihn dann aufgefordert habt, sich ehrlich zu ergeben? «Mein Wille ist eisern wie mein Harnisch. Brecht euch nur die Zähne an meinen Mauern aus, ihr habt ja nichts Andres zu beißen und zu brechen hier in Böhmen!»“

„Sei's Gott geklagt!“ stöhnte der Wachtmeister. „Aber es wird ein End' nehmen! Das Unwetter ruckt von allen Seiten heran, über's böhmische Land und seinen König! S'wird immer finstrer! Kommt's zur Schlacht, dann schlagt's

ein, daß Alles kracht und bebt!" Dabei schlug er mit der nervigen Faust auf den Tisch.

„Laßt uns nur den Tisch ganz!" fiel Benedict ein, und schob den Alten zurück.

„Wenn's nur heut hier die Schlacht beschließen wollen, daß es morgen losgeht, so soll ...."

„St!" unterbrach ihn Jakob, und stieß ihn in die Seite. „Da kommen die Herren Generale und Obersten."

Tilly trat ins Zelt; die Obersten Haßlang, Graf von der Sulz, Graf Herberstorf, und Pappenheim folgten ihm.

Die Diener und der Wachtmeister zogen sich in den Hintergrund des Zeltes zurück.

Tilly entfaltete eine Landkarte, legte sie ausgebreitet auf den Tisch und blickte stumm darauf hin; Alle schwiegen.

„Da kommt der Feldmarschall", unterbrach Oberst Pappenheim die Stille.

Die Zeltvorhänge wurden weiter zurückgeschlagen; vier Kriegsleute trugen ein Feldbett ins Zelt, auf dem Boucquoi lag. Er war in einem der kleinen Gefechte verwundet worden, die den Verbündeten schon viele Leute und auch angesehene Offiziere gekostet hatten. Graf Fugger und der Italiener Conte Aquaviva waren geblieben.

„Wie ist Ew. Excellenz befinden?" fragte Tilly und trat auf die Bahre zu.

„Nicht zum besten, Generallieutenant", antwortete Boucquoi; „ich habe nichts voraus vor unseren Leuten. Doch wollte ich den Kriegsrath nicht versäumen."

Das Eintreten der kaiserlichen Obersten Maradas, Dieffenbach, Colalto, Montecuculi und Albrecht Wallenstein unterbrach das Gespräch. Gleich nach ihnen kam auch der Oberst Balthasar Verdugo, der zwei spa-

nische Regimenter befehligte, mit denen er aus dem Mailändischen durch die Schweiz an die Donau gerückt, und erst seit etlichen Tagen zu dem Heere in Böhmen gestoßen war.

„Ich glaube wir sind vollzählig“, sprach Boucquoi, einen Blick auf die Versammelten werfend, „unserer Zwölf!“

Bei diesem Wort trat der Herzog Maximilian durch einen Eingang von der Seite her ins Zelt. Der ganze Kreis der Offiziere begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Er näherte sich dem Grafen Boucquoi, reichte ihm die Hand, fragte ihn nach seinem Befinden und wechselte dann auch mit jedem der Andren freundliche Worte. „Ich denke, wir schreiten sogleich zum Geschäft“, sagte er dann laut.

Graf Boucquoi's Feldbett mußte ihm zur Rechten gestellt werden; dem Herzog zur Linken nahm Graf Tilly Platz. An jenen schlossen sich die österreichischen, an diesen die bairischen Kriegsobersten an. Der Wachtmeister und die Diener verließen das Zelt.

„Ich brauche euch, werthe Herren“, begann Maximilian, „unsere Lage und den Zustand unseres Heeres nicht zu schildern. Jeder von euch sieht selbst, wie Mangel und Krankheit auf uns eindringen; und der Winter rückt näher und näher. Wir müssen einen entscheidenden Schritt thun, damit uns Noth und Seuchen nicht aufreiben!“

„Wenn die Entscheidung zum Guten führt, ja“, versetzte Boucquoi, der aufgerichtet im Feldbett saß; „allein es ist nicht rathsam, allzu viel auf einen Wurf zu setzen. Leiden wir jetzt schon Mangel und schleppt der Soldat sich entkräftet dahin, was soll geschehen, wenn wir nach einer schweren Schlacht den Rückzug antreten müßten?“

„Wir sind der überlegene Theil! Wir müssen die Schlacht gewinnen!“ antwortete der Herzog.

„Die Mehrzahl sind wir; ja", bekräftigte Boucquoi, „doch darum nicht der überlegene Theil. Unsere Leute sind von Anstrengungen und Mangel erschöpft, ein Drittheil beinahe ist nicht brauchbar im Gefecht."

„Es steht nicht besser mit den Böhmen", erwiderte der Herzog rasch.

„Nicht gut; aber besser."

„Das Land ist allerwegen ausgesogen. Auch sie leiden Noth, auch sie sind von Krankheit aufgerieben!" vertheidigte der Herzog seine Meinung.

„Aber die Böhmen werden unterstützt vom Lande; es bringt ihnen jede Hülfe, die es vermag. Uns nimmt man, was zu nehmen ist, flüchtet, entzieht uns das Letzte; den Böhmen wird das Letzte dargebracht", entgegnete Boucquoi mit steigendem Eifer.

„Wenn wir jetzt nichts Entscheidendes unternehmen, ist der Feldzug dieses Winters verloren. Sagt mir, ihr Herren, ist es anders?" sprach Maximilian immer eifriger werdend, und erhob sich.

„Wenn wir jetzt eine Schlacht verlieren", antwortete Boucquoi mit verstärkter Stimme, „so ist der ganze Krieg verloren."

„Wir müssen schlagen, es fordert's unser Vortheil, unsere Ehre", rief der Herzog feurig. „Ich stimme dafür, daß wir morgen mit dem Frühesten aus dem Lager rücken, und Anhalt die Schlacht anbieten. Was meint Ihr, Generallieutenant?" wandte er sich zu Tilly.

„.... Falls er sie annimmt", antwortete der Graf Tilly mit trockner Schärfe, ohne eine Miene seines ehernen Angesichts zu verziehen.

„Graf Wallenstein, und Ihr?" fragte der Herzog.

„Ich theile des Grafen Tilly Meinung!"

„Wir schlagen also — und morgen?“ rief der Herzog, froh daß seine Meinung zu überwiegen schien.

„Morgen! Wir schlagen! Ja!“ gaben die Uebrigen ihre Meinung.

„Soweit es von uns abhängt!“ setzte der überstimmte Boucquoi in etwas spöttelndem Ton hinzu.

„Das wäre also entschieden“, nahm der Herzog wiederum das Wort. „Allein, wenn, wie der Generallieutenant zu glauben scheint, die Schlacht nicht angenommen wird? Was werden wir dann thun? In dieser ausgesogenen Gegend, wo auf Meilen in der Runde kein Dorf, kein Haus mehr bewohnt ist, können wir nicht länger ausdauern. Wir müssen vorrücken!“

„In dem erschöpften Zustande unserer Leute“, antwortete der bedächtige Boucquoi, „halte ich das für zu gewagt. Wir vertiefen uns immer mehr in Böhmen, werden immer weiter von Zufuhr und Verstärkung abgeschnitten, während die Böhmen immer mehr dahin rücken, von wo sie Verpflegung und neue Mannschaften erhalten können.“

„Auch wir werden neue Zufuhr erhalten, Graf Longueval“, erwiderte der Herzog. „Ich erwarte zweihundert Wagen mit Lebensmitteln. Sie müssen in diesen Tagen eintreffen.“

„Wenn Mansfeld sie nicht abschneidet!“ bemerkte Tilly ruhig.

„Ich würde Ew. herzoglichen Gnaden anrathen“, begann Boucquoi wieder, „der Colonn eeinen Tagemarsch entgegenzurücken, um sie gegen Mansfeld zu decken, und dann die Mannschaften, die Ew. Hoheit aus Bamberg und Würzburg hoffen, abzuwarten. Sind wir um diese achttausend Mann stärker, und sind unsere Leute wieder besser bei

Kräften, dann läßt sich der Krieg mit Nachdruck fortsetzen, und der Erfolg ist wahrscheinlich."

„Wir müssen gerad an auf Prag rücken!" rief Maximilian lebhaft. „Prag ist das Herz Böhmens! Was meint Ihr, Graf Wallenstein, Ihr kennt Böhmen besser als wir Alle."

„Auf Prag"; antwortete der Graf mit kurzer Entschiedenheit, — „doch nicht ohne ausreichende Macht", setzte er hinzu.

„Wir müssen uns zuvor des Landes hinter uns versichern!" wandte Boucquoi mit Nachdruck ein.

„Prag ist Böhmen!" entgegnete der Herzog.

„Mansfeld und Pilsen im Rücken, Anhalt und Hohenlohe vor uns, Mangel und Elend von allen Seiten! Bedenken Ew. herzoglichen Gnaden, in welche Gefahr wir uns stürzen", fuhr Boucquoi in der Vertheidigung seiner Ansicht fort. „Wir müssen die Böhmen täuschen, sie durch unsere Bewegungen seitwärts locken, und dann uns zwischen sie und Prag werfen."

„Wenn sie sich täuschen lassen", sagte Tilly.

„Vom Grafen Thurn glaube ich's nicht!" bemerkte Wallenstein.

„Er hat keine Stimme", entgegnete Maximilian rasch.

„Nicht die entscheidende, wol aber eine rathgebende", entgegnete Boucquoi. „Geruhen Ew. herzoglichen Gnaden mich anzuhören", fuhr der erfahrene Krieger mit Anstrengung fort. „Im Felde ist Vorsicht oft wichtiger als Muth. Wir haben es nicht mit unerfahrenen Feldherren zu thun. Es lag nicht an Thurn, daß jetzt Alles anders steht. Ich habe eine schwere Schule an ihm durchgemacht. Ich muß ihn als Gegner ehren und fürchten. Auch der Fürst von Anhalt versteht den Krieg. Er hat mir noch jüngst bei Eggenburg

zu thun gegeben! Ich schäme mich nicht, von unglücklichen Gefechten zu sprechen, wenn ich das Bewußtsein habe, das Meinige gethan zu haben. Denn nicht immer steht die Entscheidung in der Hand der Führer. Der beste unterliegt zu Zeiten. Der aber ist kein guter Feldherr, der den Gegner nicht zu würdigen weiß. Bei Eggenburg, wo ich das Feld räumen mußte, und bei Sitsendorf, wo ich's siegreich und mit Glanz behauptete, habe ich gesehen, daß die Böhmen sehr gut geführt werden. Mir war das Glück hold; sonst hätte ich auch vielleicht bei Sitsendorf den Kürzern gezogen; allein Colon von Fels fiel, und der Fall eines Generals wie er, mitten im Treffen, bricht die Festigkeit jeder Truppe. Auch versagte das Fußvolk der Böhmen den Dienst, weil es seit Monaten keinen Sold erhalten. Wenn nun uns Aehnliches begegnete?"

„Herr Graf", antwortete Maximilian, „ich denke unseren Truppen fehlt der Sold nicht!"

„Der Sold ist's nicht allein; es fehlt ihnen Andres, was im Augenblick schwerer zu tragen ist. Soll der Soldat sich gut schlagen, so muß er die Möglichkeit des Sieges durch seine Kraft sehen. Er darf nicht im voraus daran verzweifeln. Und das thut er, wenn er sich matt und krank fühlt, und wenn er bemerkt, daß man ihn in bedenkliche Lagen bringt. Glaubt mir, Herr Herzog, jeder Soldat ist auch ein wenig Feldherr, durch Uebung und Instinct, er weiß bald zu übersehen, ob sein General ihn in gute oder üble Verhältnisse führt."

Der Herzog wurde empfindlich. „Sollen wir den Lanzenknecht zum Führer machen?" fragte er.

„Wir sollen nur nicht Fehler begehen, die er als solche erkennen muß", antwortete Boucquoi gleichfalls gereizt. „Ich würde Ew. Hoheit Plan beistimmen, allein zur Aus-

führung nicht eher schreiten, als bis unsere Verpflegungsmittel und Verstärkungen eingetroffen sind."

Tilly bewegte zustimmend das Haupt. Wallenstein sagte:

„Das ist auch mein Rath."

Der Herzog ließ den Blick auf die Obersten streifen; ihre Zustimmung schien nicht zweifelhaft.

Ein vor dem Zelt wachthabender Offizier trat ein und überbrachte dem Herzog ein Schreiben. Dieser durchlas es; seinen Zügen merkte man an, daß es von großer Wichtigkeit war.

Der Herzog faltete es wieder zusammen, steckte es ein und wendete sich zur Versammlung:

„Unser Entschluß, ihr Herren, ist also gefaßt. Wir bieten morgen in der Frühe die Schlacht an. Nimmt der Feind sie an, so wird sich, denke ich, unser Los schon morgen entscheiden. Zögert er, so dringen wir nicht eher weiter vor, uns zwischen ihn und die Hauptstadt zu werfen, bis wir unsere Kräfte verstärkt haben!"

Die Obersten murmelten bejahend.

„So erwarte ich die Herren um die sechste Stunde wieder, um die näheren Befehle für morgen zu ertheilen! — Herr Feldmarschall", wandte er sich zu Boucquoi, „und Ihr, Generallieutenant", zu Tilly „ich bitte Euch noch zu verweilen".

Die Obersten entfernten sich.

Als der Herzog mit Tilly und Boucquoi allein war, zog er das Schreiben wieder hervor, und begann: „Bevor wir den Schlachtplan für morgen besprechen, muß ich Euch den Inhalt dieses Schreibens mittheilen. Kurfürst Friedrich von der Pfalz bietet mir an, in Unterhandlungen zu treten, um weitrem Blutvergießen Einhalt zu thun und

der Noth des Landes ein Ende zu machen. Ist das nicht das sicherste Zeichen der Schwäche?"

„Der Schwäche des böhmischen Königs, ja, nicht des Landes", sagte Boucquoi nach einigem Ueberlegen.

Tilly schüttelte finster das Haupt. „Unterhandlungen? Jetzt?"

„Was rathet ihr mir? Soll ich darauf eingehen?"

Boucquoi schwieg; er überlegte. Tilly sagte entschieden: „Nein!"

„Zu Unterhandlungen bedürfen wir vor allen Dingen der Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers!" bemerkte Boucquoi nach einigen Augenblicken.

„Darin irrt Ihr, Herr Feldmarschall. Mein Vertrag mit Sr. Majestät sagt ausdrücklich: «Der Herzog ist völlig unbeschränkt; selbst nicht des Kaisers Majestät darf ihn in Ausübung seines Amtes hindern.»"

„In der Kriegführung, ja; so, meine ich, ist das zu verstehen", erwiderte Boucquoi.

„Wer Krieg führt, unterhandelt auch, schließt Waffenstillstand, Frieden!" antwortete Maximilian mit Entschiedenheit. — „Im Uebrigen, über meine Vollmacht ist hier nicht zu verhandeln. Es fragt sich nur, ob ich auf des Kurfürsten Vorschlag eingehe oder nicht!"

„Nein!" wiederholte Tilly fest. — „Wenn aber unterhandelt werden soll, so muß dennoch der Feldzug seinen Fortgang haben. Es könnte sonst leicht ein Hinterhalt sein, neue Zeit zu gewinnen, bis die Jahreszeit noch schwieriger wird."

„Der Generallieutnant hat Recht", pflichtete Boucquoi bei; „uns kostet jeder Tag Hunderte unsere Leute. Wir müßten wenigstens als Grundlage die Einräumung einiger größeren Städte, zu guten Garnisonen, fordern."

Aus Tilly's Augen flammte ein dunkles Feuer; er schüttelte das finstre Angesicht und stand von seinem Feldstuhl auf.

„Die einzige Grundlage, auf der ich unterhandeln könnte, ist, daß der Herr Kurfürst vorweg dem böhmischen Thron entsagt. Weshalb führen wir denn Krieg? Um dem Kaiser die Krone Böhmens und der heiligen Kirche ihre Rechte wiederzugewinnen. Wird uns das nicht zugestanden, so ist jeder Beschluß eine Erklärung, daß wir der besiegte Theil sind."

„So ist es!" bekräftigte Boucquoi. „Ihr habt Recht", sagte der Herzog; Beide wie aus einem Munde.

„Ja", fuhr der Letztere fort, „die Bedingungen für die Sicherstellung der kirchlichen Rechte können die Punkte der Unterhandlung abgeben; die Thronentsagung geht Allem voran. — Der Ordonnanzoffizier!" rief er laut.

Der Hauptmann, der das Schreiben gebracht hatte, trat wieder ein.

„Der Feldkanzlei-Secretarius soll hierher kommen!" befahl der Herzog. „Wer hat die Depesche aus dem böhmischen Lager gebracht?"

„Ein Feldhauptmann. Er wartet auf Bescheid!"

„Er soll ihn sofort erhalten." Der Herzog setzte sich an den Feldtisch, ergriff die Feder und schrieb einige Worte. Während dieser Beschäftigung trat der Secretarius der Feldkanzlei ein. Herzog Maximilian nahm das Blatt, trat an Boucquoi's Feldbett und winkte Tilly gleichfalls heranzutreten.

Der Herzog las den beiden Feldherren den Entwurf seiner Antwort:

„Ew. Liebden muß ich auf das Schreiben vom heutigen Tage erwidern, daß ich mich auf keine Unterhandlung ein-

lassen kann, der nicht die feierliche Entsagung Ew. kurfürstlichen Hoheit von der Krone Böhmens als Grundlage vorangeht."

Beide Feldherren stimmten bei.

„Mundirt das", befahl der Herzog und reichte das Blatt dem Secretär, „legt es mir sogleich zur Unterschrift vor. — — Ich will den Hauptmann sprechen, der das Schreiben gebracht hat."

Nach wenigen Augenblicken trat Xaver ein. Er verneigte sich mit Ehrfurcht, aber mit männlichem Stolz.

„Ihr kommt aus dem böhmischen Lager, Herr Hauptmann?"

„Zu Ew. herzoglichen Gnaden Befehl."

„Befindet sich der Herr Kurfürst selbst im Lager?"

Xaver schwieg.

„Ihr habt meine Frage nicht verstanden?"

„Ich weiß von keinem Herrn Kurfürsten, der sich im böhmischen Lager aufhielte. Das Schreiben, welches ich Ew. herzoglichen Gnaden zu überbringen beauftragt war, rührte von Sr. Majestät dem durch die Stände des Wahlreichs Böhmen erwählten Könige Friedrich dem Ersten her."

Maximilian biß sich auf die Lippen und trat einen Schritt zurück. Tilly sah den jungen Kriegsmann, der diese Worte in fester, aber ehrerbietiger Haltung gesprochen hatte, mit einem scharf bohrenden, aber nicht misfälligen Blick an.

Alle schwiegen.

Der Geheimschreiber trat mit der Reinschrift des Briefes ein und breitete ihn zur Unterschrift für den Herzog auf dem Feldtisch aus. Maximilian unterzeichnete und drückte sein Wappen daneben.

„Versiegelt das Schreiben sofort, befahl er, und übergebt es dem Hauptmann.“ —

„Eure Antwort!“ sprach der Herzog kurz, indem der Kanzleischreiber den Brief in Xaver's Hand gab. Dieser las die Aufschrift, trat an den Feldtisch und legte das Schreiben ohne ein Wort zu sagen auf denselben nieder.

„Was soll das?“

„Ich habe keine Vollmacht Briefe an den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz zu bestellen!“

„Und ich kenne nur den König Ferdinand von Böhmen!“ entgegnete der Herzog. „Nehmt denn Eure Antwort mündlich, daß, bevor der Herr Kurfürst von der Pfalz nicht der böhmischen Krone und dem Königstitel feierlich und für ewig entsagt hat, nur die Waffen zwischen uns entscheiden können.“

Xaver verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ das Zelt.

„Ein vermessener Bursch“, rief Graf Boucquoi.

„Als Soldat gefällt er mir“, warf Tilly kurz hin.

Der Herzog schwieg. Seine Züge verriethen den Zorn, den er bekämpfte.

„Wir müssen“, sagte er, nachdem auf seinen Wink der Geheimschreiber das Zelt verlassen hatte, „die Schlachtordnung für morgen besprechen“, und breitete eine Landkarte auf dem Tisch aus, den er dicht an Boucquoi's Feldbett zog.

Sechstes Capitel.

Die Königin Elisabeth befand sich allein in ihrem Wohngemach, vor ihrem Schreibtisch sitzend, wo sie verschiedene Briefe durchsah. Es war schon spät am Abend; sie hatte ihre Zofe fortgeschickt, um, bevor sie in dem dicht anstoßenden Schlafgemach zur Ruhe ginge, noch einige Zeit ganz ungestört zuzubringen. Es war ein Brief des Herzogs Christian von Braunschweig, den sie in der Hand hielt. Er hatte ihn ihr unmittelbar nach jenem Fest geschrieben; sie hatte ihn oft gelesen, und überlas ihn wieder mit tiefer Bewegung. „Ach, wenn Friedrich so kühn und ritterlich wäre wie der Herzog!“ dachte sie. Sie mußte sich gestehen, daß er zuweilen sogar zu kühn sei, daß er es gegen sie selbst gewesen war! Und hätte er gewußt, wie schwach ihr Herz sich fühlte — seine Kühnheit hätte noch größer sein dürfen! Elisabeth hatte ein stolzes, für große Handlungen und Bewegungen des Lebens erglühendes Herz; selbst ihre rauschenden Feste waren ihr nur ein Ersatz für das mangelnde Feld eigener Thaten. Für Friedrich bildeten sie nur die süße Berauschung, wodurch er sich die ernsten Anforderungen der Zeit aus dem Sinn schlug. Elisabeth selbst hatte ihn gedrängt, sich zum Heere zu begeben! Sie glaubte mit Recht, er sei es seiner Würde als König schuldig. Allein sie hatte zugleich so das Verlangen nach seiner Gegenwart, daß sie ihn nicht nur zurückwünschte, sondern ihn sogar durch zärtliche Briefe eingeladen hatte, sie wenigstens zu besuchen. Gewissermaßen fühlte sie in seiner Anwesenheit einen Schutz vor sich selbst, vor der zu anhaltenden Beschäftigung ihrer Gedanken mit dem gefährlichen Freunde, dessen Brief sie eben wieder durchlas. — „Wie

feurig, wie kühn!" — — „Friedrich hat so feurig nie an mich geschrieben", dachte sie. „Wenn er auch zärtlich ist. Er würde nichts für mich wagen! Mußte ich ihn doch drängen, die Königskrone zu erwerben, um mein Haupt meiner würdig zu schmücken!" —

Mit einem halb sehnsüchtigen, halb süßen Ach! legte die Königin den Brief aus der Hand, und nebst den andern wieder in das Fach ihres Schreibtisches, wo sie sie aufbewahrte. Dann stand sie auf, um in ihr Schlafzimmer zu gehen. — Sie hörte ein Geräusch an der Thür des Vorzimmers. Erstaunt blieb sie stehen und lauschte. Sollte Jemand es wagen, jetzt noch einzutreten .... wäre eine wichtige Botschaft gekommen? dachte sie und sah sich gespannt um. Da öffnete sich die Thür und Friedrich trat ein.

„Du ... ist's möglich!" rief sie, und flog ihm entgegen. Er umarmte sie und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit.

„Wie überraschest du mich! Was führt dich so plötzlich her?" fragte sie.

„Es war mir unmöglich länger auszudauern, ohne dich wenigstens einmal zu begrüßen", sagte er unter zärtlichen Küssen, „ich komme gerad aus dem Lager. Aus dem wüsten Kriegsgetöse und Getümmel!"

„Von Rackonitz?" fragte sie. „Ist etwas vorgefallen? O verschweige es mir nicht!" bat sie ängstlich.

„Nichts was dich erschrecken dürfte, Liebe", erwiderte er. „Wie reizend du bist, wenn du so zitterst! — Es ist beinahe ein Verbrechen, daß ich dich so lange verließ! Vergib es mir!" bat er mit zärtlichem Blick und küßte ihr die Thränen weg, die sich ihr ängstlich ins Auge stahlen.

„Laß uns Platz nehmen, liebe Elisabeth", bat er sie. „Ich bin von dem langen Ritt ermüdet." Er zog sie auf ihr Ruhebett und setzte sich neben sie.

„Sage mir nur aufrichtig wie es mit unserer Sache steht“, bat sie innig.

„Auf Camerarius' Rath, noch mehr auf den des alten ängstlichen Rippell“, begann er, „war ich so schwach, dem Herzog Max Unterhandlungen vorzuschlagen, um den Feldzug und das Blutvergießen in Güte zu enden. Es ist auch wirklich kaum länger zu ertragen, unaufhörlich die Klagen über Noth und Elend des Heeres und des Landes anzuhören! Ich hatte ein Opfer gebracht, um den Leuten zu helfen, um nur einmal Ruhe zu haben, von der ich, seit ich diese böhmische Krone trage, nichts mehr genieße! Ich sollte dich fast darum schelten, Elisabeth, denn du bist eigentlich am meisten daran Schuld, daß ich die goldene Last auf mein Haupt genommen habe! Nur um das deinige zu schmücken!“ setzte er liebkosend hinzu.

„Laß das jetzt, lieber Friedrich“, bat sie — „du wolltest von den Unterhandlungen sprechen. Ach wenn wir den Streit gütlich beilegen könnten . . . es wäre wol gut!“

„Meine Absicht war es. Doch der Herzog von Baiern hat sie vereitelt. Er stellte die unerhörte Forderung, ich solle zuvor die böhmische Krone niederlegen!“

„Wie?“ rief Elisabeth und erblaßte. „Und was hast du erwidert?“ — Sie ersah zwar schon aus der Weise, wie ihr Gemahl von dem Antrag sprach, daß er ihn verworfen habe; doch durchschauerte sie nicht mit Unrecht ein ängstliches Gefühl, die Lage Friedrich's müsse doch gefahrvoll genug sein, daß man es wagen dürfte einen solchen Antrag gegen ihn nur auszusprechen.

„Die Unterhandlungen waren damit sogleich abgebrochen“, antwortete der König. „Es war ein zu verwegener Uebermuth des Herrn Herzogs Max!“ —

„Hast du dich mit Lord Sutton darüber besprochen?“ fragte Elisabeth.

„Nein“, antwortete Friedrich rasch. „Ich bekenne dir, seine Gegenwart im Lager ist mir nicht angenehm; ich achte ihn als den Abgesandten deines Volkes ...“

„Ich dächte auch als den Führer eines ansehnlichen Hülfscorps ...“, bemerkte die Königin.

„Nein, liebe Elisabeth, gerade das ist die Eigenschaft, die mich verdrießlich macht. Gott weiß wie diese dreitausend Mann seines Corps zusammengebracht sind, allein sie werden deinen Landsleuten keinen guten Namen machen! Es ist diebisches, zuchtloses Gesindel, das nur Unheil anstiftet.“

„Laß das“, brach Elisabeth etwas empfindlich ab, die diese Schilderung ihrer Landsleute für die Folge neidischer Verleumdung hielt. „Ich wollte ja nur wissen, was Lord Sutton von der Unterhandlung denkt.“

„Das weiß ich, ohne mit ihm besonders darüber gesprochen zu haben. Er hat sich gegen den Fürsten Anhalt darüber geäußert; er denkt wie wir Alle, es sei nur eine Prahlerei, um die eigene Schwäche und Noth zu verdecken. — Denn das Heer der Verbündeten kommt um in Hunger und Elend. Das zeigte sich auch gleich am andern Tage. Sie rückten vor das Lager, uns zum Kampf hinauszulocken. Ihre Verzweiflung zwingt sie Alles an eine Schlacht zu wagen, weil sie sonst alle Hungers sterben müssen. Allein Anhalt nahm, sehr vernünftig, den Kampf nicht an; uns im Lager anzugreifen wagten sie nicht, obwol nur eine Schlacht sie retten kann. Sie dachten jetzt an den verzweiflungsvollen Ausweg, sich hinter unserem Rücken auf Prag zu werfen.“

„Auf Prag!“ rief die Königin erschreckt.

„Nur keine Furcht, mein süßes Herz“ beruhigte der König sie und zog sie liebevoll an sich. „Wir haben sie durchschaut und sind ihnen zuvorgekommen. Anhalt hat sich zurückgezogen bis Unhoscht ....“

„Unhoscht, wo ist das?“ fragte Elisabeth besorgt.

„Sechs Stunden von Rackonitz ...“

„Und von hier?“

„Fünf, vier, ich weiß es nicht genau!“

„Himmel, uns so nahe!“

„Ja, Anhalt!“ antwortete der König beruhigend. „Der Feind zog sich seitwärts, nach ... Neu-Straschitz, glaube ich, heißt der Ort. Die böhmischen Namen zerbrechen mir die Zunge fast! — Er wollte uns damit täuschen, als denke er gar nicht an Prag, sondern habe die Absicht, sich weiter nördlich zu ziehen, vielleicht mit dem Kurfürsten von Sachsen zu vereinigen.“

„O, dieser Verräther!“ rief die Königin fast weinend vor Zorn. „Aber Scultetus hat ihn auch gestern in seiner Predigt gezüchtigt! Er nannte ihn den verrätherischen Absalon, der die Waffen gegen seinen eigenen Vater gewendet habe, — er prophezeite ihm dessen Schicksal! Schweren Fluch hat er über ihn ausgesprochen! Möge der Herr sein Antlitz von ihm wenden und seine Wasserfluten herabgießen, ihn und seine Schaaren zu ersäufen wie den König Pharao und sein Heer!“

„Scultetus ist unser treuer wackerer Freund! Und ein Kämpfer für den Glauben, stark, wie nie einer dagewesen“, rief Friedrich dankbar aus.

„Ja, er hat eine Rede voll Feuer und Flammen gehalten“, erzählte die Königin weiter; „ich verstehe ihn nur nicht ganz, wenn er so den vollen Strom der Worte ausschüttet. Aber ich lasse mir's nachher wiederholen und er

klären. Er richtete diesmal sein kühnes Wort gegen alle unsere Feinde. Den Papst hat er bei Namen genannt und verwünscht. «Dieser Antichrist», rief er aus, «steuert jeden Monat eine Million, die er den Glaubensverirrten durch den schamlosen Ablaß auspreßt, um die Glaubensreinen zu vernichten! Der Fluch der Hölle wird ihn treffen.» — Auch gegen den König von Spanien eiferte er: «Er läßt seine blutdürstigen Söldner aus den Niederlanden auf unser armes Deutschland los, auf unser gesegnetes Land am Neckar und am Rhein, gleich einer Meute grimmiger Hunde! Aber der Herr der Heerschaaren wird diesen Spinola treffen und ihn vernichten mit Mann und Roß!» Ich habe mir diese Stellen niedergeschrieben in mein Tagebuch", setzte sie hinzu.

„Es ist wahr", sagte Friedrich nachdenklich, „die Feinde verschwören sich von allen Seiten wider mich! Es thut mir weh um meine guten Pfälzer, mein schönes Heidelberg!" —

„Und du denkst", kam die Königin wieder auf das frühere Wort Friedrich's zurück, „das Heer der Liga werde sich mit dem des Kurfürsten von Sachsen vereinigen?"

„O nein, das glauben wir nicht; das sollten wir vielleicht glauben", antwortete er. „Thurn traute der Sache sogleich nicht. Er meinte, sie wollten sich zwischen uns und die Stadt oder auf die Stadt selbst werfen, und kam ihnen zuvor. Er rückte gerad auf Prag; morgen muß er dicht vor der Stadt stehen!"

„Allein ich fasse dich nicht, theuerster Friedrich", dann ist ja der Krieg vor den Thoren! Wir sind belagert!"

„Nein, nein, du Gute. Das ist ja eben unser Vortheil! Darum konnte ich dich getrost hier besuchen. Maximilian brauchte den Kampf, um nicht unterzugehen mit

seinem Heere, er war seine einzige Hoffnung. Wir betrogen ihn darum. Jetzt legen wir unser Lager ruhig in fester Stellung vor die Mauern Prags. Anhalt will sich auf dem Weißen Berge verschanzen ...."

„Er will .... aber er ist noch nicht verschanzt .... ich fuhr gestern hinaus über Sanct-Margarethen, bis zum Stern, es ist noch keine Spur einer Schanze zu erblicken!"

„Die Stellung selbst ist schon so fest, daß die Verbündeten sie nicht angreifen können. Und ehe sie sich nähern, — wenn sie sich nicht ganz zurückziehen, — wird Alles gethan sein. Verlasse dich darauf. Binnen vierzehn Tagen haben Hunger, Nässe, Schnee, Krankheit und Elend das ganze Heer aufgerieben, während das unsere frisch und bei Kräften bleibt. Dann werden sie unterhandeln wollen, ich aber die Grundbedingung stellen! Sie haben mich gelehrt, was ich thun muß: vor jeder Unterhandlung entsagt Kaiser Ferdinand dem Königsthron von Böhmen!"

„O, wenn wir das erreichten!" rief Elisabeth mit einem halb freudigen, halb flehenden Blick gen Himmel.

„Wir werden, wir werden! Und bald!" tröstete sie Friedrich. „Also du warst im Stern .... was zog dich dorthin?"

„Ich wollte schon immer hinaus; mich an den Freudentag erinnern, als wir im vorigen Jahre dort begrüßt wurden. Am 24. October selbst war nur so entsetzliches Wetter, und diese ganze Zeit her auch, das machte mir die Erinnerung schauerlich. Es dünkte mich ein böses Zeichen. Gestern war der erste heitre Tag ..."

„Und doch ist dieses schlechte Wetter mehr unser Freund gewesen, als es das heiterste sein kann! Gerade dieses Wetter zerstört die Gewalt unserer Feinde!"

„Leiden aber nicht auch unsere Truppen?"

„O ja! Doch lange nicht so schwer. — Und von Prag aus, — wie viel besser können wir sie verpflegen!“ antwortete Friedrich.

„Wirst du denn im Lager bleiben, wenn der Krieg hierher rückt?“ fragte die Königin besorgt.

„Heut wenigstens bleibe ich hier“, antwortete er und sah sie zärtlich an. Sie erröthete und barg das glühende Gesicht an seinem Herzen. Er hielt sie innig umschlungen. Sie bebte. „Verbanne nun die Angst, die Sorgen! Laß uns glücklich sein, meine Elisabeth“, bat er schmeichelnd. „Und morgen wollen wir einmal wieder ein recht heitres Fest feiern! Ich sehne mich ordentlich danach, wieder fröhliche Gesichter zu sehen, nach allen den mürrischen und finstren im Lager!“

Siebentes Capitel.

Es war am 8. November, ein Sonntag; der Morgen graute kaum am äußersten Horizont; der Himmel lag schwer, düster bewölkt über der Erde; rauher Wind fegte die öden Felder.

Fürst Christian von Anhalt, Graf Hohenlohe, die beiden Oberanführer des böhmischen Heeres, Graf Thurn, Graf Schlick, Prinz Christian von Anhalt, Graf Heinrich Thurn und einige andere Feldobersten saßen zu Pferd und beritten die weit ausgebreitete Höhe des Weißen Berges vor Prag, um den zum Lager der

Böhmen ausgewählten Platz nochmals nach allen Seiten zu besichtigen und über die Vertheidigung desselben zu berathen.

„Mit den Schanzen sind wir noch sehr im Rückstand!“ sagte Thurn halblaut zu dem Fürsten Christian, dem er zur Linken ritt. „Die Stellung könnte viel fester sein.“

„Es ist nichts geschehen von Dem, was mir der König versprochen hatte“, antwortete Anhalt eben so leise, doch mit dem Ausdruck des Unwillens. „Als er das Heer verließ, sagte er mir zu, alle Punkte, die ich ihm genau, mit einer Zeichnung angegeben, sollten verschanzt sein, sobald ich einträfe. Und gestern Mittag war noch nichts gethan! Alles was wir von Schanzen aufgeworfen haben, ist seit gestern Abend hergerichtet.“

„Hier zur Rechten decken uns wol der Stern mit seinen dichten Gebüschen, und die steilen Abhänge vor Russin, Hlibotz, Wolkowitz und Welleslavin hinlänglich“, versetzte Thurn. „Aber links hinüber und vor uns, nach den Straßen von Karlsstein und Eger zu, sind wir, dies muß ich mir erlauben Ew. Liebden zu bemerken, dem Angriff preisgegeben.“

„Ihr glaubt, Graf Thurn, man würde uns in unserer Stellung hier auf der Höhe angreifen?“ warf Graf Hohenlohe, der diese Worte gehört hatte, halb spöttisch dazwischen. „Ich denke man wird sich darüber besinnen. — Nun, vorläufig ist der Feind noch nicht da!“

Der Graf sprengte nach diesen Worten etwas voran nach einer Stelle, wo sich das Terrain aufwärts zog.

„Das war auch die Antwort des Königs. «Wir haben ja noch lange Zeit, lieber Anhalt!»“ sagte der Fürst leise zu Thurn, als Hohenlohe fort war.

„Ich besorge, man wird uns nicht allzu lange unbehelligt lassen!“ antwortete Thurn.

„Boucquoi allenfalls! Denn Fabius Cunctator ist hauptsächlich sein Vorbild; aber Herzog Maximilian ist unruhiger!“

„Wären wir nur so vorbereitet, als wir sein könnten“, fuhr Fürst Anhalt im Weiterreiten fort, „so sollte mir seine stürmische Hast willkommen sein. Wann glaubt Ihr, Graf Thurn, daß sie uns nachrücken?“

„Nach Dem, was mein zuverlässiger Wolodna, der Land und Wege so genau kennt als ich, mir vor zwei Stunden gemeldet, verwundre ich mich fast, daß die Baiern noch nicht hier sind. — Boucquoi war noch zurück mit der österreichischen Armada.“

„So rasch sollten sie uns folgen? — Ich glaube es kaum“, erwiderte Fürst Anhalt.

„Vielleicht sehen wir die Sonne und den Feind zugleich, wenn die Morgennebel, die drüben vom Moldauthal sich an der Höhe hinziehen, erst fallen.“

Anhalt schüttelte den Kopf; sie ritten weiter. Es wurde etwas lichter.

„Wißt Ihr“, begann der Fürst von neuem, aber mit vorsichtigem Ton, „daß Bornemissa krank in Prag liegt?“

„Ein sehr ungelegener Zufall in so wichtiger Zeit!“ antwortete Thurn.

„Wenn es ein Zufall ist! Allein ich traue diesen Ungarn nicht“, meinte der Fürst. „Bethlen Gabor ist und bleibt ein unzuverlässiger Verbündeter!“

„Da haben Ew. Liebden völlig Recht“, sagte Thurn lebhaft. „Ich habe es im verwichenen Jahre vor Wien erfahren! Glauben mir Ew. Liebden! Noth und Mangel und Kälte und Nässe, obwol sie uns arg genug zusetzten, waren doch nur der Vorwand zu seinem Rückzug. Er unterhandelte schon lange insgeheim mit dem Kaiser ....“

„Er unterhandelt immer“, warf der Fürst dazwischen, „und immer nach doppelter Seite.“

„Ganz recht! damals hoffte er größere Vortheile vom Kaiser Ferdinand, der in der Bedrängniß war! Jetzt, da der Kaiser mehr Luft hat, hat sich das zerschlagen und er denkt bei uns mehr zu erlangen!“

„So ist's!“ bestätigte der Fürst. „Wer ersetzt Bornemissa im Befehl?“ fragte Thurn.

„Oberst Kornis.“

„Dem trau ich auch nicht weit.“

Beide schwiegen jetzt.

Nachdem sie eine Strecke geritten waren, begann Anhalt: „Ich werde gegen die Straßen von Karlsbad und Karlsstein noch eine Redoute aufwerfen lassen, daß wir den Punkt bestreichen können, wo sie sich scheiden“, und zeigte nach der Gegend hinüber.

„Es wird wohlgerathen sein“, antwortete dieser.

Graf Hohenlohe kam zurück, ritt zu Anhalt heran und sagte ihm: „Ich möchte mit Ew. Liebden und dem Grafen Thurn auch auf die Kuppe dort drüben reiten. Graf Schlick ist schon hinauf. Wir übersehen dort den ganzen Raum für das Lager am besten.“

Die drei Führer sprengten dahin; die Andren blieben auf einen Wink des Fürsten Christian zurück. — —

„Glaubst du, daß wir heut oder morgen eine Schlacht haben, Heinrich?“ fragte der junge Prinz Christian seinen Freund Heinrich Thurn.

„Ich wünschte sie auf der Stelle“ — antwortete dieser frisch.

„Heinrich!“ rief der Prinz leise aus. „Du sollst sehen, daß ritterliches Blut in meinen Adern fließt!“

„Wenn wir nur beieinander fechten könnten!“ ant-

wortete Thurn und drückte dem Freunde die Hand. „Doch ich glaube nicht, daß es sobald zur Schlacht kommt. Sie wollen sich ja bis an die Zähne verschanzen! Vielleicht gar nach Prag hineinwerfen!"

„O!" rief der Prinz und seine Hand fuhr krampfhaft ans Schwert. „Wenn ich nur einen Feind vor mir sähe! Ich stürzte mich, ob mit Befehl oder nicht, mit meinem Regiment darauf, — — ich wollte sie schon zwingen sich zu schlagen!"

„Sei besonnen!" warnte Thurn. „Aber du wirst so nicht handeln, ich kenne dich", fuhr er lächelnd fort, „du würdest doch nicht die Schlacht verloren machen wollen aus Ungeduld?"

„Ach ich weiß nicht, was ich denke und was ich sage", antwortete der Prinz. „Aber es glüht mir in allen Adern! Ich sehe überall den Feind vor mir, und meine treuen Reiter hinter mir, wie wir im Sturm heranbrausen. Die ganze Nacht habe ich die Angriffsfanfare gehört! Immer war ich zu Pferd, flog übers Feld wie ein Blitz, dann lag ich wie zerschmettert am Boden, mein Rappen wälzte sich über mich!" —

„Das ist das Alpdrücken!" lachte der lebensfrohe Heinrich. — — „Die Nebel sinken immer dichter herab; der Tag nähert sich, und man sieht weniger", fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während dessen der Prinz immer gegen das Nebelgewölk, das sich vor ihnen in einer Senkung zwischen den Höhen lagerte, hinstarrte.

„Reitet dort nicht Jemand", fragte er und deutete mit der Hand nach der Gegend. „Wahrlich! Es ist ein Mann zu Pferd, der auf uns zukommt."

„Du hast Recht!" bestätigte Heinrich Thurn. „Wer kann denn aber von dort herkommen? Wir müssen ihn anhalten."

„Er nimmt schon von selbst den Weg auf uns zu!"

„Ja, jetzt hat er uns gesehen. Er setzt sein Pferd in Galopp!"

Während des Gesprächs war aus der halbverhüllenden Dämmerung und dem Nebelgewölk ein Reiter näher gesprengt, und richtete jetzt den Galopp seines Pferdes gerade auf die Gruppe der Führer hin. Man konnte nicht unterscheiden, ob es Freund oder Feind sei, denn man sah nur dunkle Umrisse der Gestalt, die tief in den Mantel gehüllt schien. Auf etwa funfzig Schritte Entfernung hemmte der Reiter den raschen Lauf seines Pferdes etwas und rief mit lauter Stimme hinüber. „Prag und Friedrich!"

„Er ist von den Unsrigen, er weiß das Losungswort", sagte Thurn; „er sieht mir aber doch gar nicht wie ein Kriegsmann aus, mit dem breiten Filzhut. Wie ein echt böhmischer Gebirgsbauer!"

„Gott zum Gruß Graf Heinrich!" erklang jetzt die Stimme des Ankommenden.

„Es ist Hauptmann Nechodom", rief der Angeredete voller Freude und sprengte ihm entgegen. Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

„Ist der Graf Thurn nicht dort unter den Reitern?" fragte Xaver. „Oder in der Nähe?"

„Er hält dort drüben auf der Kuppe mit dem Fürsten Anhalt, Grafen Hohenlohe und Schlick!" antwortete Heinrich. „Sie werden gleich hierher zurückkommen!"

„Ich darf keine Minute verlieren, und bringe wichtige Meldung", war Xaver's Erwiderung, und spornstreichs jagte er weiter, der bezeichneten Höhe zu, und war schnell an Thurn's Seite.

„Hauptmann Nechodom!" wandte sich dieser zum Fürsten

von Anhalt. „Ich sandte auch ihn auf Kundschaft; er wird uns manche Auskunft geben können!“

Xaver schickte sich an, dem Fürsten seinen Bericht zu erstatten.

„Was Teufel! Verkappt?“ redete dieser ihn an. „Ihr seht wahrlich aus wie ein echter Böhmak, in dem braunen Filzhut und Kittel. Wo kommt Ihr her?“

„Zunächst von Kladno und Neuhof; dort habe ich die Vorhut der Baiern verlassen“, antwortete Xaver schnell.

„In Neuhof?“ fragte der Fürst Anhalt rasch dazwischen. „So nahe sind sie schon?“

„Graf Tilly war schon weit über Kladno hinaus bis an die Hostaue vorgerückt, und Oberst Pappenheim mit dreihundert Kürassieren hat Neuhof besetzt.“

„Wär's möglich! So müßten sie in zwei Stunden hier sein können!“ rief Anhalt.

„Wie ich vermuthete“, bemerkte Thurn. „Das ist ganz in Uebereinstimmung mit den Nachrichten, die ich durch Hauptmann Wolodna empfangen.“

„Ich glaube, Herr Graf“, sagte Xaver im bescheidenen aber sichren Ton, „sie werden früher hier sein. Wenn sich der Nebel theilt und es nur etwas heller wird, muß man von hier ihren Vortrab gewahr werden.“

„Wie seid Ihr von Neuhof aus geritten, Hauptmann Nechodom“, fragte Thurn. „Auf der Straße von Schlan?“

„Nein, Herr Graf, durch Feldwege, Fußsteige, Brüche und Sturzäcker, so gerad als möglich auf Hostiwitz. Doch ich vermuthe daß die Baiern der schlaner Straße folgen werden. Der Weg übers Feld ist zu schwer.“

„Ihr habt wol in der Bauerntracht mitten in der bairischen Armada gesteckt?“ fragte der Fürst Christian.

„Anders wäre mein Auftrag freilich nicht ausführbar gewesen!“ antwortete Xaver.

„Und habt Ihr etwas über die Absichten des Feindes erfahren?“ fragte der Fürst.

„Man wußte“, erwiderte Xaver, „daß unser Heer sich hier auf dem Weißen Berge festsetzen und verschanzen wollte. Herzog Maximilian drang darauf, den Marsch zu beschleunigen und uns hier anzugreifen, bevor die Schanzen fertig wären!“

„Seht Ihr wol, Graf Hohenlohe!“ sagte Anhalt eifrig. „O wenn doch gestern mehr geschehen wäre!“

Hohenlohe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es ging die Rede“, fuhr Xaver zu berichten fort, „daß Graf Tilly für den raschen Angriff gestimmt habe; auch Oberst Pappenheim. Graf Boucquoi soll dawider sein, weil seine Armada noch zu weit zurück sei, und erst gegen Mittag — als heut — eintreffen könne. Er ist überhaupt dagegen, unser Lager in seinen Schanzen anzugreifen; er hat angerathen es liegen zu lassen und seitwärts an dem Bach der Scharka hinunter, ganz verdeckt im Thal auf Podvava, und über Bubencz gerad auf Prag anzurücken und die Stadt von der andern Seite zu berennen.“

„Aha! Sie wollen uns von dort überrumpeln!“ rief Hohenlohe. „Ich war gleich der Ansicht, daß sie uns hier nicht angreifen würden! — Nun, Prag ist fest! Die hundert Thürme seiner Mauern sind gute Schildwachen!“

„Graf Waldstein“, begann Xaver wieder, „hat aber davon abgerathen; dieser Plan sei zu gefährlich. Man könne in die Flanke genommen oder im Rücken gefaßt werden.“

„Und wie wollten wir sie fassen und in die Moldau jagen, wenn sie den Plan ausführten!“ rief Thurn eifrig.

„Und was war der endliche Beschluß? Wißt Ihr das?" fragte Christian.

„Soweit ich erfahren konnte, hat Herzog Maximilian's Absicht, den Angriff auf das Lager selbst zu machen, das Uebergewicht behalten!"

„Wir wollen's erwarten", sagte Hohenlohe und biß sich auf die Lippen.

„Habt Ihr uns noch Ferneres zu berichten, Hauptmann Rechodom?" fragte der Fürst.

„Ich konnte nicht mehr erkundigen."

„Ihr habt Euren Auftrag so kühn als geschickt ausgeführt, Hauptmann Rechodom", sagte der Fürst und schüttelte ihm die Hand.

„Ich hätte lieber in offener Schlacht gekämpft", antwortete Xaver.

„O laßt Euch den Dienst nicht leid sein! Wäre er nicht ehrenvoll, Graf Thurn würde Euch nicht damit beauftragt haben."

„Der Name . . . ."

„Sprecht ihn nicht aus", fiel der Fürst ihm ins Wort. „Wer sich zu solchem Dienst verkauft, und gar vielleicht gegen sein Vaterland, der mag dafür gebrandmarkt sein. Der Tapfere, der sich auch der List bedient, handelt im vollen Recht des Krieges und bleibt ein Ehrenmann. Ihr solltet eine goldene Kette dafür tragen." —

Der Fürst Anhalt wandte sich hierauf zum Grafen Hohenlohe und sprach leise mit ihm. Thurn zog Xaver bei Seite und sagte ihm gleichfalls leise: „Und war es dir möglich, Xaver, meine Botschaft nach Pilsen zu fördern?"

„Kaspar Schwarz hat es übernommen. Er ist als Waldstein'scher Kürassier verkappt!"

„Wenn es ihm nur gelingt durchzukommen!"

„Es ist sehr schwierig, Herr Graf. So kühn und gewandt der Schwarz auch ist."

„Und hat er auch gefaßt, um was es sich handelt? Wird er Mansfeld überreden können ohne Schriftliches, daß er von mir kommt, daß Alles daran hängt, von Pilsen aus den Verbündeten im Rücken zu operiren, daß Böhmens Rettung davon abhängen kann!"

„Ich habe ihm solche Weisung gegeben und solche Zeichen, daß Graf Mansfeld nicht einen Augenblick zweifeln kann, daß Ihr den Boten sendet.

„So gebe Gott im Himmel, daß Mansfeld meinen Wunsch erfüllt!" sprach Thurn mit feierlichem Ernst. „Dann ist noch Hoffnung, daß Alles gut werde für Böhmen."

„Jagt nicht dort der Graf Heinrich heran?" fragte Xaver unterbrechend und zeigte auf einen Reiter, der sich von den abwärts Haltenden getrennt hatte und mit verhängtem Zügel heransprengte.

Es war der junge Thurn. Er winkte schon von weitem, hoch mit dem Schwert in der Hand. Thurn ritt ihm entgegen.

„Vater", rief er diesem zu, „wir haben den Feind gesehen! Sein Vortrab wurde durch die Nebelwolken sichtbar. Dort drüben, über Hostiwitz hinaus!"

„Das ist der Punkt, wo Pappenheim anrücken muß", bestätigte Xaver, der Thurn nahe geritten war.

Sie sprengten mit der Botschaft zum Fürsten Anhalt zurück. Alle blickten scharf nach der Gegend hin. Es war schon hell genug, um Truppenbewegnngen so weit hin zu erkennen. Doch der Nebel zog noch überall seine Schleier vor. Da rauschte der Flügel des Morgenwindes, und plötz-

lich sahen sie zwischen der sanften Senkung der Höhen Reiter in geschlossenen Schaaren anrücken.

Es war der Feind! — Für Böhmens Geschick nahte die Stunde der Entscheidung!

Achtes Capitel.

Das gesammte bairische Heer war schon am ganz frühen Morgen des 8. November unter Herzog Maximilian's und Tilly's Führung dem böhmischen bis auf die Weite einer Stunde nahe gerückt.

In waldiger, sanft eingesenkter Thalschlucht, den östlichen Abhängen des Weißen Berges gegenüber, ward vor Tagesanbruch Halt gemacht. Die Leute waren durch den Nachtmarsch zwar angestrengt, doch nicht erschöpft. Einige Rast war ihnen wohlthätig. Sie lagerten sich in dichten Kreisen so eng aneinander als möglich, um sich der eisigen Novemberkälte zu erwehren. Tiefe Stille lag über den gewaffneten Schaaren. Nur die Schildwachen gingen auf und nieder, und dann und wann hörte man von Einzelnen leise murmelnde Worte.

Nur ein Zelt sah man von Tannenzweigen aufgerichtet; es war das des Herzogs Maximilian, in welchem sich soeben die Generale und Feldobersten versammelt hatten, um zu entscheiden, ob und wie der Angriff auf den Feind geschehen solle. Zwei Schildwachen, ganz im Eisenharnisch auf ihre Piken gestützt, standen unbeweglich vor dem Ein-

gange des Zeltes und hielten Jeden zurück, der sich unberufen nähern wollte. Zwischen ihnen war die Fahne des Herzogs aufgepflanzt, die im weißen und blauen Felde das Bildniß der Mutter Gottes zeigte.

Auch nur ein Feuer sah man im Lager; unweit des Zeltes glimmte es, leise genährt in dicht umbüschter Vertiefung, damit die Flamme nicht ihren verrätherischen Lichtschein über die Wipfel der Tannen hinaufwerfe und dem Feinde die Nähe der Gegner kundgebe. Um die Glut sah man eine Gruppe seltsamer Gestalten gelagert. Es waren Geistliche, meist Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die sich im Lager befanden. Die dienstfertige Ehrfurcht der Krieger, denen kein Lagerfeuer gestattet wurde, hatte ihnen in der Eile noch aus Tannenzweigen ein flüchtiges Dach gebaut, um die heiligen Väter, die der rauhen Kriegsbeschwerde nicht so gewohnt waren, noch besser zu schützen. Sie waren in nicht geringer Zahl beim Heere anwesend. Der Orden Loyola's, wie er vorzugsweise der angegriffene Theil in den ersten Ausbrüchen dieses Krieges gewesen war, hatte ihn auch mit immer neuem Eifer geschürt. Er setzte alle eigenen Kräfte daran und brachte jede mögliche fremde in Bewegung, um die ihm entrissene Herrschaft in dem wichtigen Lande wiederzuerringen. Nicht nur böhmische Mitglieder desselben, sondern eifrige und befähigte aus seinen vielen Verzweigungen in fremden Ländern hatten die Ordensobern zu Maximilian gesandt, um, sowie dieser einen Fußbreit Landes mit bewaffneter Macht gewann, auch sogleich die geistige des Ordens wieder zu befestigen und auf die Gesinnung des Volkes durch Drohung und Ueberredung einen Einfluß zu üben, der wiederum die Unternehmungen des Heeres mächtig unterstützte. — Lamormain hatte Thyßka beauftragt, dem Herzog Maximilian nahe zu bleiben, ihn

mit seinen Rathschlägen, gegründet auf die Kenntniß des Landes und der Bewohner, zu unterstützen und sogleich selbst jeden Vortheil wahrzunehmen, der sich für die neuen Befestigungen des Ordens in Böhmen gewinnen lasse. Der Großinquisitor in Madrid, Alliaga, hatte in verwandter Absicht einen hochbefähigten Mann, den Pater Dominicus*), einen Karmelitermönch, zu Maximilian gesandt, der, voll heiligen Eifers, die Gabe innerer Erleuchtung mit der der hinreißenden Rede verband. Er war an Thyßka's Seite gelagert; doch die Unruhe seiner Seele raubte ihm den Schlaf. Er richtete sich empor und blickte vor sich hin in die Flammen. Sein dunkles Auge rollte unstet unter der gefurchten Stirn. Auch Thyßka floh der Schlummer, sein Blick begegnete dem des Mönchs.

„Ihr wacht, frommer Bruder?“ fragte er ihn leise.

„Die Sorge läßt mir keine Ruhe. Traumgesichte umschweben mein Lager. Schlummernd hatte ich kühne Zuversicht, erwacht beginne ich zu zagen!“

„Und was macht Euch wachend besorglich?“ fragte Thyßka sich emporrichtend.

„Ich fürchte den Kleinmuth der Führer!“ antwortete der Pater Dominicus.

„Auch ich habe manches verzagte Wort gehört“, erwiderte Thyßka, „doch nicht vom Herzoge“, fügte er besonnen sogleich hinzu. „Er ist voll feuriger Ungeduld, das Heer der Böhmen in offener Schlacht zu bekämpfen.“

„Die Krieger selbst sind es“, entgegnete der Mönch, „auch nur so können sie den täglichen, schweren Kampf mit Hunger und Elend beenden!“

„Wahrlich, ich darf sagen, dahin drängt des Herzogs

*) Historisch.

ganzes Sinnen“, versetzte Thyßka lebhaft, „nur er hat auf diesen anstrengenden Eilmarsch von Rackonitz hierher gedrungen, daß Fürst Anhalt von Unhoscht aus und Graf Thurn auf Seitenstraßen uns nur mühsam zuvorkommen konnten. Wäre Thurn nicht gewesen, der das Land so genau kennt, wir hätten vielleicht den Vorsprung gewonnen und das Heer der Böhmen wäre von Prag abgeschnitten!“

„Graf Boucquoi ist zu bedächtig!“ sagte Pater Dominicus den Kopf schüttelnd. „Er hat den abwägenden Sinn des Niederländers. O, hätte er den feurigen des Spaniers, dächte er wie Verdugo!“

„Ein kühner Mann der Oberst Verdugo“, fiel Thyßka ein. „Habt Ihr von dem seltsamen Zeichen vernommen, das in verwichener Nacht auf seinem Zelte gesehen worden ist?“ *)

Pater Dominicus sah Thyßka gespannt aufhorchend an.

„Hauptmann Feralt von Fugger's Lanzenknechten, ein glaubwürdiger Mann, erzählte mir's. Eine rothe Flamme, wie ein feuriger Helmbusch, hat um Mitternacht auf der Spitze des Zeltes geleuchtet eine ganze Stunde lang! Die Zeltschildwachen haben es mit Grausen gesehen.“

„Wunder des Herrn überall! Seine Flammen leuchten! Sie durchglühen die Nächte, die Träume!“ rief Dominicus in schwärmerischer Begeisterung. „Balthasar Verdugo muß zu hoher That berufen sein! — Auch mir, theurer Bruder“, fuhr er leiser fort, „sind wunderbare Zeichen geworden — Gesichte haben mich im Schlummer umschwebt!“

Thyßka horchte auf.

„Dort drüben“, sagte er mit unterdrückter Stimme und

---

*) Historisch.

deutete mit der Hand auf das Zelt, „berathen die Heerführer! Ich fürchte Boucquoi's allzu vorsichtiges Zögern! Ich möchte zu den Feldherren, zu dem Herzog reden, wie der Mund des Herrn zu mir gesprochen hat!“

„Um des Herrn Willen thut das, theurer Bruder“, feuerte ihn Thyßka an. „Euer begeistertes Wort wird die Gläubigen mit flammendem Muth erfüllen.“

„Sonntag ist heut“*), fuhr Dominicus mit steigender Erregung fort. „Es ist eine Fügung Gottes, daß sein heiliger Tag uns zu diesem Kampfe leuchtet!“

„Das ist es, würdiger Bruder!“

„Das müssen wir in die Herzen der Krieger und der Feldherren rufen! Heut muß der Sieg uns strahlen!“ sprach Dominicus begeistert.

„Laßt uns mit einigen der Brüder zum Herzog gehen“, antwortete Thyßka; „wir werden Einlaß finden in sein Zelt!“

„Nein! Wir müssen zu ihnen reden vor dem gesammten Kriegsvolke! Der entzündete Muth der Truppen muß die Feldherren zur Schlacht fortreißen!“

„Sie treten heraus!“ sagte Thyßka überrascht und zeigte auf das Zelt Maximilian's.

„Und dort bricht die Morgenröthe durch das Gewölk und strahlt ihnen flammend entgegen“, rief Pater Dominicus, dessen Eifer immer höher aufloderte.

Herzog Maximilian, Graf Boucquoi, noch krank, von zwei Offizieren gestützt, Tilly, Balthasar Verdugo, Pappenheim, Wallenstein und andere Feldobersten traten aus dem Gezelt von Tannenzweigen, in dem sie versammelt gewesen, hervor. — Maximilian sah sehr er-

---

*) Historisch.

eifert aus; Boucquoi finster; Tilly's Züge waren wie von Erz; doch sein Auge rollte und spähte blitzend nach allen Seiten; Wallenstein schritt ernst vor sich hin, aus seinem festen ruhigen Angesicht war nichts zu lesen; er sah sich immer gleich; auch Pappenheim war verschlossen.

„Um zehn Uhr also, Graf Boucquoi, versprecht Ihr, daß Euer Fußvolk hier ist?" sagte der Herzog zum Feldmarschall.

„Um zehn Uhr!" lautete die Antwort. — „Dann werden wir hoffentlich sehen können, was wir thun", setzte er mislaunig halb für sich hinzu. „Graf Wallenstein", redete er diesen an, „zieht Euch mit Euren Kürassieren sogleich rechts ab bis auf die Straße von Eger. Dort erwartet weitern Befehl!"

Wallenstein beugte das Haupt bejahend, wandte sich um und bestieg seinen Rappen, mit dem ein Diener schon auf ihn wartete.

„Hauptmann Herberstein", wandte sich Boucquoi zu einem der Offiziere, die ihn führten. „Ihr laßt drei Reiter mit guten Pferden aufsitzen, die über Neuhof hinaus auf der Straße nach Kladno bis an die Hostaue den Infanteriecolonnen entgegenreiten. Sie haben an die Obersten Dieffenbach, Preuner, Fuchs und Fürstenberg den Befehl zu bringen, daß sie den Marsch beschleunigen."

Herzog Maximilian hatte indeß leise mit Pappenheim und Tilly gesprochen. „Also den äußersten linken Flügel, Generallieutenant, und um zehn Uhr in voller Schlachtordnung", sagte er zum Letztern.

Tilly verbeugte sich stumm und wandte sich links. Er schritt auf seinen Schimmel zu, mit dem ein Knecht am Saume des Gebüsches hielt.

Pater Thyßka und Dominicus kamen ihm entgegen;

er zog, indem er vorübergehen wollte, ehrfurchtsvoll den Hut vor den beiden Geistlichen.

„Ich bitte Euch, verweilt noch einen Augenblick, Herr Generallieutenant“, sprach Thyßka, der ihn von München her kannte, stehen bleibend, „Pater Dominicus und ich, wir möchten ein Wort an Se. herzogliche Gnaden richten, bei dem uns Eure Gegenwart, Herr Graf, hochwichtig wäre.“

Tilly grüßte zustimmend. Während dessen war Pater Dominicus näher zum Herzoge getreten, welcher noch mit Boucquoi, der sich nach seiner Sänfte führen ließ, im Gespräch war. Indem der Graf einsteigen wollte, sagte ihm der Herzog: „Wenn Ihr Eure Wunde nur nicht verschlimmert, Herr Feldmarschall, Ihr schont Euch wahrlich zu wenig.“

„Eher zu viel“, antwortete Boucquoi; „allein ich versichere Ew. herzoglichen Gnaden, ich werde in der Schlacht — wenn es dazu kommt“, betonte er nachdrücklich, „nicht fehlen. Ich bediene mich jetzt noch der Sänfte, um nachher desto sicherer zu Pferd zu sein. Sorgt also deshalb nicht, Herr Herzog!“

Maximilian wollte eben antworten, als der Pater Dominicus ihn antrat. Sein Auge sprühte Funken, seine Wange erglühte, jede seiner Mienen verrieth eine innere Wallung, die an Verzückung grenzte.

„Ruhmreicher Herzog, tapferer Feldherr“, redete Dominicus beide Feldherren an, „Beschützer der Kirche, Waffenträger des Glaubens! Laßt mich das Wort zu euch reden, das der Geist mir eingegeben!“

„Sprecht, ehrwürdiger Vater! Mit Ehrfurcht hören wir Eure Rede!“ entgegnete Maximilian staunend und nahm den Federhut vom Haupte.

„Tretet näher ihr Feldherren und Führer“, rief Dominicus mit lauter Stimme, von Eifer entzündet, im gebie-

tenden Tone und blickte im Kreise umher. „Vernehmt, was Gottes Mund aus mir spricht!“

Alle, obwol schon im Fortgehen begriffen, wandten sich zu dem Redner um, in der Haltung der Ehrfurcht, mit welcher allen Geistlichen im Heere, selbst von den höchsten Feldherren begegnet wurde. Tilly näherte sich Thyßka's Seite. Verdugo, der schon einen Fuß in den Bügel seines andalusischen Rappen gesetzt hatte, zog ihn zurück und trat gleichfalls heran. Pappenheim folgte ihm. Nur Wallenstein hatte sich schon weiter entfernt und blickte sich auch nicht einmal um.

Die nächsten Gruppen der gelagerten Krieger, meist wach, waren schon auf die Bewegung der Geistlichen, von denen mehrere dem Pater Dominicus und Thyßka gefolgt waren, aufmerksam geworden. Einzelne der Leute hatten sich erhoben und gingen den frommen Brüdern mit lauschender Neugier, doch in ehrerbietiger Entfernung nach.

„Tretet näher auch ihr, tapfre Kämpfer!“ rief Dominicus ihnen zu. „Der Wink des Allmächtigen gilt auch euch, jeder von euch ist ein Werkzeug seiner Macht! Du Hort des Glaubens, gottgeweihter Fürst, ihr ruhmgeborene Feldherren, ihr Tapfern Alle, die ihr das Schwert führt zum Schutze des Glaubens! Folgt mir nach zu jener Höhe, daß ich euch das Feld zeige, wo eure Siege den Namen Gottes verherrlichen sollen. Auf, folget mir und diesem heiligen Zeichen!“

Er zog ein Crucifix, das er im weiten Gewande trug, hervor, hob es hoch empor und schritt einer wenige Hundert Schritte entfernt liegenden, waldentblößten Anhöhe, die einen Blick über die Landschaft darbot, zu. Der Strom folgte. *)

*) Historisch.

Herzog Maximilian winkte seinem Fahnenträger. Dieser erhob die Fahne mit dem Muttergottesbilde, die vor dem Zelte stand, und ging damit zunächst hinter Pater Dominicus her. Dicht an ihr folgte der Herzog. Boucquoi von seinen Begleitern gestützt, Tilly, Verdugo und Pappenheim, alle die andern Obersten, die Geistlichen, die Krieger schlossen sich dem Zuge an. Er wuchs mit jedem Schritte.

Der Funke war zündend in jede Brust gefallen. Thyßka rief die auf der andern Seite des Herzogszeltes Lagernden auf; die Soldaten selbst wiederum ihre weiter abseits gelagerten Waffengefährten. Ein Trompeter ließ, ohne Geheiß, das Versammlungssignal ertönen, daß es weit durch die Morgenstille schallte. Der ganze Wald wurde lebendig, im Blachfelde davor wimmelten die Gestalten durcheinander.

Dominicus hatte die Höhe erreicht und stieg auf ein droben liegendes Felsstück; Thyßka und die übrigen Geistlichen umschlossen ihn in dichter Gruppe. Der Herzog und die Feldherren traten ihnen gegenüber, die nachwallenden Schaaren sammelten sich in immer dichter anschwellendem Kreise ringsum. Als die ganze Höhe Kopf an Kopf gedrängt mit Kriegern erfüllt war, winkte der Pater mit der Hand und tiefe, feierliche Stille trat ein, jedes Ohr lauschte.

„Dort", rief der Begeisterte, „vom Zorngewölk des Himmels verhüllt, liegt die heilige Stadt, die ihr wiedererobern sollt, wie einst die Kreuzfahrer Jerusalem! Sie liegt in Banden frevlerischen Götzendienstes gleich der heiligen Stadt Zion, die da war in der Hand der Ungläubigen! Befreien sollt ihr sie von dem Joch der Schmach, daß wir herstellen die umgestürzten Altäre und reinigen die befleckten Tempel! — Zu solcher großen That hat euch der Allmächtige ersehen! Zögert nicht, das Werk zu voll=

bringen! Ein Traumgesicht, das mir der Himmel gesandt, hat mir des Herrn Willen kund gethan! Die Mutter Gottes trat hin vor mich, wie ihr sie auf dieser heiligen Fahne erblickt!" — Er nahm dem Träger die Fahne aus der Hand und hob sie hoch empor; sie flatterte entrollt im Morgenwinde, daß Aller Augen das Bild der Mutter Gottes schauten. „Aber nicht so sanft und lächelnd blickte sie auf mich nieder", fuhr Dominicus fort, „wie sie von diesem Heeresbanner auf uns herniederblickt! Schmerz lagerte auf ihrer Lippe, Zorn brannte in ihrem Blick! «Was säumt ihr zu vollbringen das göttliche Geheiß?» rief sie mir zu! «Die Kirchen sind entweiht in der sündigen Stadt! Die Gebeine der Heiligen verstreut, mein Bild in den Staub getreten, das Crucifix, das den Heiland, meinen Sohn, trägt, zerschmettert! Das Haupt der Fluchbeladenen erhebt sich wie das des Drachens und fordert die Blitze des göttlichen Zorns herab! Euch sendet der Herr, seine Rache zu vollziehen! Säumet nicht!» — — So rief die Himmlische mir zu, und im feurigen Glanz schwebte sie aufwärts den Wolken zu!"

In trunkener Verzückung, beide Hände emporhebend, in der linken die Fahne, in der rechten das Crucifix, richtete er das Auge gen Himmel, als schwebe die heilige Erscheinung noch über ihm. Die tiefste Stille herrschte in dem Kreise der Krieger ringsum.

„Des Himmels Fügung", fuhr er, wie aus seiner Verzückung erwachend, ruhiger fort, „hat euch gerade heut hierher geführt, am Tage des Herrn, am heiligen Sonntage! Ihr sollt nicht thun die Arbeit der Welt an diesem Tage, das ist Sünde! Allein ihr sollt thun die Arbeit Gottes! Merket wohl auf, wie der Herr zu euch redet durch meinen Mund. Welches ist das Evangelium, das

heut gepredigt wird? Es lautet: «Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.»" *)

„Was aber ist des Kaisers?" rief er, höher und höher erglühend. „Die Macht und die Ausübung der Gerechtigkeit auf Erden. Entrissen ist sie ihm von aufrührerischen Banden! Ihr sollt sie ihm zurückgeben! Auf daß er wiederum walte, ein Hort der Wahrhaftigen! Blicket dorthin! Seht! Ein matter Purpurstreif nur schimmert düster durch das Nebelgewölk! Wie die Morgensonne verhüllt ist von trüben Schleiern, so trauert die heilige Kirche, daß sie verdunkelt wird von dem Frevel der Abtrünnigen! Daß die Macht ihres Beschirmers in Ketten gebunden ist von Aufrührern und Abgefallenen! Heut sollt ihr diese Ketten sprengen! Heut sollt ihr zurückgeben dem Kaiser, was des Kaisers ist! Darum hat der Herr euch hierher geführt am Tage seines Evangeliums, auf daß ihr erfüllet das Wort Christi! — Fürchtet nicht die Schlacht, fürchtet nicht den Tod! Auserwählte sind Die, welche ihr Lebensblut hingeben, denn aus der Dornenkrone des Todes wird ihnen die Rosenkrone des ewigen Lebens aufblühen!"

„Seht, seht", rief er in noch höher auflodernder Begeisterung und zeigte gen Osten: „Der Himmel lässet leuchten seine Wunder vor euch! Es öffnen sich seine goldenen Thore der Pracht! Die Pforten, in die ihr eingehen sollt! Seht, seht! Dorthin!" rief er nochmals.

Seine Züge verklärten sich, sein Blick flammte in heiliger Verzückung. Er wandte das Antlitz gen Osten; plötzlich wurde er überstrahlt vom Purpurstrom der durch das Gewölk brechenden Sonne.

---

*) Historisch.

„Der Sturm des Herrn verjagt die Gewölke der Nacht, und seine Sonne leuchtet euch zum Siege!“ rief er laut.

„Auf! Stürzt euch in die Bahn des Heils! Des Kaisers Streiter sind die Streiter Gottes! Denn er waltet an seiner Statt auf Erden! Auf! Erkämpft dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Der Morgenwind wehte über die Felder, das Gewölk theilte sich, die Sonne trat glänzend hervor; über den Kreis der Hörer, über den ganzen Wald ergoß sich ihr Lichtstrom. Und als die Krieger das Auge gen Osten, nach Prag wandten, leuchtete der Dom der Schloßkirche auf dem Hradschin in goldener Morgenglut auf dem finstren Gewölk, das sich hinter ihm thürmte.

Da ergriff die Versammelten die Flamme der Begeisterung. Der fanatische Jubelruf theilte die Lüfte: „Dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ *) Sie stoben auseinander zu den Waffen; die Signale schmetterten, die Feldherren schwangen sich zu Pferd, Maximilian, ritterlich gewappnet, durchsprengte das ganze Lager.

Ueberall hin durchströmten es auch die Brüder Jesu und predigten das Evangelium weiter und fachten die entzündete Glut immer höher an.

Bald stand das ganze Heer unter Waffen kampfbereit. Bevor die Morgensonne, die jetzt über den Zinnen des Hradschin schwebte, in der Mittagshöhe stand, sollten die ersten dumpfen Donnerschläge den Beginn der Schlacht bezeichnen, die Böhmens furchtbares Verhängniß entschied.

---

*) Historisch.

Siebenundzwanzigstes Buch.

Neuntes Capitel.

Leander von Rippell wartete schon seit dem frühen Morgen im Vorzimmer des Königs. Scultetus war bei demselben. In der letztern Zeit hatte dieser geistliche Rath ein so großes Uebergewicht über die weltlichen Räthe erlangt, daß seine Vorschläge fast allein Eingang bei dem Könige fanden. In allen wichtigen Entscheidungen folgte Friedrich ihm; Camerarius schmiegte sich den Umständen geschickt an und pflichtete meist Dem bei, was Scultetus wollte. Rippell beharrte in seiner treuen Rechtlichkeit und — stand wenig in Gunst!

Die letzten Monate hatten die Gesundheit des alten redlichen Dieners schwer erschüttert; sein Haar war völlig gebleicht, seine Züge vergrämt und abgemagert. Nur mit der größten Mühe errang er sich die Kraft, seine vielfachen und schweren Arbeiten zu vollenden. — Das würde er mit Heiterkeit getragen haben. Allein, daß sein König, wenn er ihm auch nicht das Vertrauen entzog, denn dazu war ihm Rippell's Charakter zu durchgeprüft, doch alle Neigung zu ihm verloren hatte, das schmerzte ihn tief! Noch tiefer der allgemeine Zustand der Angelegenheiten, der ihm einer schreckenvollen Lösung entgegenzugehen schien!

Rippell war in ein Fenster getreten, welches die Aussicht über einen Theil des Hradschin und der Altstadt gewährte. Seine Gedanken schweiften hinüber nach der Heimat, nach dem schönen Heidelberg! „Ach“, seufzte er leise vor sich hin, „wie anders war es dort! Und jetzt wird die Geisel des Kriegs auch über diese friedlichen Bewohner geschwungen! — — O, hätte damals der Kurfürst auf mein Wort gehört! Hätte er der Verlockung, König zu sein, widerstanden! Ist er denn glücklicher gewesen, seit er aus den Fenstern dieses prachtvollen Schlosses auf die stolze Stadt herniederblickt, die er sein nennt, und die doch nicht sein ist! Heidelberg, unser blühendes Amberg, die Ober- und die Unterpfalz — diese Städte, diese Länder gehörten ihm, denn dort gehörte ihm jedes Herz! Wer liebt ihn hier in Böhmen? — Ich fürchte, Wenige — Keiner!“ — Er legte bei diesem Gange seiner düstren Gedanken die Hand auf die gefurchte Stirn und stützte das sorgenvolle Haupt. Wohl erkannte er es, daß Friedrich den Böhmen keine der Hoffnungen, die in ihn gesetzt waren, erfüllt hatte; daß er in unbegreiflichem Wahn- und Leichtsinn, verleitet durch den eitlen Sinn der Königin und durch Scultetus' finstren Eifer, die Keime der Liebe und des Vertrauens, die bei seinem ersten Betreten des Bodens so reich hervorsproßten, zertreten hatte, statt die Saat zu Wachsthum und Frucht zu fördern! — —

„Wankelmüthig“, dachte er weiter, „sind die Böhmen! Die Hälfte war dem Könige schon feindlich, als er kam, und heuchelte nur Liebe aus Furcht vor den Gegnern. Wendet sich sein Glück, so werden sie Alle abfallen .... sie sind schon abgefallen, denn es hat sich schon gewendet! Er allein sieht es nicht! Noch immer träumt er von stolzen Gipfeln, zu denen seine Wege ihn leiten, und sieht

nicht, daß sie auf den Abgrund zuführen, sieht nicht, wie nahe er droht — daß vielleicht der nächste Schritt .... Und dann? ....“

Der Redliche hielt die Arme über der Brust gefalten und blickte auf den Boden nieder; eine schwere, heilige Thräne tropfte von seinen grauen Wimpern herab. — „Und dann wird ihm nicht ein Herz getreu bleiben! — Ja!“ rief er endlich laut aus, „eins wird ihm getreu bleiben, und gälte es den Tod für ihn zu leiden!“

Scultetus trat aus dem Gemach des Königs. Sich aufblasend in seinem geistlichen Stolze, jedoch eine dünkelhafte Herablassung erkünstelnd, ging er durch das Zimmer auf Rippell zu.

„Guten Morgen, mein theurer Herr Rath“, redete er ihn mit gemachter Ueberfreundlichkeit an, „Ihr habt wol schon längere Zeit hier geharrt? Ja, ich hatte dem Herrn wichtige Dinge vorzutragen. Wir leben in bedeutungsvollen Tagen, wo des Himmels Macht und Ruhm sich mehr und mehr an uns verherrlichen wird! Ich habe mit Sr. Majestät von meiner heutigen Predigt in der Schloßkirche gesprochen. Sie soll mit Donnerworten das Haupt der stolzen Feinde treffen! Ihr werdet doch in die Kirche kommen, mein würdiger Freund?“

„Wenn es die schweren Geschäfte mir gestatten“, erwiderte Rippell.

„Sie müssen! Sie müssen! Gottesdienst geht vor Herrendienst!“ rief Scultetus salbungsvoll. „Ihr dürft Euch nicht abhalten lassen, die Predigt zu hören; der himmlische Vater wird, wenn wir ihm unsere Zeit und Kraft weihen, unser gebrechliches Menschenwerk schon verwalten! Ihr müßt kommen, lieber Rath!“

„Mein Herz kennt kein größeres Verlangen, als sich

in Vertrauen und Demuth zu meinem Herrgott zu wenden", antwortete Rippell mit echter Frömmigkeit.

„So hoffe ich Euch zu sehen, Herr Rath", versetzte Scultetus, grüßte herablassend und ging. Rippell hatte während dessen seine Acten genommen, um zu dem König einzutreten.

„Doch noch eins!" wandte Scultetus sich um. „Ich habe mit Staunen, und ich darf wol sagen, mit Betrübniß, ja, vergebt es mir, theurer Freund, mit wahrhaftem Aergerniß an der Sache, vernommen, daß auch hier zu Prag in Eurem Hause die Tochter des ungottesfürchtigen, den reinen Glauben verschmähenden Mannes wohnt, den des Herrn Hand vor Jahr und Tag so sichtlich geschlagen! Die Tochter des Gastwirths Walter aus Neckar-Steinach meine ich. Fürchtet Ihr nicht, würdiger Freund, wenn Ihr solchen mit Fluch Behafteten Obdach in Eurem Hause gebt, daß sich des Himmels Rache auf Euch selbst wenden werde?"

„Ich hoffe, Hochwürden, Gott der Herr in seiner Liebe wird es mir nicht zum Frevel anrechnen, daß ich eine Waise in mein Haus genommen, die einen züchtigen, frommen Wandel führt."

„Fromm? Hat sie sich etwa reuig bekehrt? Ich wüßte doch nicht ..."

„Vergebt, Hochwürden, ich darf nicht länger weilen, Se. Majestät würden ungehalten werden", sagte Rippell ablehnend, verbeugte sich und ging, seine Schritte beschleunigend, in das Gemach des Königs.

Scultetus eiferrothes Angesicht röthete sich noch höher durch den geistlichen Unwillen beim Empfang dieser Antworten Rippell's und wegen seines kurzen Abbrechens. Indessen eiferte er nur schweigend, seinen Verdruß zurück-

haltend, und verließ in hochmüthiger Haltung das Gemach auf der entgegengesetzten Seite.

Rippell war in das Arbeitszimmer Friedrich's getreten und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor seinem Gebieter.

„Es ist schon fast zu spät, lieber Rippell", redete ihn der König an, leicht von seinem Sitz am Arbeitstische aufblickend. „Ich hatte Wichtiges mit dem Oberhofprediger zu verhandeln. Das hat mir viel Zeit genommen."

„Es sind nur einige überaus dringende und wichtige Vorlagen . . ."

„Ja, ja, ich weiß schon", unterbrach ihn der König lächelnd, „Ihr habt stets wichtige und dringende Vorlagen! Nun, gebt nur her, ich will rasch unterzeichnen, was Ihr irgend habt. — Ich sehe Euch heut bei der Tafel, lieber Rippell?"

„Bei der Tafel?" fragte der Rath, fast des Worts nicht mächtig vor Erstaunen.

„Hättet Ihr noch keine Einladung erhalten? Ich habe große Hoftafel heut befohlen.*) Die Einladung muß schon bei Euch liegen."

„Allergnädigster Monarch", entgegnete der alte Mann zitternd, „der Feind steht fast vor den Thoren — wir dürfen jede Stunde einer Schlacht hart an den Mauern Prags gewärtig sein!"

„Nein, nein — damit hat es gute Zeit", antwortete der König. „Graf Hohenlohe läßt mich versichern, daß der Feind nicht daran denken kann, uns in unserer Stellung anzugreifen. Er mag vor unserem verschanzten Lager liegen und erfrieren, oder vor Hunger umkommen. Deshalb wollen wir indessen nicht hungern! Um zwölf Uhr

*) Historisch.

also, nach dem Gottesdienst, sehen wir uns bei Tische, lieber Rippell", sagte er und schob ihm die unterzeichneten Actenstücke zu.

Der Rath erblaßte, bebte, faßte sich aber wieder und versuchte, weil er es für seine unerläßliche Pflicht hielt, noch ein Wort: „Den Meinungen anderer Führer zufolge würde die Schlacht heut höchst wahrscheinlich sein, und ich hätte vorzüglich Ew. Majestät den Vorschlag zu machen, auf jeden möglichen Fall die wichtigsten Kleinodien und Documente zu sichern."

„Ich glaube, Ihr träumt am hellen Morgen, Rippell", antwortete Friedrich halb lächelnd, halb unwillig. „Wir sehen uns wieder, wenn Ihr vollends erwacht seid, um zwölf Uhr!" brach er kurz ab und stand auf.

„Ew. Majestät entschuldigen gnädigst", stotterte der ganz Niedergeschlagene, der kaum die Thränen zurückhalten konnte, „ich befinde mich so unwohl — die letzten Tage waren so schwer an Arbeit, und dennoch ist noch soviel zu thun, ich würde unterthänigst bitten . . . ."

„Nun, nun", fiel ihm Friedrich sich umwendend ins Wort, „Ihr sollt nicht gezwungen sein, lieber Rath. Ihr waret von jeher kein Freund der Geselligkeit. Die Kirche werdet Ihr aber doch nicht versäumen. Doctor Scultetus wird eine wahre Feuerrede halten!"

Ehe Rippell antworten konnte, hätte sich die Thür zu den Gemächern der Königin geöffnet und diese selbst trat ein. Sie unterbrach absichtlich fast jedesmal die Vorträge Rippell's, sobald sie nur wußte, daß er beim König sei.

„Eh bien — my dearest", sagte sie, Französisch und Englisch mischend, wie sie oft that, und fuhr dann, mit einem Blick auf Rippell, deutsch fort: „Ich glaube, es ist Zeit, Ew. Majestät, daß wir uns in die Kirche begeben."

Rippell's ehrfurchtsvolles Verbeugen erwiderte sie wie immer nur mit einem lässigen Kopfnicken. Der Rath war ihr stets unbehaglich. Seine sorgenvolle Miene schüttete bittre Tropfen in den Kelch ihrer Freuden. Sie drang doch vielleicht mit ernstem Vorwurf in ihr Herz ....

Friedrich ging ihr sehr freundlich entgegen und sagte: „Du hast sehr Recht, meine Liebe, es ist hohe Zeit." Mit diesen Worten reichte er ihr den Arm und Beide verließen das Gemach.

Rippell stand wie in den Boden gewurzelt; seine Füße versagten ihm die Kraft sich zu entfernen, und fast die, ihn zu tragen. Er hielt sich an den Lehnsessel des Königs, schöpfte einige Augenblicke tief Athem, zog das Tuch, fuhr sich über die Augen und Stirn damit, und wankte mühsam hinaus.

Als er aus dem Portal des Schlosses trat, stand er der Domkirche gegenüber. Die Menge drängte sich schon in dichten Schaaren an der Eingangspforte. Doch es war ein besorglicher Anblick. Denn die Bewohner Prags theilten die Sorglosigkeit und die leichtsinnige Zuversicht des Königs nicht. Sie wußten, daß das vereinigte Heer der Liga und des Kaisers dicht vor den Thoren stehe; sie sahen einer Schlacht entgegen, deren Ausgang die Hauptstadt in die Hand des Gegners liefere, sie allen Schrecken des Kriegs preisgeben konnte. Die Gesinnung unter den Bürgern schwankte. Keiner traute dem Andern. Die eifrig Katholischen hofften, die treu Evangelischen fürchteten; die Wankelmüthigen beider Parteien waren zum Abfall bereit; Alle sorgten! So drängte es Jeden in das Haus Gottes, um mit bangem Flehen sein Schicksal in die Hand des Allmächtigen zu legen. Alle Kirchen Prags waren mit Betenden dicht gefüllt. Selbst in die Schloßkirche, nach der Zer-

störung ihrer Heiligthümer nur von Denen besucht, die dem streng calvinistischen Glauben anhingen, drängten sich heut noch Tausende von Andern, die ihre Seele trieb, an gewohnter, wenngleich entweihter Stätte zu beten. Freilich betraten sie den ehrwürdigen Dom mit Trauer! Kein erhabner Glockenton lud zum Gottesdienste ein! Es schauerte sie leis vor dem Anblick, der ihrer im Innern wartete. Wohl wußten sie es, daß kein würdig geschmückter Altar mehr zu schauen war, auf dem die heiligen Gefäße in Gold und Silber schimmerten! Sie waren zu Hof abgeliefert! *) Nackte Tische mit dürftigen Holzgefäßen standen jetzt an nackten Wänden, welche kein die Seele erhebendes Bild, kein Crucifix mehr schmückte.

— — Traurig schaute Rippell auf die stumme, dunkle Masse, die sich langsam durch die Pforte in die Kirche zog. Die meisten trugen Trauerkleider; die Frauen sahen bleich, verweint aus; auf der Stirn der Männer lagerte die Wolke der ernstesten Besorgniß.

Dennoch drängte es Rippell, sich dem Zuge der Kirchgänger anzuschließen. Er hieß den Amtsdiener, welcher mit den Papieren hinter ihm ging, dieselben in die Kanzlei tragen und nach Hause gehen, um seine Tochter wissen zu lassen, daß er erst nach der Kirche zurückkehren werde.

Mit gebeugtem Haupte und schwer gebeugtem Herzen trat er in die hohen Domgewölbe ein. Im halbdunklen Eingang streifte er an einem Manne in schwarzer Kleidung hin, sie blickten einander an . . . . es war der Kanzler Wenzel von Budowa! Sie hatten sich in dem verwichenen Jahre wenig, fast gar nicht gesehen, da Wenzel hauptsächlich in Mähren beschäftigt gewesen war. Erst seit einigen

*) Historisch.

Wochen war er nach Prag zurückgekehrt, wo ihm nebst Otto von Loß das Amt der Kronbewahrung aufgetragen war, indem die Krone und die Reichsinsignien sich gegenwärtig nicht in Karlsstein, sondern um mehrerer Sicherheit willen in Prag befanden. — In dem Drange der Ereignisse und der Geschäfte hatten die befreundeten Männer einander noch nicht aufsuchen können. Jetzt führte sie der Zufall im ernsten Augenblick zusammen.

Ein schmerzlich freudiger, halblauter Ausruf ertönte von Beider Lippen, als sie sich erkannten.

„So sehen wir uns wieder!“ sprach Rippell leise seufzend, indem er dem Kanzler die Hand drückte. „Ach, an welche Stunden erinnert mich Euer Anblick, Herr Kanzler! O, wäre damals mein Wort beherzigt worden!“

„Meint Ihr, daß es so ganz übel stehe?“ flüsterte der Kanzler. „Noch ist ja nichts entschieden! Wenngleich es, wie ich glaube, auch so weit nicht hätte kommen sollen!“

„Gewiß nicht, gewiß nicht! Niemals durfte es so weit kommen!“ entgegnete Rippell ebenso; „Gott wende das Schlimmste ab!“

„Ich habe noch Hoffnungen! Unser Heer ist stark, besser gepflegt und gerüstet als das der Gegner! Prag ist fest! Wenn nur Muth und Entschlossenheit nicht fehlen, könnte es leicht kommen, daß Maximilian mit seinen Kriegern eher verdirbt vor dieser Stadt, als daß sein Fuß sie betritt. — Wißt Ihr etwas Neues vom Lager?“

„Nur daß der Feind dicht nachgerückt ist, daß seine Leute sich in der Frühe auf den Höhen dem Weißen Berge gegenüber gezeigt haben“, antwortete Rippell.

„Man glaubt nicht, daß er einen Angriff wagen werde auf die feste Stellung unseres Heeres. Doch sollen die Verschanzungen nicht fertig sein“, bemerkte der Kanzler.

Rippell machte eine Bewegung, die ein trauriges „Nein!" ausdrückte.

„Nahe kann die Gefahr nicht drohen, sonst wäre der König nicht hier!" fuhr Wenzel fort. „Ist er doch bisher beim Heere gewesen, als man noch zu Rackonitz der Schlacht gewärtig war. Und jetzt ist er ruhig im Schloß. Sogar zur Tafel bin ich heut geladen!"

Rippell schwieg tief bekümmert.

Es entstand eine Bewegung in der Kirche, die Blicke wandten sich sämmtlich nach einer Richtung. Der König und die Königin erschienen.*) In ihrem Gefolge viele glänzende Herren und Damen vom Hofe; auch mehrere englische Lords, die immer noch als Abgesandte König Jakob's I. in Prag waren und großen Einfluß übten.

„Diese Engländer", sagte der Kanzler leise zu Rippell, „sind mir nicht sehr willkommen. Auch Karlsstein ist von Engländern besetzt! Zum Glück ist die Krone mit den Insignien hier. Ich werde sie nicht verlassen und sollte ich auf meinem Posten sterben!"

Rippell drückte ihm stumm die Hand.

Indeß hatten der König und die Königin ihre Plätze eingenommen, der Hofstaat, der sie begleitete, setzte sich gleichfalls. Scultetus erschien auf der Kanzel in einem schwarzen, weiten Talar. Mit selbstgefälligen Blicken schaute er aus seinen wohlgenährten, stolz behaglichen Zügen ringsum in die gefüllte Kirche. Dann erhob er die Hände und sprach mit salbungsvollem Tone: „Demüthiget euch vor dem Herrn! Groß ist seine Güte und Gnade, doch schwer sein Zorn! So fallet nieder auf eure Knien und bekennt, daß ihr allzumal Sünder seid vor dem Angesicht des Ewigen! Sonst

---

*) Historisch.

wird sein Verhängniß euch treffen und seine Hand euch schlagen!"

Mit diesen Worten kniete er nieder; der König und die Königin und die ganze Gemeinde folgte seinem Beispiel. Die stumme Andacht war eine erhebende. Als aber der eitle Diener Gottes sich wiederum in Worten ergoß, die in widerspiegelnder Selbstgefälligkeit den Stolz auf seine eigene Demuth prunken ließen, da schnürte es das einfache, redliche Herz Rippell's zu, und er sagte leise zum Kanzler:

„Ich gehe, werther Herr, daheim in meiner stillen Klause mein Herz zu Gott zu erheben und um seine Gnade zu flehen. Wir werden sie nöthig haben! Lebt wohl! Mich dünkt, Jeder müsse jetzt sein Haus beschicken."

Er wollte gehen.

„Kommt Ihr nicht zur Tafel des Königs?" fragte der Kanzler und hielt die dargereichte Hand mit warmem Drucke fest.

„Ich habe mich entschuldigt — ich vermöchte es nicht — in solcher Zeit! .... Lebt wohl!"

Er machte sich los und ging rasch. Eben erhob Scultetus wieder seine Stimme, aber in solchem salbungsvollen Eifer, daß es auch den Kanzler mit äußerstem Widerwillen berührte. Er verließ die Kirche gleichfalls. Es schienen Viele diese Stimmung zu theilen, denn mit leisem Schritt, um nicht zu stören, folgten immer mehrere der Zuhörer, die ihre Andacht nicht erregt, sondern verscheucht fühlten durch den dünkelvollen Redner.

Draußen vor der Kirchthür auf dem Platze hatte sich eine Schaar von Männern und Frauen versammelt, die mit unheimlich leisem Geflüster und Murmeln einander ihre Befürchtungen mittheilten, die sich in den Gesichtszügen Aller ausdrückten. Budowa war kaum durch sie hindurch-

geschritten und befand sich auf einsamerm Raume des tief stillen Platzes, als der dumpfe Donner eines fernen Schusses herüber durch die nebelerfüllten Lüfte hallte.

Die Schlacht hatte begonnen!

Zehntes Capitel.

Draußen entrollte sich das Schlachtgemälde. Im Sturme der Begeisterung waren die Schaaren Maximilian's der Fahne der heiligen Jungfrau gefolgt. Jetzt mußte der brausende, wilde Strom, wie er aus dem Walde hervorquoll, geleitet und gehemmt werden. Jeder Truppentheil sammelte sich zu seiner eigenen Fahne und Standarte; die Hauptleute ließen die Mannschaften antreten und reihten die Glieder zu geschlossenen, dichten Abtheilungen. Herzog Maximilian sprengte, von Tilly und Verdugo begleitet, am Waldsaum hinunter. Er ritt ein hellbraunes Roß von englischer Zucht, stolz an Wuchs, leicht gebaut, mit langen, flatternden Mähnen. Tilly saß auf seinem kleinen Schimmel.

Auch Boucquoi hatte sich jetzt, trotz seiner Wunde im Schenkel, zu Pferd gesetzt. Ein spanischer, hochwüchsiger Apfelschimmel, ein starkes Roß, trug den vollgebauten stattlichen Reiter, der die Körperschmerzen mit der Gewalt des Willens bezwang; ein eiserner Mann, des Kriegs in jeder seiner strengsten Anforderungen gewohnt. Neben ihm ritt auf seinem andalusischen schwarzen Hengst Oberst Balthasar Verdugo; eine hagere blasse Gestalt. Unter der hohen

schmalen Stirn rollte er ein paar tiefliegende schwarze Augen; sein langes verknöchertes Gesicht mit gekrümmter Nase und scharfem Kinn wurde durch einen spitzen, eine Hand lang herabhängenden Bart noch verlängert.

Auf einer Anhöhe hielt Herzog Maximilian sein Pferd an. Die Generale und Obersten sammelten sich um ihn. Ein Dorf, Russin, dehnte sich in der Thaltiefe vor ihnen aus. Dahinter stieg das Land etwas steiler an zu einigen Vorhöhen, die die äußersten Ausläufer des Weißen Berges bildeten. Auf der Höhe desselben gewahrte man das böhmische Heer, das sich in Schlachtordnung stellte. Es war neun Uhr Vormittags; die Nebel hatten sich meist gesenkt, doch einzelne Gewölke lagerten noch in den Schluchten und dampften aus den Waldstrecken auf, sodaß ein ganz freier Ueberblick noch nicht zu gewinnen war.

„Was meint Ihr, Graf Boucquoi", begann der Herzog, „wir lassen die Leute hier in Fähnlein zusammentreten, gehen durch das Dorf und stellen uns jenseit in Schlachtordnung auf. Graf Tilly wird mit den bairischen Truppen den linken Flügel einnehmen, Ihr selbst, Graf Boucquoi, den rechten bis auf die Straße nach Eger. Wenn Euer Fußvolk heran ist, beginnen wir den Angriff gegen die rechte Flanke der Böhmischen."

„Vergebt, Herr Herzog", antwortete Boucquoi, nachdem er sich mit scharfen Blicken rings umgesehen, „ich würde anrathen, daß wir uns hier auf diesen Abhängen in Schlachtordnung stellten und das Dorf vor uns behielten. Den Rücken deckt uns der Wald, unsere Flanken die tiefen Thalschluchten von beiden Seiten und vor der Front sichert uns das Dorf. Der Feind kann uns nirgends angreifen."

„Zur Vertheidigung könnten wir keine bessere Stel-

lung wählen, Graf Boucquoi", entgegnete der Herzog, „allein wir müssen angreifen! Ihr habt das ja schon zugegeben", setzte er, da Boucquoi missbilligend den Kopf schüttelte, drängend hinzu.

„Nach genauerer Ueberlegung und wie ich jetzt bei hellem Tageslicht das Schlachtfeld vor uns sehe, bin ich der Meinung, daß wir heut noch nicht angreifen", sagte Boucquoi mit ruhigem Ton. „Die Leute sind zu ermüdet; Ew. Gnaden Truppen haben sich kaum zwei Stunden ausgeruht nach dem schweren Nachtmarsch, und die meinigen werden keinen Augenblick der Ruhe haben. Wie sollen sie, so entkräftet, jenseits die steilen Höhen stürmen, wo der Feind bis an die Zähne verschanzt ist? — Wir verlieren die Hälfte unserer Mannschaft im Geschützfeuer und gewinnen nichts!"

„Ihr habt gesehen, Graf, wie feurig unsere Leute zum Kampf anstürmten!"

„Das ist der erste Augenblick, aber sie brauchen nachhaltige Kraft. Wenn sie jetzt in halbem Rausch losbrechen, ist nachher die Erschöpfung um so größer und die Niederlage gewiß."

„Wenn wir sie hier wiederum vierundzwanzig Stunden festhalten im schlimmen Wetter, kaum halbgesättigt, wird aller Muth niedergeschlagen!" rief Maximilian lebhaft.

„Der echte Soldat weiß auszudauern", sagte Boucquoi kalt.

„Nicht übers Maß, nicht über jede menschliche Kraft hinaus", entgegnete der Herzog mit steigender Ungeduld. „Was meint Ihr, Graf Tilly?"

Der Angeredete zeigte mit der Degenspitze nach dem feindlichen Heere hinüber und sagte kurz: „Angriff! — Für meine Leute sag' ich gut!"

„Oberst Verdugo?" fragte der Herzog.

„Ich muß gegen Euch stimmen, Graf Boucquoi", antwortete der Spanier. „Wir werden heut mehr im Vortheil sein als morgen. Die Höhen jenseits sind nicht so gar schroff, sie steigen mäßig an; so matt sind unsere Leute nicht, daß sie dort nicht hinauf könnten. Ich habe sichere Kundschaft", dabei strich er sich den schwarzen Bart, „daß die Verschanzungen Anhalt's schlecht sind und nicht fertig geworden."

„Wißt Ihr das so gewiß?" fragte Boucquoi.

„Meinen Degen zum Pfand, Herr Feldmarschall", antwortete der Oberst.

„Die Leute werden von den kleinen Bächen dort", sagte Boucquoi bedenklich und zeigte mit dem Degen nach der Linken, wo das Thal des Scharkabachs mit seinen kleinen Zuflüssen sich einschneidet, „einen steilen Marsch aufwärts zum Angriff haben."

„Nicht so gar steil, Herr Feldmarschall", versicherte Verdugo von neuem; „es sieht so aus von hier, allein ich habe mit Oberst Wallenstein schon darüber gesprochen, der die Gegend genau kennt. Der Berg steigt auch von dort nur allgemach an; Reiter und Fußvolk können in guter Frontbreite hinauf."

„Nun, so möge denn der Angriff dort geschehen. — Ich werde nicht fehlen", antwortete Boucquoi mit starker Stimme.

„So ist's recht, wackrer Graf, Ihr seid der Unsrige", rief der Herzog freudig.

„Ich überlege sorgfältig zuvor, höre gute Gründe ruhig an und handle dann rasch und zuverlässig!" antwortete Boucquoi. „Um zehn Uhr steht meine Schlachtlinie! Verlaßt Euch darauf, Herr Herzog!"

Mit diesen Worten gab er seinem Hengste die Sporen; das prächtige, feurige Thier warf den Kopf empor, schnaubte

aus den Nüstern und brauste durchs Feld, daß die Mähnen im Winde flatterten.

„Laßt zum Anrücken blasen“, befahl Maximilian.

Das ganze Gefilde vor dem Dorfe, welches sich vom Waldsaum niedersenkte, war schon mit den Gewaffneten erfüllt, die sich um ihre Fahnen gesammelt hatten. Wie eiserne Redouten bedeckten die Abtheilungen den Abhang. Der dichte Wald der Piken starrte senkrecht auf von den enggeschlossenen Vierecken; über den Lanzenspitzen wehten in der Mitte die Fahnen, stolz im Morgenwinde flatternd. Die dicht aneinander geschlossenen Männer in Harnischen und Schienen bildeten eine eherne Mauer ringsum; als die Sonne vorübergehend durch das graue Gewölk brach, leuchtete es hellblitzend von den Panzern und Helmen wider. Sowie das Schmettern der Trompeten durch das Feld erscholl, gerieth die schwarze eiserne Masse in Bewegung gleich einem düstren Meere, das der Sturm aufwühlt. Auf drei Bahnen ergoß sich der dunkle Strom gegen das Dorf hinab. Der eine umwallte es links, der andere rechts, der dritte brach mitten hindurch. Herzog Maximilian setzte sich an die Spitze des mittlern, damit er als Oberfeldherr den Blick nach beiden Seiten habe. Tilly führte die Schaaren, die sich links um das Dorf zogen, Boucquoi ordnete auf dem andern Flügel die Reiterei, da sein Fußvolk noch nicht heran war.

„Oberst Verdugo! bleibt hier an meiner Seite“, befahl der Herzog, „bis Euer Regiment heranrückt und die kaiserlichen Truppen sich auf dem rechten Flügel ordnen. Wer vertritt Euch?“

„Mein ältester Hauptmann, Graf Zuniga!“ war die Antwort.

„Ein Sohn des Ministers?“

„Sein Neffe, Ew. herzoglichen Durchlaucht zu dienen. Ein Kriegsmann, wie sein Oheim Staatsmann; mit dem Schwert, was dieser mit der Feder ist.“

„Ein Ruhm ist des andern werth“, entgegnete Maximilian.

Zwei Hauptleute und ein Trompeter folgten dem Herzog und dem Obersten.

„Wo habt Ihr das Deutsche so gut gelernt, Herr Oberst?“ fragte diesen nach einigen Augenblicken der Herzog.

„Wir sind ja lange genug im Lande“, antwortete dieser lächelnd. „Auch hab ich's schon von Jugend auf gehört; der Deutsche dient ja überall. Ich habe mit Deutschen in Spanien, in Frankreich und im Venetianischen zusammen gefochten. Und zumal in den Niederlanden ist ja Alles so gut wie deutsch!“

„Dort oben rechts von dem Dorfe rückt ja schon eine ganze Colonne Reiter vor? — Wer kann das sein?“ unterbrach der Herzog den Obersten.

„Es muß der Oberst Wallenstein mit seinen Kürassieren sein, Hoheit, denn dort läuft die Straße von Eger, die er decken soll“, antwortete Verdugo.

„Seine Cavalerie muß Flügel haben, daß er die Bewegung schon ausgeführt hat — es ist keine halbe Stunde her, daß ihm der Feldmarschall den Auftrag gab.“

„Graf Albrecht Wallenstein hat's nicht in der Art, auf sich warten zu lassen. Die Kriegsbücher werden einmal von ihm zu melden haben, glaube ich“, war Verdugo's Antwort. „Die Welt müßte denn im Frieden bleiben fortan!“

„Das hat nicht Noth“, versetzte Maximilian und schüttelte den Kopf. „Aber es muß wahr sein, ich habe sehr

viel Rühmens von dem Obersten als Soldat gehört! — Man spricht aber auch viel von seiner Seltsamkeit!"

„Ein Kopf für sich. Er schickt sich nicht geschmeidig in die Welt, weil er merkt, daß sich die Welt in ihn schickt, wenn er's verlangt!"

„Er soll sehr reich sein?" fragte der Herzog weiter.

„Sie sagen, halb Böhmen gehöre ihm ..... das kann uns einerlei sein, aber er kennt ganz Böhmen; das nützt uns."

Unter diesem Gespräch hatten sie das Dorf erreicht. Es war verlassen; die Landleute hatten sich nach Prag geflüchtet. Alle Gehöfte standen leer von Menschen und von Vieh. Die Soldaten, die hier enger zusammenrücken mußten, waren zum Theil aus dem Gliede gebrochen und kamen in einzelnen Trupps zwischen Hecken und Häusern hervor. Die Hauptleute ereiferten sich mit Geschrei, die Ordnung wiederherzustellen.

„Ihr seht, Herr Herzog", bemerkte Verdugo und verzog sein hageres Gesicht zu einem höhnischen Lächeln, „was uns die Schlachtordnung diesseit des Dorfes geholfen hätte. Hier ist schon der Teufel los mit Unordnung. Ich glaube, die Halunken hoffen hier noch Beute zu machen, in dem verlassenen Nest, wo nichts zu finden ist als morsche Lehmmauern, eingeschlagene Thüren und Fenster und halboffene Strohdächer!"

„Dies Bild des Elends ist leider das des ganzen Landes, das wir durchzogen sind", antwortete der Herzog. — „Haltet Ordnung, ihr Leute! — Zu euren Fahnen! Ihr dürft nicht vereinzelt jenseits vorbrechen!" — rief er einem Trupp zu, der sich ganz absondern zu wollen schien.

Verdugo ritt mit einem Fluch dazwischen und ließ sein langes Schwert um die Köpfe der Lanzenknechte sausen.

Die Hauptleute donnerten und wetterten auch eifrig hinterdrein; so wurden die schon Auseinanderweichenden wieder gesammelt.

Jenseit des Dorfes hob sich das Feld in einigen Absätzen zu der Höhe des Weißen Berges hinan, wo die Böhmen standen.

Als Maximilian mit Verdugo und seinem Gefolge die nächste Anhöhe hinangesprengt war, sah er das ganze Gefilde, auf dem der Kampf, wenn es zur Schlacht kam, stattfinden mußte, vor sich. Kaum zweitausend Schritte vor ihm lag der Stern, jenes Lustgehölz, wo König Friedrich zuerst von den Bewohnern Prags mit freudigem Willkommen begrüßt worden war. Nur wenige Tage über Jahresfrist lagen zwischen heut und damals! Sollte der erste Kampf um den Königssitz im Hradschin hier zuerst beginnen, wo Demjenigen, welcher ihn einnahm, der erste Jubel erschollen war? Eine wundersame Fügung Gottes, die ernste Gedanken in des Herzogs Brust erweckte.

„Das ist der Stern", sagte er langsam und hielt den Blick auf das nur noch vom letzten spärlichen Herbstlaub geschmückte Eichenwäldchen gerichtet. „Das Laub ist welk, der Wind verweht die Blätter", dachte er bei sich. „Die Krone des Waldes — die Königskrone — der Hauch Gottes weht, und nackt ist das Reisig — nackt die Scheitel!" Es überkam ihn wie ein schauernder Anhauch, um das Geschick Friedrich's, seines fürstlichen Vetters, das er ahnte, das ihn in diesem Augenblicke ernst erschütterte, und das er doch selbst zu vollbringen entschlossen war!

„Da sieht es bunt aus", unterbrach Verdugo, der scharf ringsum geschaut hatte, den Augenblick dieser stillen Betrachtungen des Herzogs. Dieser dachte bei dem Worte nur an das bunte Herbstlaub des Waldes und wollte hinzu-

setzen: „Aber dennoch düster", als ihm beim scharfen Hinblicken deutlich wurde, daß der Oberst etwas Anderes meinte. Der Wald steckte voller Leute!

„Ich glaube, sie haben den Teufel und seine Großmutter in das Holz eingelegt. — Seht nur, Herr Herzog, jetzt, wo der Sonnenstreifen den Saum beleuchtet. Das wimmelt ja ganz schwarz zwischen den Bäumen. Pferde, Menschen, Fahnen, Standarten. Es liegt Reiterei und Fußvolk dort."

„Wir müssen die ganze Linie im Auge behalten", antwortete Maximilian. — „Dort rechts hinauf liegen ihre Schanzen. Eine — zwei — drei!"

„Die wird mein Regiment angreifen müssen. Das kommt dort zu stehen!" fiel Verdugo ein. — „Graf Tilly ist eifrig dahinter. Es wird zuerst in Schlachtordnung stehen. Es hat seinen Flügel schon in Ordnung."

„Auch die Böhmen sind in Bewegung!" sagte Maximilian. „Sie breiten sich rechts und links aus."

„Sie füllen die Linien zwischen den Schanzen. Ich glaube, daß sie hinter dem Holze noch einen Rückhalt haben."

„Obristlieutenant La Matta", rief der Herzog diesem Führer zu, der eben hinter ihnen seine Reiter in die Linien einschwenken ließ, „rückt mit Euren Dragonern gegen das Gehölz vor und sucht die Stärke der Mannschaften, die es besetzen oder die dahinter liegen, auszukundschaften."

La Matta trabte vor. — Unter dem Schutze einer Terrainwelle und eines Nebelgewölkes, das sich zwischen dem Stern und seinen Leuten hinzog, konnte er unbemerkt eine ganze Strecke vorwärts reiten.

„Was Teufel unternimmt General Tilly?" fragte Verdugo verwundert und zeigte nach dem linken Flügel. „Er

schickt ja seine Colonnen vorwärts, als wolle er auf eigene Hand angreifen!"

„Wir sind einverstanden", belehrte der Herzog den Obersten lächelnd, indem er die Bewegung gleichfalls aufmerksam beobachtete. „Ich traute Boucquoi's Bedenklichkeiten nicht. Graf Tilly schlug mir vor, er wolle, sobald die ersten kaiserlichen Regimenter auf die Höhe in die Schlachtordnung einrückten, über den kleinen Fluß dort unten gehen, die Scharka, und den rechten Flügel der Böhmen angreifen, damit Boucquoi gezwungen wird ins Feuer zu rücken!"

„Bei Sanct-Jago!" rief der Spanier aus, „wenn die Böhmen den Krieg verstehen und den Augenblick nutzen, kann es dem Grafen Tilly schlecht bekommen! Und uns dazu! Carraccho!"

„Gewiß nicht, wenn Ihr uns nur nicht ohne Succurs lasset, Herr Oberst. Das war's hauptsächlich, weshalb ich Euch bei mir behalten wollte, bis die Bewegung in Gang sein würde. — Thut jetzt Euer Möglichstes! In Eurer Hand liegt es, die Schlacht zu gewinnen und zu verlieren. Tilly sprengt das Thor der Stellung, Ihr müßt eindringen und sie nehmen!"

„So ist's die höchste Zeit, daß unser rechter Flügel in Ordnung kommt", rief der Oberst.

„Die Zeit, wo er versprochen hat in Schlachtordnung zu sein, ist da!"

„Dann hält Graf Boucquoi von Longueval Wort", sagte Verdugo nachdrücklich. — „Dort rückt auch sein Fußvolk schon an, jenseit des Dorfes, auf der Höhe rechts! Drei Colonnenspitzen werden sichtbar!" Er zeigte mit dem Schwert hinüber. Sein Falkenauge hatte entdeckt, was der Herzog noch nicht klar unterschied. Es waren die dünnen Linien der Fahnen und der ersten Lanzen, die sich über den

Saum der Anhöhe erhoben. Wenige Augenblicke später, da die Truppen höher hinaufkamen, nahm auch der Herzog sie wahr.

„Die erste Spitze muß das Regiment Teuffel sein, die zweite meins, und die dritte Regiment Fugger!“

Ein Wald von Piken stieg jetzt über dem Kamm der Höhe auf; bald zeigten sich auch die Helme, dann auch die Leute in voller Gestalt.

„Nun ist meines Bleibens hier länger nicht, Herr Herzog“, sagte der Oberst. „Jetzt werde ich dort drüben nothwendig!“

„Freilich, freilich! Reitet, Oberst Verdugo! Drängt den Feldmarschall, daß er uns mit Nachdruck zu Hülfe eile!“

„Er wird giftig sein! Bei Sanct-Jago!“ antwortete Verdugo mit satirischem Verziehen der Lippen und strich sich den Spitzbart. „Er hat nicht Unrecht, die Bewegung ist teufelmäßig gewagt! Aber nun muß er hinterdrein oder wir sind Alle verloren!“

„Gebt ihm die Sporen, Oberst!“ rief der Herzog dem Hinwegreitenden nach.

„Wie meinem Rappen, Carraccho“, rief dieser und setzte dem Gaul beide Sporen ein. — Der schwarze Reiter jagte über das Feld, als ob der Schwarze selbst im Sturme dahinbrause.

Herzog Maximilian ritt mit seinem Gefolge die Schlachtordnung entlang nach dem linken Flügel. Die Truppen waren schon fast alle in die ihnen angewiesenen Linien gerückt. Sie standen in drei Treffen, das Fußvolk abwechselnd mit den Reitern. Graf Tilly sprengte dem Herzog entgegen.

„Nun scheint mir's Zeit, Herr Herzog“, sagte er, indem er mit gesenkter Degenspitze vor Maximilian hielt.

„Den Obersten Anholt habe ich erst mit dem Vortrab über die Brücke geschickt. Jetzt will ich ihm den Obersten Floreville mit tausend Mann nachsenden, damit der Feldmarschall sieht, daß es uns hier Ernst ist. — Dann muß aber die Bewegung mit dem Fußvolk nachdrücklich unterstützt werden und zugleich das Geschütz spielen."

„Ihr seid rasch verfahren, Generallieutenant", bemerkte der Herzog, „Graf Boucquoi ist noch nicht voll in die Linie gerückt."

„Er hat genug Leute vorwärts! Das Geschütz und auch schon Infanterie. Die Regimenter Tieffenbach und Breuner sind die nächsten zum Vorrücken. Damit muß er meine Leute unterstützen, Verdugo mit seinem Regiment und Regiment Boucquoi müssen zum Succurs dienen, wenn wir gedrängt werden. Thun diese ihre Schuldigkeit, so sind die beiden Hauptschanzen um Mittag mein und die Böhmen auf die Stadt zurückgeworfen!"

„Hauptmann von Arco!" rief der Herzog, „bringt Befehl an den Feldmarschall Grafen Boucquoi, daß er, sobald der linke Flügel dort über die Brücke gezogen ist und gegen die Anhöhe rückt, die Regimenter Tieffenbach und Breuner auf der Stelle dazustoßen lasse!"

Der Hauptmann jagte die Linie hinunter. Der Herzog und Tilly ritten miteinander weiter auf eine Anhöhe vor der Linie, die die ganze Schlachtordnung übersehen ließ. Während dessen rückte Oberst Floreville mit seiner Colonne ins Thal der Scharka hinab über die Brücke des Flüßchens.

Der Hauptmann Graf Arco brachte Boucquoi den Befehl des Herzogs. Der Feldmarschall sah ihn an, als wolle er ihn mit den Augen durchbohren.

„Das ist Teufelstücke und wider die Abrede, Herr!" schrie er den Hauptmann an. „Ich habe versprochen, um

zehn Uhr in Schlachtordnung zu stehen, und da stehe ich; nicht aber vor der Zeit verrückte Manöver zu unterstützen. Will der Graf Tilly den Böhmen seine Handvoll Leute in den Rachen werfen, so mag er's thun! Ich werde die meinigen nicht nachwerfen. Ehe wir heran sein können, ist er in die Pfanne gehauen mit seiner Handvoll Reitern, oder der Fürst Anhalt verdient den Galgen! — Reitet zurück und sagt das dem Herrn Herzog! — Ich bin für meines Kaisers Heer verantwortlich!"

Der Hauptmann verweilte unschlüssig.

Verdugo, der sechs Schritte davon hielt, sprengte zu Boucquoi vor und sagte ihm einige leise Worte in fremder Sprache.

„So? Meint Ihr, Herr Oberst?" fuhr Boucquoi ihn zornig an. „Reitet zum Teufel, Herr Hauptmann!"

Verdugo sprach noch einmal leise, aber sichtlich dringend zum Feldmarschall und zeigte dabei auf die Bewegungen des linken Flügels.

„Wer führt den Befehl? Ihr oder ich?" rief Boucquoi heftig. „Graf Tilly oder ich?"

„Der Herr Herzog", bemerkte Verdugo gemessen, aber mit freiester Festigkeit.

„Ihr seid auch im Complot, Oberst Verdugo!" brach Boucquoi aus. „Die Mönche machen Euch toll! Ich bin mit meiner Ehre für die Schlacht verantwortlich! — Der Angriff ist gegen den Beschluß im Kriegsrath! Vertrete ihn wer will — ich nicht! Die Schlacht ist schon halb verloren!"

„Ja", rief Verdugo, „aber sie ist ganz verloren, wenn wir den Generallieutenant ohne Unterstützung lassen!"

„Ins Teufels Namen denn, so will ich Oberst Tieffenbach und Breuner vorrücken lassen! Reitet zurück, Haupt-

mann! Meldet dem Herrn Herzog, ich werde seinen Befehl vollziehen lassen. Aber die Verantwortung auf sein Haupt!"

Graf Arco jagte auf schäumendem Pferde zurück.

Elftes Capitel.

Fürst Christian von Anhalt hielt, umgeben von seinen Feldherren, den Grafen Hohenlohe, Thurn, Schlick, Hollach, Solms und vielen Obersten, nebst einem Gefolge von Adjutanten und Ordonnanzreitern auf einer der Vorhöhen des Weißen Berges. Sie beobachteten das feindliche Heer, wie es aus und neben dem Dorfe hervor auf der Senkung vor demselben in Schlachtordnung rückte.

„Ich bin noch im Zweifel darüber, was diese Bewegungen bedeuten sollen", sprach der Fürst zum Grafen Hohenlohe, ihm der Nächste im Commando. „Wollen sie gegen uns anrücken? Oder meinen sie, daß wir sie angreifen werden!"

„Daß wir thöricht wären, von dieser Höhe ins Thal zu rücken?" antwortete der Graf. „Uns aber werden sie auch nicht angreifen; unsere Stellung ist zu sicher! Zuverlässig wollen sie uns nur herauslocken!"

„Wenn unsere Verschanzungen fertig geworden wären, könnten wir hier den Angriff wol ruhig abwarten", bemerkte Anhalt sorglich.

„Wie?" rief Hohenlohe. „Fünf Schanzen mit den

beiden Flügelredouten für das schwere Geschütz! Ich sollte meinen, das wäre ausreichend für unsere Front!"

„Ich muß den Thiergarten noch stärker besetzen lassen; es scheint, daß die Baiern sich dorthin ziehen", sagte Anhalt, nachdem er einige Minuten die Bewegungen des Feindes beobachtet hatte.

„Graf Solms", redete er diesen Führer an, „laßt sofort den Grafen Stirum und die Hauptleute Hofkirchen, Isselstein und Borseda aus dem dritten Treffen an die Westseite des Sterns rücken. Sie sollen sich den Regimentern Herzog von Weimar und Hohenlohe anschließen."

Der Graf sprengte sogleich fort, um den Befehl auszuführen. — Graf Hohenlohe lächelte. Er war der Ansicht, daß der Feind einen Angriff auf den Stern am wenigsten wagen werde.

„Lieber Graf Thurn!" wandte sich der Fürst Anhalt zu diesem, welcher ernsten Angesichts einige Schritte von ihm hielt, und ritt etwas seitwärts mit ihm. „Ich traue den Ungarn nicht", begann er halblaut; „selbst nicht dort hinten im dritten Treffen!"

„Ew. Liebden Besorgniß ist gewiß völlig gegründet", antwortete Thurn. „Sie sind unzuverlässig. Seit dem Gefecht von vorgestern sind sie auch verzagt. Beobachten Ew. Liebden nur, wo sie jetzt halten. Sie sind wol noch dreihundert Schritte weiter rückwärts und seitwärts gegangen, als sie angewiesen waren. Weit davon ist freilich gut vorm Schuß!"

„Es scheint so! Auf einen Angriff durch sie wäre also gar nicht zu zählen!"

„Wenn es nicht Beute zu machen gilt!" sprach Thurn achselzuckend.

„Eben diese ihre Habgier macht mir Sorge. Sie möchten den geringsten Anlaß wahrnehmen, um zu plündern!“

„Das traue ich ihnen auch zu“, antwortete der Graf. „Und die meisten Führer sind noch raubgieriger als ihre Leute selbst. Wer weiß, weshalb Bornemissa krank in Prag liegt! Allen ihren Obersten, dem Kokatz, Istuan, Fecketi, Peter Chousky — ich traue Keinem. Nur Monguy und Homat Januski sind tapfre Männer.“

„So ist es!“ rief Anhalt. „Sollten wir, was Gott verhüte, uns auf die Stadt zurückziehen müssen, wir hätten von diesen Bundesgenossen vielleicht mehr zu fürchten als zu hoffen.“

„Wir — und vielleicht noch mehr Prag!“ sprach Thurn mit Nachdruck.

„Ich habe deshalb ein Commando für Euch ausgesucht, lieber Thurn“, fuhr der Fürst mit etwas zögerndem Tone fort, „das kein Anderer so erfüllen kann wie Ihr. Ihr müßt den Befehl über die Truppen in der Stadt und die Besatzung des Hradschin übernehmen.“

Thurn sah ihn mit betroffenem Staunen an.

„Ihr wißt, der Gesinnung da drinnen ist wenig zu trauen“, sprach der Fürst eindringlich, aber fast mit dem Tone der Bitte. „Es bedarf des zuverlässigsten Führers, um Zucht und Ordnung zu erhalten!“

Thurn sah die Wahrheit der Worte ein, doch der Befehl traf ihn bitter.

„Ew. Durchlaucht fordern von mir, daß ich an der Schlacht nicht theilnehme?“ fragte er mit schmerzlichem Tone.

„Wenn sie uns nicht angreifen, ist sie noch nicht gewiß“, antwortete Fürst Anhalt. „Und nicht ich, Graf Thurn, Euer Vaterland fordert dieses Opfer“, fügte er mit

Wärme und tiefem Ernst hinzu. „Ihr könnt die Hauptstadt vor einem furchtbaren Geschick bewahren und — — den König schützen!“

„Ich werde gehorchen“, erwiderte Thurn nach einem Augenblick schwerer Selbstüberwindung.

Er hatte Böhmen in diesen Kampf geführt, er hatte zweimal als Oberfeldherr die Hauptstadt des Gegners bedroht! — Jetzt sollte eine Schlacht das Geschick seines Vaterlandes entscheiden — er hatte das nächste Recht auf den Ruhm des Sieges — und er sollte den Kampf nicht einmal theilen!

Fürst Anhalt fühlte, was es ihn kosten müsse, den Auftrag zu erfüllen. „Thurn!“ sagte er bewegt und drückte ihm die Hand, „Euer Vaterland wird es Euch dereinst danken, was Ihr jetzt dafür thut!“

„Ich könnte mehr thun“ — dachte er; doch er schwieg.

„Ew. Durchlaucht“, begann er nach einer ernsten Pause, „meinten, ich hätte des Königs Haupt zu schützen. Se. Majestät wird nicht beim Heere erscheinen?“

„Der König glaubt noch nicht an den Angriff. Er hat mir sagen lassen — er werde nach Tische herauskommen!“ *)

„Nach Tische!“ wiederholte Thurn und ein bittres Lächeln verzog seine Lippen. Dann sagte er gemessen: „Ich werde Ew. Durchlaucht Befehle erfüllen“, grüßte und wandte sein Pferd kurz um, der Stadt zu.

Anhalt blickte ihm theilnehmend und voll dunkler Ahnung nach. Er fühlte, daß Menschen und Geschick undankbar gegen Thurn wären . . . oder daß dort oben eine

*) Historisch.

harte Vergeltung geübt wurde! Auch konnte der Fürst sich des Bewußtseins nicht entschlagen: „Thurn wäre berechtigt an deiner Stelle zu stehen.“ Allein dieser Erkenntniß gesellte sich ihm nicht die Kraft, ihr gemäß zu handeln.

Graf Thurn ritt an dem etwas weiter rückwärts haltenden Trupp vorüber, den die Ordonnanzoffiziere und das andre Gefolge der höhern Befehlshaber bildeten. Er winkte seinen Dienern; sie schlossen sich ihm in einiger Ferne an. Voll schwerer Gedanken ritt er vor sich hin: „Die Stunde ist da, wo Böhmens Los geworfen wird — wie wird der Würfel fallen?“ Seine Ahnungen sagten ihm nichts Freudiges über den Ausgang der Schlacht. „Wenn Mansfeld meine Botschaft empfangen hat, wenn er ihr nachkommt oder aus sich selbst so handelt! Er muß es ja, falls er die wahre Lage der Dinge kennt! Dann freilich .... wenn wir das Heer Maximilian's zwischen zwei Feuer nehmen .... dann freilich kann Böhmens Stern noch leuchten! — Und auch so! Ist die Schlacht denn entschieden? Können wir sie nicht ohne ihn gewinnen? Wir können es ....“ sagte ihm sein Wunsch, doch sein Glaube wollte nicht das Ja dazu sprechen!

In diesen Betrachtungen hörte er nicht den Galopp eines nachsprengenden Reiters; doch plötzlich schlug der Ruf „Vater“ an sein Ohr, und seine ganze Seele erbebte in einem süß schmerzlichen Zucken.

„Vater, wohin?“ rief ihm Heinrich Thurn zu, der, als er ihn gegen die Stadt zu reiten sah, von einer dunklen Vermuthung getrieben, ihm nachgesprengt war.

„Heinrich!“ wandte Thurn sich um, hielt sein Pferd an und reichte dem Sohne die Hand dar. Er blickte ihn lange mit Vateraugen an; sein Blick wurde feucht. „Ich bin zum Commandanten des Hradschin ernannt“, sprach er

langsam; „ich erfülle meine Pflicht; erfülle du die deine. Schlage dich wie ...."

„Wie ein Graf Thurn!" rief der Jüngling feurig und hing am Halse des Vaters. Es war eine lange, heiße Umarmung. — Sie trennten sich schmerzlich. — Ach! Daß ihr Wiedersehen schmerzlicher sein sollte! — —

Fürst Anhalt war indessen zu den Obersten zurückgeritten. Er übersah seine Schlachtordnung noch einmal.

„Graf Schlick", winkte er diesen zu sich heran. „Dürft Ihr auch Eurer Mannschaft vertrauen?"

„Wie mir selbst. Die Mähren führen den Adler im Wappen; er wird dem böhmischen Löwen nichts nachgeben."

„An Euren linken Flügel stößt Graf Heinrich Thurn's Regiment. Auch das ist zuverlässig", sagte der Fürst. „So laßt noch die sechs Cornet des Obersten Stieffen auf Eurem rechten Flügel ins dritte Treffen abrücken. Der Oberst soll", fuhr er, leiser sprechend, fort, „ein Auge auf die Ungarn haben, denen ich nicht fest vertrauen kann. Dann stehen außer dem Fußvolk zwölf Cornet im Hintertreffen; sechs Bubna und die sechs Stieffen. Das wird die Ungarn festhalten."

Graf Schlick beeilte sich, den Auftrag zu vollziehen.

„Es dünkt mich doch, Graf Hohenlohe", äußerte der Fürst Christian sich wiederum zu diesem, „daß der Feind auf ernstlichen Angriff denkt. Seht nur, er entwickelt sich ganz vollständig. Nur der rechte Flügel ist noch lückenhaft. Das muß die Stelle sein, nach dem Berichte des Hauptmanns Nechodom, wo Boucquoi wahrscheinlich einrückt. Denn nur er war noch zurück."

„Möglich!" warf Hohenlohe hin.

„Was meint Ihr, Graf Hohenlohe", wandte sich der Fürst wieder zu ihm, „ich würde es doch für gut halten, jetzt

einen Angriff zu machen. Der Feind ist getheilt, Boucquoi scheint noch nicht heran, und wenn er kommt, werden seine Leute übermüdet sein. Wir haben es nur mit der halben Macht zu thun!"

„Um des Himmels Willen, nein", beschwor ihn Graf Hohenlohe. „Sollen wir ins Thal hinunter? Hier stehen wir wie in einer Bergfestung! Will Ew. Liebden das ganze Heer, das Schicksal Böhmens, die Krone Sr. Majestät auf einen zweifelhaften Wurf setzen? In alle Ewigkeit möchte ich solche Verantwortung nicht auf mein Haupt laden!"

Fürst Anhalt widersprach. Sie geriethen in lebhaften Streit. Man sah von weitem ihre heftigen Bewegungen. Graf Heinrich Thurn, der indeß zu den Führern zurückgesprengt war, hielt an des jungen Prinzen Anhalt Seite.

„Sieh nur, sieh", flüsterte dieser ihm zu, „wie sie sich drüben aufstellen! Wenn ich jetzt dürfte! Wie ein Bergstrom wollten wir von hier oben über sie hereinbrechen!"

„Nur Geduld! Wir kommen zum Kampf! Sei versichert!" beschwichtigte Thurn den auflodernden Muth seines Freundes, der jenseit des Siegesfeldes noch einen köstlichern Preis schimmern sah als den Lorber selbst.

Die beiden Oberfeldherren kehrten jetzt zu den andern Führern zurück. Sie beriethen sich insgesammt nochmals.

Inzwischen gingen neue Bewegungen bei den Gegnern vor. Als Fürst Anhalt ihre Schlachtlinie nochmals überflog, war das Fußvolk Boucquoi's soeben eingetroffen, und er sah, wie es über der Saumlinie des Horizonts sichtbar wurde.

„Der günstigste Augenblick ist versäumt", murmelte er unwillig vor sich hin. „O wäre der König selbst hier!" dachte er. „Er hätte entschieden und zuverlässig für mich." — Allein Fürst Anhalt hatte nicht Entschiedenheit genug, etwas

ganz gegen Hohenlohe's Ansicht, dem der König unbedingtes Vertrauen schenkte, auszuführen und die Verantwortung allein auf sich zu nehmen.

Graf Schlick, der seinen Auftrag für die Anordnung des Hintertreffens vollführt hatte, kehrte jetzt wieder zurück. — —

Tilly bereitete jetzt auf dem rechten Flügel der Baiern seine Bewegungen vor. Sie nahmen die ganze Aufmerksamkeit der böhmischen Führer in Anspruch.

„Das kann nur eine Recognoscirung sein", rief Schlick. „Sie wären ja ganz abgeschnitten diesseit des Flusses!"

„Da bewegt sich eine stärkere Abtheilung nach der Brücke zu!" machte der Fürst aufmerksam und zeigte auf die Mannschaften des Obersten Floreville, die sich schon der Scharka näherten.

Alle verfolgten diese Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Sie wollen den Stern in die Flanke nehmen!" meinte der erfahrene Anhalt. — „Seht da! Es rückt auch Fußvolk an. Beim Himmel, ich glaube sie gehen mit der Hälfte des ganzen Flügels über den Fluß. Graf Hohenlohe!" rief der Fürst jetzt mit Heftigkeit. „Wollt Ihr nun glauben, daß sie angreifen? — Wer hat nun Recht? — Und wenn ihr Alle gegen mich stimmtet! Jetzt, auf meinen Kopf die Gefahr! Die Schlacht muß anfangen!"

Graf Hohenlohe vermochte diesen Bewegungen des Feindes gegenüber nichts mehr zu erwidern. — Die Befehlshaber sprengten zu ihren Abtheilungen zurück.

„Sie sind uns schußrecht. — Die schweren Stücke auf den Flügeln sollen Feuer geben!" befahl Fürst Anhalt.

Zwei Adjutanten flogen nach beiden Flügeln. Drei Minuten später donnerten die ersten Geschützlagen.

Die Kugeln schlugen vor den feindlichen Truppenmassen

in das Erdreich, wühlten spritzend den Boden auf und setzten noch mehrmals auf. Die Leute stutzten und geriethen in eine augenblickliche Schwankung, doch war nicht mit Sicherheit zu sehen, ob die Schüsse nur Schrecken oder auch wirklichen Schaden verursacht hatten. Der Wind wälzte den Rauch quer vor die Linien. Die Stücke wurden noch einige male abgefeuert. Da krachte es auch jenseits und Kugeln sausten herüber. — Die Obersten hielten jetzt bei ihren Regimentern. Nur Fürst Christian mit einigen Adjutanten, seinem Edelknaben Fritz Reydell, der gebeten hatte, ihn in die Schlacht begleiten zu dürfen, und Graf Hohenlohe waren seitwärts vom rechten Flügel, gegen den Stern hin, auf eine Anhöhe gesprengt, von wo sie das ganze Schlachtfeld überblickten.

„Unsere Kugeln treffen schlecht! Die drüben nehmen uns besser aufs Korn!" bemerkte der Fürst unwillig zu Hohenlohe. Er hatte kaum dieses Wort gesprochen, als zwischen ihnen Beiden eine schwere Stückkugel hindurchsauste und etwa zweihundert Schritte hinter ihnen in Hauptmann Borseda's Reiter einschlug und einige Pferde niederwarf.

„Hauptmann Wonßheimb", befahl Anhalt, „reitet auf den linken Flügel bis an die Redoute. Sie sollen nachdrücklicher feuern. Ich muß die Linien locker machen!"

Der Angerufene jagte fort; doch er hatte nicht funfzig Schritte zurückgelegt, als er, von einer Stückkugel getroffen, sammt dem Pferde zu Boden stürzte.

Zwei Ordonnanzreiter aus dem Gefolge des Herzogs und der Edelknabe jagten auf den Gestürzten zu. Dieser wand sich schon unter dem Pferde hervor. Nur das Thier war getödtet, er selbst unverletzt. Dem Gaul hatte die Kugel die ganze Brust weggerissen.

„Gott sei Dank, Wonßheimb lebt!" sagte der Fürst;

„aber er hat kein Pferd mehr. Vollführt Ihr meinen Auftrag, Hauptmann Gemmingen!“

Dieser sprengte gestreckten Laufs die Linie hinunter.

„Ihr Feuer ist wirksam“, bemerkte Hohenlohe, da die Stückkugeln dichter und rascher aufeinander folgten.

„Sie müssen besser sehen können als wir. Uns hindert der verwünschte Pulverdampf zu sehr“, versetzte Anhalt. „Der Wind ist uns nachtheilig.“

Doch jetzt schlugen auch etliche schwere Kugeln der Böhmen mitten in die Massen der von Tilly über die Brücke gesandten Reiter, denen sich auch eine Abtheilung zu Fuß angeschlossen hatte.

„Vom Abhang dort rücken wieder Mannschaften vor“, machte Fürst Christian den Grafen Hohenlohe aufmerksam. „Sie wollen die drunten verstärken. Es sind wenigstens zwei volle Regimenter!“

„Das könnten Boucquoi's Leute sein“, meinte Hohenlohe.

„Sei es wer da wolle“, antwortete der Fürst. „Jetzt kann ich das Zögern nicht länger verantworten. Jetzt muß ich hier angreifen lassen! Ich kann nicht warten, bis sie die ganze Macht bequem beisammen haben.“

„Bedenken Ew. Liebden, was Sie thun“, fiel Hohenlohe ein. „Wenn der Feind hier gegen uns hinauf will, muß er von unseren Stückkugeln halb aufgerieben werden, bevor er die Höhe erreicht; und hier oben empfangen wir ihn mit der ganzen Masse. Wenn Ew. Liebden vorrücken lassen, kann unsere ganze Stellung verloren gehen. Wenigstens fürchte ich Alles für die Angreifer!“

„Nun, wenn Euch für diese die Gefahr so groß scheint“, erwiderte der Fürst entschlossen, „so soll mein eigener Sohn die Feuerprobe bestehen und seine Sporen verdienen.“

Zwölftes Capitel.

Mit diesem Wort jagte der Fürst die Linie hinunter bis dahin, wo der Prinz **Christian** an der Spitze seiner fünfhundert Reiter hielt und voll brennender Ungeduld des Augenblicks harrte, wo der Kampf mit dem Schwert entbrennen sollte.

„Prinz Anhalt!“ rief er ihm schon von weitem zu. Der junge Held sprengte seinem Vater und Feldherrn mit gesenktem Schwert entgegen.

„Sobald die dritte Salve aus den Stücken des rechten Flügels abgefeuert ist, werdet Ihr im Sturmritt gegen die Abtheilung des Feindes ansprengen, die sich hier unten vor der Brücke sammelt, und sie zurückwerfen!“

Des Prinzen Auge flammte. Nur die eherne Fessel des Dienstes hielt ihn zurück, daß er sich nicht vor Freude dem Vater an die Brust warf.

Die Geschütze auf dem Flügel krachten.

„Das war die **erste** Salve“, bemerkte der Fürst. „Sowie die dritte gelöst ist, und die Kugeln Unordnung und Schrecken in den Feind geworfen haben, greifst du an.“ Er war mit den letzten Worten, mit dem vertrauten Du, aus dem Ton des Befehlshabers in den des Vaters übergegangen. Eine tiefe Bewegung ergriff die Brust des alten Kriegers. Es war die erste Waffenthat, und welch eine entscheidende, die sein erstgeborner Sohn vollführen sollte.

„Christian!“ sagte er mit bewegter Stimme und faßte die Hand des Sohnes. „Dir wird der Ruhm die Schlacht zu **eröffnen** — vielleicht zu **entscheiden**! Gedenke deines Namens!“

„Vater“, rief der Jüngling feurig. „Jeder Tropfen meines Blutes soll dir dankbar sein, mein ganzes Leben hindurch, für diesen Augenblick!“ Und seine Wange glühte, und sein Auge warf Blitze. Er flog auf seinen Posten.

Der Fürst ritt die Front des Regiments weiter abwärts; er winkte Xaver, der jetzt in Uniform, dem Regiment des Prinzen zugetheilt, bei dem zweiten Cornet hielt.

„Hauptmann Nechodom — das Regiment wird den ersten Angriff machen. — Habt im Handgemenge ein Auge auf meinen Sohn“, sagte der Vater im bewegten Ton. Xaver verstand wie es gemeint war.

Die zweite Salve donnerte. Prinz Anhalt winkte seinem Standartenträger. „Bleibt mir hart zur Seite!“ Er sprengte auf dem feurigen Roß, das er von Heinrich Thurn eingetauscht, einige Schritte vor und wandte sich zu seinen Reitern um.

„Beim ersten Schuß dort oben“, rief er und deutete mit dem Degen nach den Stücken auf dem Flügel, „mir nach, wie der Sturm!“

Allen zuckte es kampfmuthig durch das Herz.

Der Donner krachte auf der Höhe. „Vorwärts!“ rief der jugendliche Held, und sein Roß brauste hinunter. Die Trompeten schmetterten, die Standarten flatterten, der Boden dröhnte unter den Hufen, ein furchtbares Feldgeschrei theilte die Lüfte.

Besonnen mitten im Feuerdrang warf der Prinz sein Pferd auf den Flügel des Regiments, und die Massen brausten geschlossen heran, einem Bergsturz gleich, der einen Strom von Felsentrümmern donnernd ins Thal rollt.

Bevor die feindlichen Reiter sich entgegenwerfen konnten, war der Prinz heran, und der Kühnste unter den Kühnen spornte er sein Pferd zwischen die festgeschlossenen

Reihen der Gegner hinein, und traf mit erstem Schwertschlag einen Standartenträger, daß der Reiter sammt dem Feldzeichen stürzte.

Des Soldaten Glück heftet sich an die Fahne, sein Muth hebt sich und fällt mit ihr. Bestürzung ergriff die kriegsgewohnten Schaaren; sie stutzten unsicher. Der Prinz mit seinen Tapferen stürmte vorwärts, die dichten Massen wurden gesprengt, die Verwirrung wuchs, Einer stürzte über den Andern, das Ganze schwankte.

„Mir nach!" rief der Jüngling vom ersten Schwung des Sieges begeistert, und warf sich mitten in den eisernen Haufen. Xaver bewachte ihn mit seinen Blicken, er stürmte mit geschwungenem Schwerte nach, ihm in der rings drohenden Gefahr zur Seite zu sein. Allein wohin der blühende Jüngling, dem das Haar lockig unter dem Helm hervorwallte, sich wandte, war es, als ob ein Cherub mit dem leuchtenden Schwerte erschiene, und blinder Schrecken riß die erzgerüsteten Krieger in wirbelnde Flucht.

„Mir nach! Mir nach!" rief Prinz Christian immer neu anfeuernd, und wandte das glühende Antlitz zurück zu den Seinigen. Xaver blieb ihm Bügel an Bügel zur Linken, um die unbewahrteste Seite des Reiters zu decken.

In wenigen Minuten war die ganze feindliche Reitermasse zur Flucht gewandt. Sie warf sich auf das Fußvolk, das ihr zur Unterstützung herangerückt war; die Pferde drängten sich in die Partisanen der eigenen Hülfsvölker.

Oberst Tiefenbach steuerte vergeblich der Verwirrung.

„Werft euch in die Flanke der Kürassiere", rief er seiner Compagnie zu, und machte eine Bewegung zur Rechten, um in die linke Flanke der Reiter des Prinzen einzubrechen. Dieser gewahrte die Absicht, und warf sich mit

dem brausenden Strom seiner Mannschaften auf das Fußvolk. Ein Wald von Piken starrte ihnen entgegen. Dem Hengst des Prinzen fuhr eine Lanzenspitze in die Brust; er bäumte sich hoch auf; der Jüngling saß fest im Sattel, beugte sich vorwärts, drückte die Last des Thieres nieder, gab ihm zwiefach die Sporen, und sprengte mit einem ungeheuren Bogensatz mitten in die Lanzenknechte. Xaver blieb hart an ihm. Die Schwerter Beider mähten zur Rechten und zur Linken. Ein furchtbares Kampfgetöse brauste um sie her; mit wildem Geschrei drängte das Fußvolk heran; mit wilderem warfen sich Anhalts Reiter in die gedrängten Massen. Ihrem eisernen Strom widerstand nichts. Plötzlich ergriff Entmuthigung auch die Lanzenknechte, und sie wandten sich zur Flucht. — Wie sie nach allen Seiten auseinander stoben, öffnete sich dem Angriff eine freiere Bahn. Aber schon war sie abermals gesperrt, durch eine neue wandelnde Eisenmauer. Oberst Breuner rückte in dicht geschlossenem Viereck mit seinem Regiment in die Lücke ein. Die Fahnen wehten hoch, die Piken starrten aufwärts. Denn die Musketiere mit den schweren Büchsen bildeten die Vorderglieder. Der Oberst hielt zwischen ihnen.

„Feuer“, erscholl sein Commando; die Hakenschützen legten die Lunten an, und hundert Donnerschläge und Feuerblitze kreuzten die Lüfte; eine schwarze Wetterwolke hüllte Freund und Feind ein.

Mitten hindurch flog der Prinz, in die dampfende Finsterniß hinein.

„Sie sind verwundet Prinz“, rief Xaver, der das Blut von seiner linken Schulter strömen sah, ihm besorgt zu.

„Ich fühle nichts! — Vorwärts!“ war die Antwort.

Es donnerten noch viele verspätete Schüsse nach; der

Helm des Prinzen fiel herab. Eine Kugel hatte ihn gestreift und das Kinnband gesprengt.

„Das ist gut! So ist mir leichter!“ rief er im jugendlichen Uebermuth des Muthes, und ein Lächeln schwebte holdselig über seine Lippen und spielte um die erglühten Wangen. Er strich sich vollends das Haar aus der Stirn, und sein Auge blitzte freudehell. Durch Xaver's Herz bebte ein Schauer, als er den Jüngling so mit unbeschirmtem Haupt, lächelnd, in die dunkle Brandung des Todes stürmen sah.

Gerad an auf den Obersten sprengte er. Die gefällten Piken starrten ihm entgegen. Sein Schwert schlug Zwei mit kräftigen Hieben nieder. Mit kühnem Satz flog sein Roß in die Lücke und über die stürzenden Leute hin. Bevor der bärtige, eiserne Held Breuner, der ihm gegenüberhielt, das Mögliche der That ahnte, schwebte schon des Prinzen blitzende Klinge über seinem Haupt. Kaum konnte der Oberst den drohenden Streich durch einen Hieb gegen das Schwert des Prinzen so weit abwenden, daß er halb seitwärts auf seinen Hut glitt und nur der Federbusch hinunterflog. Mit einem zweiten zornigen Hieb warf der alte Kriegsmann die abermals gehobene Klinge des Jünglings wiederum seitwärts; doch in demselben Augenblick schlug Xaver dem Obersten den Degen aus der Hand.

„Ihr seid mein Gefangener Oberst!“ rief Prinz Christian. „Ergebt Euch dem Prinzen von Anhalt!“

„Dem Teufel nicht!“ schrie der Oberst und fiel ihm mit der Linken in den gehobenen Arm, indem er mit der Rechten ein Pistol aus der Halfter riß. Doch der Prinz warf den Zügel weg, faßte den Gegner im Ringkragen und zog ihn mit überlegener Jugendkraft vom Pferde; der Schuß des Obersten ging in die Luft. Die nachdringenden

Reiter Anhalt's nahmen den Gefangenen zwischen sich; der Prinz stürmte mit dem Ruf: „Sieg! Sieg!“ weiter vor, und das Fußvolk drängte sich in hastiger Flucht vor ihm hin. — —

— — Graf Tilly hielt auf der Anhöhe jenseit des Baches. Er saß ruhig auf seinem kleinen Schimmel und verfolgte die Bewegung der Massen und das begonnene Gefecht mit bohrendem Falkenblick. Ihm zur Rechten hielt der Oberst Kraatz; etwas weiter zurück noch einige andere Obersten und Hauptleute.

„Da wird sich ein junger Anfänger die Flügel versengen“, sagte er kalt, als der Prinz in die Reihen brach.

„Soll ich mich ihm entgegenwerfen mit meinen fünfhundert Dragonern?“ fragte der Oberst mit ungeduldiger Kampflust.

„Noch nicht!“ war des Feldherrn ruhige Antwort.

„Alle Teufel! Floreville's Mannschaft geräth in Unordnung. Die Reiter geben Feld!“ rief der Oberst und wurde so eifrig, wie sein unter ihm stampfender Rappe. „Diese Böhmen packen an wie die Wölfe!“

Tilly erwiderte nichts. Dem Obersten zuckte es in allen Gelenken. Nach einigen Minuten befahl der Generallieutenant:

„Jetzt geht ruhig über die Brücke Oberst Kraatz; wenn Ihr ganz drüben seid, laßt in Zügen rechts einschwenken. Dann fallt den Böhmen in die Flanke.“

Wie ein Pfeil war der Oberst an der Spitze seiner Reiter, die schon weiter abwärts, keine hundert Schritt von der Brücke hielten. Zu Vieren abgebrochen ging er hinüber; jenseits ließ er wieder in Zügen aufreiten. Tilly wandte kein Auge von ihm. Als die Mannschaft völlig drüben war, schwenkten die Züge rechts ein.

„Gut", murmelte der Generallieutenant.

Jetzt wogte die schwarze Masse wie ein Strom, der den Damm zerrissen hat, ins Blachfeld.

„Zu rechter Zeit!" sprach Tilly kalt. „Oberst Pappenheim! Jetzt rückt nach. Ihr deckt die linke Flanke unseres Fußvolks. Graf Nassau! Ihr richtet Euren Marsch gerade auf den Thiergarten; schließt Euch dicht an das kaiserliche Fußvolk! Alle Bewegungen ruhig, genau!"

Er winkte mit der Hand. Die Obersten flogen an die Spitze ihrer Reiter. Er selbst ritt, immer das Schlachtfeld im Auge, im Schritt der Brücke zu. — —

Prinz Anhalt war im Siegessturm unaufhaltsam vorwärts gedrungen. Brenner's Regiment war geworfen; die Flüchtigen nach allen Seiten ins Feld zersprengt. Da hemmte abermals ein eherner Wall den beflügelten Lauf des jungen Helden. Es war Oberst Verdugo, der mit seinem eigenen und dem Regiment Boucquoi in die Linie gerückt war, um Tiefenbach und Brenner zu unterstützen. Xaver blickte zur Linken hinauf nach den Höhen, ob nicht Verstärkung anrücke. „Die Ungarn müßten jetzt angreifen und die Kaiserlichen in die rechte Flanke nehmen", sagte er zu dem Prinzen. „Dann wäre die Schlacht gewonnen! Aber sie regen sich nicht!"

„So werfen wir die dort allein", antwortete der Prinz.

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als hinter ihm ein tobendes Kampfgeschrei sich erhob und der Schall von donnernden Hufen und schmetternden Trompeten an sein Ohr schlug. Es war Oberst Kraatz, der jetzt mit seiner Dragonermasse von hinten her und von der Flanke in die Reihen der Anhalt'schen Reiter einbrach. Der Prinz stutzte; doch hatte er nicht Zeit einen Entschluß zu fassen. Denn eine donnernde Salve der Hakenschützen Verdugo's schlug

ihm entgegen, und überschüttete die Seinigen mit einem bleiernen Hagel.

„Drauf! Jetzt reitet sie nieder! Sie haben sich verschossen!“ rief er den Leuten zu, sprengte selbst voran, und die Sturmflut seiner Reiter tobte ihm nach. Doch er hatte sich getäuscht! Verdugo hatte nur die Hälfte feuern lassen. Die zweite Salve schmetterte verheerend in die Anstürmenden ein.

„Ich bin verwundet“, rief der Prinz leise, aber hastig Xaver zu und hielt die Linke gegen die Brust.

„Um Gottes Willen“, erwiderte dieser, da er das Antlitz des Jünglings erbleichen und ihn im Sattel schwanken sah. Er wollte zuspringen ihn zu halten. Da traf von den einzeln nachkrachenden Schüssen eine Kugel sein Pferd in die Stirn; es bäumte und überschlug sich. Xaver lag am Boden, das Roß über ihn gewälzt. In diesem Augenblick brach aus der Pulverwolke vor ihnen das Fußvolk Verdugo's dicht geschlossen, mit eingelegten Piken hervor. —

Anhalt's Reiter stutzten. Der Prinz faßte krampfhaft die Mähne seines Rosses mit der linken Hand, schwang noch einmal das Schwert und rief: „Vorwärts!“ Da drangen zehn Hellebarden zugleich auf ihn und sein Roß ein; der Stoß eines eisernen Riesen traf seine Brust. Xaver, hülflos am Boden liegend, sah den Blutstrom hervorspritzen, und den Jüngling vom Pferde stürzen!

Weh und Entsetzen ergriff die Reiter, die ihn umgaben. Die Lanzenknechte drangen auf sie ein; die Rosse scheuten, wandten sich, da rasselten ihnen von der andern Seite die bairischen Dragoner entgegen! Tod und Unheil überall! Schrecken über den Fall des Führers, Grausen vor dem eigenen Geschick, webten die betäubenden Wirbel um das Haupt Aller. In blinder Hast suchten sie nach Rettung

und ereilten ihren Untergang. Der zermalmende Hufschlag der Pferde ging über die Gefallenen dahin; im wild tobenden Strom stürzte Alles durch- und übereinander. Der Sieg, den die Hand schon zu fassen glaubte, war dahin! Verderben traf die Einzelnen, Verderben das Ganze!

Dreizehntes Capitel.

Mit jauchzendem Herzen war Fürst Christian von Anhalt der Siegeslaufbahn seines Sohnes gefolgt. Mit zu frühem Triumph hatte er die Verwirrung der Feinde gesehen, ohne zu beachten, wie die Rettung und Herstellung der Schlacht durch die zuvor geordneten und bereit gehaltenen Massenkräfte, gleich der Lavine mit wachsender Schnelle nahte. Der Umschlag des Glücks war das Werk eines Augenblicks! Er geschah zu schnell, um jetzt die Hülfe zu senden, die längst vorbereitet sein mußte. Der Vater hatte seinen Sohn zuletzt durch die einen Augenblick geöffnete Wolke des Pulverdampfes gesehen, als er unbehelmten Hauptes vorwärts sprengte. Da bebte ein erster, ahnender Schrecken durch seine Seele! Er gewahrte die anbrausende Reiterschar der Baiern, deren ruhigen Aufmarsch der Pulverdampf ihm verdeckt hatte; und wie der Wetterhahn umspringt, hatte auch Verdugo's Fußvolk das Kampfglück gewendet. Die ersten Flüchtenden der Anhalt'schen Reiter gaben das Zeichen für die ganze Linie der Baiern und Oesterreicher, im Siegesschritt vorwärts zu dringen. In einem Augenblick war das Schlachtfeld von einem Flügel

bis zum andern in mächtig anstürmender Bewegung. Das Feldgeschrei Maximilian's „Sancta=Maria" erscholl, den Donner der Geschütze, das Rasseln der Waffen übertönend. Eine Woge der Begeisterung erhob schwellend die ganze Heeresmasse.

Jetzt war es nicht mehr möglich eine einzelne Hülfsschaar auf den Punkt, wo das Schlachtenglück sich gewendet hatte, zu senden. Die ganze Heermasse der Böhmen mußte gleichfalls kampffertig und muthig anrücken. Fürst Christian von Anhalt jagte die Linie hinunter; er sandte die Hauptleute und Ordonnanzreiter zu allen Regimentern. Er ließ alle Trommeln und Trompeten zum Angriff wirbeln und schmettern. Doch wie der Funke des Muthes über die glückliche Wendung im ganzen Heer der Verbündeten gezündet hatte, so lähmte der kalte Blitzstrahl des Schreckens plötzlich das ganze Heer der Böhmen! Verrath durchbrach zuerst die Schranken der Ehre und öffnete der Feigheit die Bahn. Einige Söldnerschaaren im böhmischen Dienst, die sich dem Krieg ohne Herz für sein großes Ziel, nur aus Lust an Plünderung und wüstem Ausschweifen verkauften, mismuthig über rückständigen Sold, suchten längst den Vorwand, sich der großen, Opfer fordernden Schlacht zu entziehen. Die Einzelflucht der von der Uebermacht versprengten Reiter des tapferen Prinzen war die Losung für sie, das Banner ihrer feigen Hoffnung zu erheben. Noch bevor der Feind in Schußweite nahte, feuerten sie ihre Gewehre in die Luft ab und stürzten in blinder Flucht ins Feld.*) Kein Band des Gehorsams, kein Ruf der Führer hielt sie.

Die halb verrätherische, halb verzagte Schaar der Ungarn,

*) Historisch.

außer dem Bereich des Schusses haltend, fand sich dennoch im Bereich des Schreckens und löste sich flüchtend auf.*) So gleichzeitig mit den pflichtvergessenen Söldnern, daß Niemand wußte, gab sie das Beispiel, oder ahmte sie es nach. —

Fürst Anhalt sah Beides mit Entsetzen. „Auf dem Flügel dort verrathen uns die Ungarn, und diese feigen Verräther hier brechen mitten aus der Linie!" rief er außer sich vor Zorn dem Herzog von Weimar zu, der an seiner Seite ritt. „Reiten sie dort hinauf, Herr Herzog, und halten sie die Flucht auf! Ich will hier die Schlacht herstellen!"

Er jagte, daß sein Roß sich fast überstürzte auf das Fußvolk in der Mitte der Schlachtordnung los, während der Herzog mit verhängtem Zügel nach dem Flügel zurücksprengte. Doch noch bevor Fürst Anhalt die Schuldigen erreichte, hatte das Beispiel der Feigheit und des Verraths ringsher gezündet. Ueberall wankten die Reihen; die von sinnlosem Schrecken Ergriffenen feuerten die Gewehre in die Luft ab und entflohen.**) Vergeblich tobten die ehrenhaften Führer, ritten die Feigen nieder, durchrannten sie mit dem Degen. Die Masse stürzte in rasender Flucht davon.

„Heiliger Gott!" rief Fürst Christian aus, als er das Unheil sah, „ist das dein Strafgericht! Soll Jammer und Schmach mir das Herz brechen!"

Und in diesem Augenblick traf ihn ein neuer Schlag, gering für das Ganze, für ihn selbst herzzerreißend. Sein Edelknabe, Fritz Keydell, ein Kind von funfzehn Jahren,

---

*) Historisch.
**) Historisch.

blondlockig, blauäugig, den er nur auf seine heiße Bitte mit in die Schlacht genommen, wurde hart an seiner Seite von einer schweren Stückkugel niedergeschmettert. Der ganze jugendliche Leib wurde zerrissen; nur eine blutige Masse stürzte vom Pferde. Ein schaudervoller Anblick! Der krieggewohnte Fürst selbst drückte sich krampfhaft die Hand vor die Augen, in der er das Schwert hielt.

„Armes Kind — arme Mutter!" rief er schmerzvoll aus.

„Glückliches Kind", sagte er dann langsamer mit noch tieferer Empfindung, „daß du diesen Tag des Verderbens nicht mehr siehst!"

Zorn des Schmerzes und der Scham ergriff ihn. Er ritt mitten in die wirbelnde Flucht! Ein alter Löwe des Kampfes schwang er selbst das Schwert gegen seine eigenen Leute. Vergebens! Es vermochte keiner mehr Stand zu halten, auch wenn er gewollt hätte.

Die Flut riß Alles fort in den Strom des Entsetzens.

„Nicht Cäsar, nicht Alexander, nicht der große Kaiser Karl hielten dieses elende Volk!" rief er*) und hieb sich eine Bahn ins Freie, um nicht selbst als feiger Flüchtling von den Wirbeln fortgeschwemmt zu werden. — —

Der Herzog von Weimar hatte die Ungarn erreicht. Oberst Kornis, der an Bornemissa's Stelle befehligte, war der Erste, den er traf. Er schnitt ihm, quer vor sein Pferd reitend, die Flucht ab.

„Halt Oberst!" rief er, ihn am Arm fassend. „Wohin?"

Der wildbärtige Ungar machte eine unwillige Bewegung und wollte ihn zur Seite drängen. Der Herzog griff ihm

*) Historisch.

in die Zügel. „Sammelt Eure Leute, Oberst! Greift an! Ich reite mit Euch!" beschwor ihn der heldenmüthige Fürst.

Der Ungar schüttelte den Kopf und machte Zeichen, daß er das Deutsche nicht verstehe. „Germani currunt!" rief er, sich mit dem Lateinischen aushelfend, und deutete auf die flüchtenden Schaaren im Centrum.

Der Herzog war der Sprache mächtig. Im glühenden Eifer rief er aus*): „Nolo esse Germanus hodie! Hungaricus ero! Maneas tantum mecum!"

Doch der Ungar, dem es mehr unwillkommen als willkommen war, daß der Herzog sich mit ihm verständigen konnte, riß sein Pferd herum und jagte mit seinen Reitern die Höhe abwärts, nach Motol und der Moldau zu. — Das Verhängniß ereilte Viele mit gerechter Strafe! Wallenstein's Kürassiere warfen sich auf die nach dieser Seite flüchtigen Schaaren. Hunderte fielen unter ihrem Schwert, Tausende verschlang später der geschwollene Strom.**)

Verzweiflungsvoll sprengte der Herzog von Weimar zum Heere zurück. Er suchte den Fürsten Anhalt — vergeblich. Schon wälzte sich der verworrene Knäuel der Flucht über die ganze Höhe hin, und Verdugo, der die Schlacht hergestellt hatte, rückte mit den Seinigen in schwarz anschwellender Woge den Berg hinan. Stürmend warf er sich auf die Schanze in der Front des Böhmenheeres, erbeutete die verlassenen Geschütze, ließ sie umwenden, und sandte die eigenen Kugeln in die Flüchtenden, daß ihr Strom in Doppelschnelle den Mauern Prags zubrauste.

Nur ein Eiland der Ehre gab es in diesem weiten Meer der Schande! Da, wo der Führer der Mähren, der

---

*) Historisch.

**) Historisch.

edle Graf Schlick, an der Spitze seiner treuen Schaaren hielt, und ihm zur Seite Graf Heinrich Thurn, der Jüngling voll Glut und Muth. Als Alle wichen, ringsum, hielten sie Stand mit ihren Schaaren. —

„Hier ist der Ort wo wir fallen müssen, Graf Thurn!“ sagte Schlick mit dem festen Entschluß seiner Heldenseele, zu dem Jüngling. „Weiter bleibt uns nichts für Böhmen zu thun!“

„Nicht hier, dort will ich fallen“, gab der muthbeseelte Jüngling zur Antwort und zeigte vorwärts auf eine Masse geschlossen anrückender Reiter. Es war Oberst Pappenheim, der von dorther den Angriff machte. „Folgt mir!“ rief Thurn zurückgewandt. Vom Heldenmuth des Führers durchflammt, brausten die Schaaren mit dem Jüngling hinaus in die Ebene. Graf Schlick schloß sich ihm hart an.

Die eisernen Gewitter stürmten gegeneinander. Harnisch und Helme prasselten zusammen. Tausend Schwerterblitze zuckten. Jeder Einzelne rang um Leben und Ruhm. Es war der letzte Kampf, — jetzt der einzige, — auf dem weiten Schlachtfelde; aber ein Kampf der Helden. —

Reihen warfen Reihen nieder. Der Vortheil schwankte hin- und herwärts; nicht der Sieg. Es war nichts mehr zu gewinnen aus dem bodenlosen Strudel des Verderbens! Nur der goldene Kranz der Ehre leuchtete noch aus der verzweiflungsvollen Nacht, als letzter einziger Preis hervor. Thurn und Schlick und ihre Getreuen errangen ihn. Die Uebergewalt der Massen zermalmte sie im Kampfgedränge. — Bald galt es nur noch sich die Bahn frei zu kämpfen durch die Feinde ringsum. Doch immer drei Schwerter waren gehoben gegen eins!

„Hier hinaus! Hier wird Luft!“ rief Heinrich Thurn

und brach ein wie ein junger Löwe in die erzgepanzerten Gegner. Ein furchtbarer Hieb traf seinen Helm, ein zweiter zersplitterte sein tapferes Schwert, — er sank betäubt vom Pferde! —

Schlick's Reiter brachen sich eine Gasse, sie rissen ihren Führer mit sich fort. Jetzt gab es keine Wahl mehr. Der Strom schlang auch diese Tapferen unaufhaltsam in seine Wirbel. Die Ehre war gerettet, — mochte die Woge alles Andere verschlingen!

Fürst Christian von Anhalt war von Schaar zu Schaar geeilt. Alle zerstiebten wie Spreu vor dem Sturmwinde. Eine Herstellung der Schlacht war der Gedanke des Wahnsinns. Glücklich mußte der Feldherr sich preisen, daß er sechzehn Reiter aufraffte*), mit denen er sich durch die schwärmenden Feinde und durch die versprengten eigenen Leute eine Bahn hieb, um dem Reichsthor zuzujagen, damit er, wenn es noch möglich war, die Stadt, — wenigstens den König rette!

So endete die Schlacht am Weißen Berge!

Böhmens Grab stand offen.

Vierzehntes Capitel.

Der Gottesdienst in der Schloßkirche war geendet. Die Volksmassen quollen, ein dunkler Strom meist in Trauer Gekleideter, langsam aus der Pforte der Schloßkirche hervor. Der König und die Königin wurden in prächtigen Sänften,

---

*) Historisch.

von vielen Pagen in glänzender Tracht begleitet, hinübergetragen in das Schloß. Ebenso viele Frauen und Herren vom Hofe, alle in höchstem Schmuck. Ein seltsamer Abstand der bunten Pracht in dem düstren Dunkel der Volksmassen!

Es war die Mittagsstunde. Schon erscholl der dumpfe Donner der Geschütze auf dem Weißen Berge, doch die weite Ferne und das murmelnde Brausen, welches stets über großen Volksmassen, selbst in ernster Bewegung und Stimmung, schwebt, bewirkte, daß Niemand die schauerlichen Klänge, die die Todesstunde Böhmens anschlugen, vernahm.

Im Palast selbst übertönte sie der Klang der Zinken und Hörner!!

Der große Hauptsaal war zum herrlichen Banket hergerichtet.*) In langen Reihen standen die Tafeln gedeckt. Die Tische schimmerten von Silber- und Goldgefäßen. Die Gäste hatten sich bereits versammelt. Rauschend öffneten sich die Flügelthüren zu den königlichen Gemächern, und die Gemahlin am Arm führend, trat der König Friedrich ein. Ein jubelnder Gruß schallte ihnen entgegen, begleitet von schmetternder Fanfare. Die Mitglieder des Hofes waren noch des Eindrucks der Rede in der Kirche voll, in welcher Scultetus mit zornigem Eifer die Vernichtung der Baalsdiener und ihrer Heerschaaren, gleich denen Pharaonis, geweissagt hatte. In dieser Hoffnung waren Viele voller Freude! — Doch nicht Alle!

Erhöhte Armsessel, von blau und weißen Sammetteppichen mit funkelnden Goldstickereien bedeckt, waren für die Majestäten hingestellt. Das hohe Paar nahm seine Plätze ein; alle Geladenen setzten sich. Ein leichtes Murmeln

*) Historisch.

des Erstaunens lief durch die Reihen der Gäste beim Anblick der Königin; sie blendete gleich durch ihre zauberhafte Schönheit und den Reichthum der Kleidung. Ihr zunächst saß der Abgesandte ihres Vaters, Lord Sutton, mit dem Orden des Kniebandes geschmückt und mit breitem blauen Ordensbande geziert. An des Königs Seite saß der Graf Northumberland, ein Vetter der Königin, der mit einer außerordentlichen Botschaft und Geschenken für den Schwiegersohn Jakob's des Ersten in Prag eingetroffen war. Dann folgten Herren und Damen des Hofes, in abwechselnder Reihe, sowol böhmische, mährische und schlesische Magnaten mit ihren Frauen und Töchtern, als auch noch manche Vornehme Englands, und die englischen Damen der Königin.

Die Frauen musterten leise die Pracht, mit welcher Elisabeth gekleidet war. „Wie reizend steht ihr das goldene Diadem mit den Perlen!“ flüsterte die eine der Hofdamen. „Und die Diamanten an der Brust! Welch kostbare Steine!“ bemerkte die andere. — „Sie sind ein Geschenk des Königs Jakob“ antwortete die erste. „Wenn nur dieses wundervolle Kleid mein wäre! Die Rosenfarbe ist mir von allen die liebste. Es ist aus Paris verschrieben worden!“ — „Wer könnte auch hier solche Goldstickerei ausführen!“ lautete die Antwort. — Die Männer blickten weniger nach dem Putz der Königin als nach ihrer Schönheit selbst.

„Sie sieht heut so blühend aus“, flüsterte der Graf Northumberland seinem Nachbar ins Ohr, „wie sie als Braut war!“

Mit bedauernder Miene überschaute König Friedrich den Kreis der Gäste. „Es thut mir leid, Graf Northumberland“, sagte er zu diesem, „daß so viele der böhmischen Herren nicht anwesend sind, mit denen ich Euch gern bekannt gemacht hätte; allein Alle, welche den Degen führen,

wollten draußen vor den Mauern bleiben. Unsere Arbei hier ist freilich die leichtere", fügte er scherzend hinzu, „doch mit der dort (er zeigte nach der Gegend des Weißen Berges) wird es auch noch einigen Anstand haben. — Indessen habe ich versprochen, nach Tisch einmal hinauszureiten. — Wollt Ihr mich begleiten, Sir?"

Der Graf verneigte sich. „Da werdet Ihr sehen, daß unsere Gegner zu rauh gebettet sind auf dem kalten Erdreich, mit feuchtem Schnee bedeckt, um lange dort liegen zu bleiben. Auch ist ihre Tafel glaube ich nicht ganz so wohl bestellt als die unsrige! Ich denke, ihre Zahl wird sich durch die Fasten, die wir ihnen auflegen, nicht vermehren!"

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät Hauptstadt bald ganz von Feinden befreit sein werde", antwortete der Graf.

„Darauf wollen wir dieses Glas Tokayer trinken", sagte der König, stieß in sorgloser Freundlichkeit mit seinem Nachbar und der Königin an und leerte das Glas.

„Ei, meine Liebe, du nippst nur! Dann erfüllt sich der Trinkspruch nicht", schalt er die Königin lächelnd.

„Wenn du auf das Verderben des verrätherischen Kurfürsten von Sachsen trinken willst", antwortete ihm Elisabeth mit einem Zug bittren Unwillens um ihre rosigen Lippen, „dann will ich mein Glas bis auf den letzten Tropfen leeren."

Laß uns daran jetzt nicht denken, versetzte der König leichthin; „wozu uns die heitre Stunde des Mahls damit vergällen? Die Strafe für ihn wird nicht ausbleiben! Er wird nicht lange warm sitzen in der Lausitz", scherzte er. „Scultetus hat ihm überdies heut so viel Unheil auf den Hals gewünscht, daß er daran zu tragen haben wird, wenn sich auch nur der zehnte Theil erfüllt."

Der Hofprediger saß einige Plätze entfernt, der Königin gegenüber; sein stets auf die Worte des Königs lauschendes Ohr hatte, obwol er nicht die ganze Rede verstand, doch seinen eigenen Namen gehört. Mit einem fragenden Blick und der Miene des gespannt Aufhorchenden schaute er den König an. Dieser bemerkte es und sagte neckend:

„Wir redeten von Euch, Hochwürden, im bösen Leumund!"

Der augendienerische Geistliche, der selbst bei diesem Scherz ernsthaft in dem Gedanken beunruhigt wurde, daß irgend etwas an ihm seinem hohen Beschützer misfällig sein könne, erwiderte mit demüthigem Pathos: „Wir sind allzumal Sünder und behaftet mit sterblichen Schwächen! Haben Ew. Majestät Nachsicht mit denen eines demuthvollen Dieners der christlichen Kirche!"

Der König nickte ihm nur leutselig zu.

Die Königin Elisabeth winkte einem Pagen, der zu ihrer Aufwartung hinter ihr stand.

„Geht hinauf", sagte sie ihm französisch, „zu den Musikern und sagt ihnen, sie möchten nicht so ernsthafte Stücke spielen. Ob sie nichts von den neuen französischen Tänzen hätten?"

Der Page eilte. Ihm begegnete ein Kamerad, der eilig an den Stuhl des Königs trat.

„Ew. Majestät", fing er blöde an.

„Was giebts mein Sohn?" fragte der König freundlich.

„Es ist draußen ein Hauptmann mit Botschaft aus dem Lager, von Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Anhalt", meldete der Page ehrerbietig.

„Daß mich doch der Fürst nicht einen Augenblick in Ruhe lassen kann! Auch hier bei Tisch werde ich gestört! — Sage dem Kriegsmann, er soll warten bis nach Tisch. —

Und laß ihm zu Essen und zu Trinken geben", setzte er gutmüthig hinzu.

Die Musik begann einen französischen Tanz. –

„Hörst du die Chaconne, lieber Friedrich", sagte die Königin vergnügt. „Das ist ein ganz neuer Tanz!"

„Schade, daß wir ihn jetzt nicht tanzen können!" antwortete der König lachend. „Nun morgen vielleicht!"

„Ja, wir wollen ein Tanzfest veranstalten!" antwortete die Königin freudig.

„Die Herren da drüben werden wieder verdrießlich dazu sehen", sagte Friedrich leise und winkte mit den Augen quer über die Tafel, wo einige der böhmischen Vornehmen saßen. „Da sehe ich Herrn Jessenius von Jessen! Der gravitätische Herr Doctor hält nicht viel vom Tanz. Sieh nur, wie ernsthaft er mit seinen Nachbarn Budowa und Gersdorf spricht."

„Sie wissen nur von Staatsgeschäften zu reden", antwortete die Königin. „Diese Böhmen sind überhaupt so schwerfällig in der Unterhaltung! Auch die Frauen. Die Gräfin Thurn und ihre Tochter sind auch wieder nicht hier. Sie haben sich bei mir entschuldigen lassen. Die Tochter ist nicht wohl. Ein schönes Mädchen; aber sehr kränklich: — Es wäre mir leid, wenn sie morgen nicht unter den Tänzerinnen wäre!"

„Also auch bei dir hat man sich heut vielfach entschuldigt, wie es scheint!" antwortete der König etwas ernsthafter. „Sie haben Alle die übertriebene Sorge wegen des Krieges. Manche glauben, Prag brenne ihnen schon über dem Kopf."

„Sind viele der Herren ausgeblieben?" fragte Elisabeth.

„Rippell zuerst, wie du denken kannst."

„Es ist mir ganz recht, wenn der grämliche alte Mann fehlt. Du solltest ihn aus deinem Dienst entlassen!"

„Das doch nicht; er ist zwar eigensinnig und mürrisch, aber doch sehr treu. In manchen Fällen ist er mir unentbehrlich, ich möchte da auch Camerarius nicht zulassen. Doch bei Tisch können wir ohne ihn auskommen. — Der alte Caplicz fehlt auch; er ist zu alt. Doch Czernin und Pietipeski hätten wol erscheinen können. Sie haben Vorwände gebraucht."

„Camerarius sehe ich auch nicht!" sagte die Königin sich umschauend.

„Der hat zu thun. Ich habe ihm wichtige und eilige Briefe an die Fürsten der Union aufgetragen. Da mich der Herr Kurfürst von Sachsen bekriegt, wäre es doch Zeit, daß die Herren auch das Schwert für mich zögen!"

„Freilich! — Doch Lieber, rede nicht von solchen Geschäften, mir vergeht gleich die Freude!"

„Du bist also recht fröhlich? — Nicht wahr", flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr, „das macht, weil ich dich vorgestern Abend so überraschte?"

Elisabeth erröthete und sah lächelnd vor sich nieder.

„Ja, es ist doch besser ich bin bei dir als im Lager", fuhr der König muthwillig fort.

„Ew. Majestät", ließ sich hinter ihm wieder die zaghafte Stimme des Pagen vernehmen.

„Was gibt's?" wandte sich der König etwas unwillig um.

„Der Hauptmann hat mich beauftragt, Ew. Majestät gehorsamst zu berichten, daß sein Anliegen dringend sei. Der Herr Fürst von Anhalt vermuthen jede Stunde den Beginn der Schlacht ...."

„Schlacht und immer Schlacht! Der Fürst von Anhalt

vermuthet nichts weiter als Schlachten, und vermuthet schon drei Wochen falsch", antwortete der König.

„Der Feind habe schon angefangen Bewegungen zu machen ...." flüsterte der ängstliche kleine Page.

„Wie?" fragte Elisabeth, die das Gespräch hörte. „Sollte wirklich ...."

Der König ließ sie nicht enden. „Sei ganz ruhig, meine Liebe. Ich kenne das! In Rackonitz war es ebenso. Der Feind machte alle Tage Bewegungen; aber wir hatten nicht Lust seine Schlacht anzunehmen. Und jetzt haben wir noch viel weniger als damals. — Du darfst ganz ruhig und heiter sein. — Geh, sage dem Hauptmann, wenn er weiter nichts zu bestellen habe, möge er ruhig zurückreiten — sobald er sich satt gegessen hat, denn wir wollen auch hier noch fröhlich bei der Tafel verweilen."

Der Page ging.

Der König wurde immer heiterer. Der reichlich von dem Schenken eingegossene Wein machte auch die Gäste lebhafter. Sogar die anfangs sehr Besorglichen wurden in die Stimmung der Andren mit hineingezogen. So verging eine fröhliche Stunde. Scherz und Lachen ließ sich hören, und die Königin vor Allen war sehr heiter, so heiter, daß sie auf das leise, aber kühne Wort ihres Nachbars, des Grafen Sutton: „Wenn ich an einer englischen Tafel nur unter Freunden säße, würde ich einen Toast auf den tapfren ritterlichen Herzog Christian ausbringen!" erröthend, aber nicht unfreundlich erwiderte:

„Ich danke Euch, Mylord! Thut es nur hier auch, aber im Stillen — ich trinke auch darauf." Das überfüllte Herz entlockte ihr das leichtsinnige Wort und die That. Sie nippte mit den rosigen Lippen am Glase, und ihr blaues Auge strahlte in süßer Verklärung.

*) Da wurde plötzlich gerade dem Königspaar gegenüber die Thür des Saales wild aufgerissen, und in zerrütteter Kleidung, ohne Hut und Helm, mit verworrenem Haar, von Blut und Koth bespritzt, stürzte der Hauptmann Wonßheimb herein, mit dem Ruf:

„Die Schlacht ist verloren! Rettet Euch!"

Gleich einer zerschmetternden Bombe fiel dieses Wort in die Freude des Festes.

Der König sprang auf, leichenblaß, der Laut erstarb ihm im Munde! Die Königin that einen lauten Schrei und sank zurück in den Arm des Grafen Northumberland, der selbst wankend, sie auffing. Alle Gäste flogen von ihren Sitzen; die Stühle stürzten um, die Frauen brachen in Angstruf aus, den Männern fesselte das Entsetzen die Zunge.

„Die Schlacht verloren?" rief der König kaum seiner Sinne mächtig.

„Verloren! Alles stürzt in wilder Flucht auf die Stadt! Der Feind ist uns auf den Fersen!" berichtete Wonßheimb athemlos.

Die Königin gleitete fast leblos am Arm des Grafen auf den Sessel zurück. Ein Augenblick der Todesstille folgte dem ersten Aufruhr; dann brach der wilde Sturm der Verwirrung wieder mit verdoppelter Gewalt aus. Nicht die Frauen allein, auch die Männer stürzten der Thür zu.

Scultetus, einem Wahnsinnigen gleich, rief laut mit gerungenen Händen: „Herr! dein Arm straft die Sünde des unreinen Glaubens! Herr, verschone die Gerechten in deinem Zorn!"

---

*) Historisch.

Es hörte Niemand auf ihn. Die nach der Thür stürzende Masse überrannte ihn. Entsetzen war an die Stelle der Freude getreten.

„Ich will fort zu dem Heer!" *) rief der König verzweiflungsvoll. „Sorgt für die Königin. Ich will zu Pferd!"

Er eilte hinaus; vergeblich war der Versuch, ihn zurückzuhalten.

Elisabeth wurde in ihre Gemächer getragen.

In wenigen Augenblicken war der Saal, in dem noch soeben Lust und Jubel ertönte, leer und todtenstill — aus der Stätte der Freude in eine Behausung des Grauens verwandelt!

Die Schreckenskunde flog durch den Palast, hinaus auf den Platz, durch die Straßen des Hradschin; sie flog mit Blitzesschnelle hinüber in die Altstadt und Neustadt. Angstvoll lief das Volk zusammen; es rottete sich auf den Plätzen, an den Ecken der Häuser. Eine schwarze Masse umdrängte den Palast und wollte in die Thore. Noch walteten Zweifel an der Wahrheit und ließen einen schwachen Strahl der Hoffnung schimmern. Aber als jetzt der König, zu Roß, halb gerüstet, mit fliegendem Mantel, aus der Pforte sprengte und nur von wenigen Reitern gefolgt mit verhängtem Zügel dem Reichsthore zujagte, da erlosch Allen der letzte Funke der Hoffnung und des Muths. Heulen und Wehklagen erfüllte den Platz, schallte fort durch die Gassen, und in blinder Flucht stürzten die Bürger heim in ihre Häuser, um ihre Weiber und Kinder, um ihre Habe zu retten oder zu bergen.

König Friedrich jagte mit verhängtem Zügel dem

*) Historisch.

Thore zu. Noch bevor er es erreichte, sprengte ihm ein Trupp Reiter entgegen. Es war der Fürst Christian von Anhalt, ohne Hut*), der eben vom Schlachtfelde kam.

„Ist die Schlacht verloren?" rief der König diesem entgegen und streckte wie Hülfe suchend die Hand zu ihm aus.

„Die Schlacht, die Ehre, Alles verloren!" rief der ergraute Feldherr, und Verzweiflung sprach aus seinen Zügen.

„Ist keine Rettung mehr?" fragte der König todtenbleich mit bebender Lippe.

„Ja! Es ist noch Rettung!" rief eine feste männliche Stimme dicht neben ihnen — es war Thurn, der vom Reichsthore herbeisprengte. „Die Schlacht ist verloren, aber nicht die Stadt. Wir können sie retten; und können wir es nicht, so wollen wir fechtend uns unter ihren Trümmern begraben und die Ehre retten!"

„Die Ehre?" wiederholte Fürst Anhalt bitter. „Sie ist dahin!"

„Nein", rief Thurn feurig aus, „sie ist es nicht, solange wir noch einen Blutstropfen dafür einsetzen können! — Ich habe die Thore schließen und besetzen lassen, sonst dringt der Feind mit den Flüchtigen ein. Ihr habt mich zum Commandanten des Hradschin und der Stadt ernannt, Fürst Anhalt! Ich erfülle meine Pflichten. Leistet mir Beistand! Sammelt Ihr die Mannschaften am Thore; ich reite in die Stadt und biete die waffenfähigen Bürger auf. Prag ist fest, solange unser Muth fest bleibt!"

„Also Ihr hofft noch, Graf Thurn?" fragte der König mit ungläubigem Ton, in seinem Innersten gebrochen.

---

*) Historisch.

„Ich hoffe noch Böhmens Ehre zu retten, wenn auch alles Andere verloren ist“, antwortete Thurn.

„So eile ich auch noch in den Kampf“, rief der König verzweiflungsvoll; „laßt mich zum Thore hinaus, ich will in die Schlacht, ich will fechtend sterben!“

In halber Betäubung jagte der unglückliche Fürst dem Thore zu.

„Ich darf ihn jetzt nicht verlassen!“ rief Fürst Anhalt und folgte ihm.

Thurn ritt mit verhängtem Zügel in die Stadt.

Auf schaumbedecktem Roß erreichte der König das Thor und sprengte seitwärts den Wall hinan. Von dort übersah er das Schlachtfeld — ein Anblick der Scham und des Schreckens! Aufgelöst war das ganze Heer. Nur wilde Schwärme der Vereinzelten bedeckten das Feld. Ein Stromarm der Flüchtigen zog sich nördlich gegen die Moldau, ein anderer südlich; ein dritter brauste gegen die Stadt an. Eine dichte Masse hatte sich am Thor gesammelt, vergeblich Eingang suchend; sie zerschlug sich in ein schwarzes Gewimmel die Mauer entlang. Weiter hinaus im Feld schwärmten feindliche Reiter in Trupps, verfolgten die Flüchtigen, hieben sie nieder. Einzelne fochten verzweifelnd um ihr Leben.

Der König sah das Schauspiel der Vernichtung, das eine Stunde bereitet hatte, mit starren Augen an; kein Wort kam über seine bleichen Lippen.

„Das feindliche Fußvolk ist noch nicht so nahe, um Gefahr zu bringen“, sagte der Fürst Anhalt. „Sollen wir alle diese Leute preisgeben? Der Einzelne ist nicht mehr schuldig, wo die übermächtige Flut Alle fortgerissen hat. Wir können diese Arme noch gebrauchen!“

„So laßt das Thor öffnen“, sagte der König erschöpft.

Fürst Anhalt sandte den Befehl an die Mannschaften, die Thurn zur Wacht angeordnet hatte. Die schweren Riegel wurden zurückgeschoben und die draußen angesammelten Flüchtlinge eingelassen. Viele sanken kraftlos zu Boden, erschöpft von der athemlosen Flucht; Viele auch von Wunden blutend. Die Meisten hatten die Waffen weggeworfen. Sie wollten auch innerhalb des Thores nicht Stand halten; die Bande der Ordnung waren zerrissen. Mit Mühe wurde ein Theil zum Stehen gebracht, der noch die Waffen führte; die Andern schwärmten unaufhaltsam weiter, die Gasse hinunter in die Stadt, vielleicht auf Plünderung der eigenen Mitbürger hoffend.

Der König blickte, von tiefer Scham zermalmt, fassungslos auf dieses Schauspiel grauenvoller Verwirrung und Auflösung.

„Rathet mir, Anhalt, was soll ich thun? Was muß geschehen, was kann geschehen?"

„Kehren Ew. Majestät ins Schloß zurück. Wir wollen die Führer versammeln, die Stände; wir wollen berathen!"

„Wenn aber der Feind hier einstürmt! — Ich will den Herzog Maximilian um Frieden bitten; ich will ihm einen Vergleich antragen!"

Fürst Anhalt schwieg.

Da kam unter den Flüchtenden auch Graf Schlick mit einigen Reitern in das Thor. Das war der Mann der Rettung. Christian von Anhalt sprengte rasch zu ihm heran.

„Graf Schlick! Ihr lebt! Gedankt sei es Gott!" rief er aus. „Helft die Stadt retten! Sammelt hier die Versprengten, ordnet sie zur Vertheidigung der Stadt! Ich will mit dem König ins Schloß, wir wollen Rath halten; hal-

tet Ihr hier Wacht. Wir gewinnen jetzt viel, wenn wir nur einen Tag Frist gewinnen!“

Graf Schlick blutete aus drei Wunden. Er hielt sich kaum zu Pferd. Doch er antwortete männlich: „Ich werde lieber auf dieser Stelle sterben, als sie verlassen! Reitet Ihr mit dem König.“

Das Heldenwort war ein Stab und eine Stütze in dieser Erschütterung, wo der Boden unter den Füßen zu wanken schien. Fürst Anhalt eilte mit dem König zurück auf das Schloß des Hradschin.

Funfzehntes Capitel.

Die Nacht brach an und vermehrte die Schrecken, welche über Prag schwebten. Die meisten Bewohner hielten sich in ihren Häusern eingeschlossen und harrten in angstvollem Gebet des Kommenden. Andere aber wurden durch die Besorgniß hinausgetrieben und forschten nach Dem, was geschehen, was berathen worden, was der König, was die Heerführer, was die Bürgerschaft thun werde. Noch Andere mehrten den Schrecken durch den Ausbruch ihres Zorns, der sich in laute Verwünschungen gegen den König und die Stände ergoß, Einzelne erbittert anschuldigte, Drohungen gegen Alle ausstieß und im aufgährenden Wahne bald Dies bald Jenes verlangte, was zu erfüllen unmöglich war oder das Unheil auf den Gipfel treiben mußte. Der große Alt-

städter Ring war der Hauptsammelplatz dieser unruhigen Rotten, denn in der Altstadt waren die Zügel der Ordnung und des Gehorsams völlig gefallen, da hier fast gar keine Truppen standen, sondern nur die Versprengten, die sich zu keiner Fahne sammeln wollten, umherstreiften. Die Ersten auf der Flucht aus dem Kampfe waren jetzt auch die Ersten im sträflichen Tumult. Sie gesellten sich zu den unruhigen, Zwietracht säenden Bürgern, denn sie hofften reiche Beute heimzutragen aus der allgemeinen Auflösung der Ordnung und Zucht. Herrschte innerhalb der Häuser athemlose Todesstille, so waren die Gassen mit wildem Getöse erfüllt.

Auf dem großen Ring flammten Wachtfeuer, an denen die Kriegsleute, die ihre Fahnen und Führer verlassen, sich gelagert hatten. Sie zechten und schmausten; denn die bestürzten und bedrohten Einwohner hatten Speise und Trank herbeischaffen müssen. Sie jubelten, sangen und brüllten in dieser Zeit des Schreckens! Wie im Lager trieben sie allerlei rohe, Schauder und Ekel erregende Kurzweil und fratzenhafte Gaukeleien. Im frevelhaften Scherz stellten sie die Martern dar, die sie oft im grauenvollen Ernst dem armen Landvolk angethan, um Geständnisse zu erpressen, wo Hab und Gut versteckt sei. Der Eine wurde ausgerenkt, wie auf der Folter, dem Andern die Lefzen der Pistolenhähne als Daumschrauben angesetzt, daß er himmelerbarmend brüllte und entsetzliche Gesichter schneiden mußte, während der Zuschauerkreis kreischenden Jubel und Gelächter erhob. Rotten nichtsnutzigen Gesindels gesellten sich zu ihnen und spielten diese Höllenspiele mit. Andere zogen mit Fackeln in die Stadt, vor die Häuser der Standesherren oder Ritter, um diese zu bedrohen oder sie zu Beschlüssen zu drängen. Ja, sie würden, um ihre drohenden Forderungen beim Könige

selbst geltend zu machen, nach dem Schloß auf den Hradschin gezogen sein; allein die Moldaubrücke war durch starke Mannschaft abgesperrt, die nur Einzelne, welche auf der Kleinseite wohnten oder sich sonst für ihr Geschäft dort ausweisen konnten, hinüberließ. Und drüben die zum Schlosse hinaufführenden Straßen, sowie dieses selbst, hielten zwei Cornet Thurn'scher Reiter und drei Fähnlein Fußvolk vom Regiment Hohenlohe besetzt.

Dies erhöhte die angstvolle Sorge in der Altstadt. Denn nur dunkle Gerüchte kamen von der andern Seite herüber, meist solche, die den Schrecken steigerten. Bald hieß es, der König sei geflüchtet, bald, der Feind habe schon die Burg besetzt und werde von dort Feuerkugeln in die Altstadt schleudern, Alles durch Brand und Plünderung verheeren. Diese Schreckensbotschaften benutzten die Feindseligen und Unruhestifter, um die Erbitterung der Bürger zu erhöhen.

Nahe der Brücke hatte sich ein Auflauf gebildet.

„Uns gibt man preis!" rief ein Mensch von wildem Aussehen mitten aus dem Volkshaufen. „Der König wird sich retten und treulos flüchten! An uns werden die Kaiserlichen ihre Rache auslassen!"

„Wir lassen den König nicht fort", erhob sich eine andere Stimme aus der Masse; „er muß mit uns aushalten!"

„Er hat uns ja längst verrathen!" erschallte eine dritte. „Auf dem Schloß hat er Banket gehalten, während unsere Söhne für ihn bluteten."

„Mit ihren Engländern hat die verbuhlte Königin unser Hab und Gut verpraßt, und die Kriegsleute sind nicht bezahlt worden", rief der Erste. „Darum haben sie auch nicht fechten wollen. Und nun sollen wir's mit Gut nnd Blut büßen!"

Einer, der eine Fackel trug, sprang auf einen Eckstein, schwang die Flamme durch die Lüfte und brüllte: „Hört mich an! Hört meinen Rath! Wir wollen den Pfälzer ausliefern, gegen Pardon für uns!“

„Ja, ausliefern! Ausliefern!“ schrieen die Stimmen im Tumult durcheinander.

„Zieht auf den Hradschin, stürmt den Palast!“ brüllte der Fackelträger.

„Ja, wenn die Brücke nur nicht gesperrt wäre; aber sie haben Geschütz aufgefahren am Brückenthor!“ wandte ein Besonnener ein. „Wir wollen ihn aber nicht von dannen ziehen lassen, wenn er durch die Altstadt will; und drüben kann er nicht hinaus, da steht der Feind.“

„Er wird sich zu Schiff retten! Wir müssen die Moldau bewachen!“

„An die Moldau! Hinunter an die Moldau!“ schrien die Erbitterten, und der düstere Zug wälzte sich die Gasse abwärts, um das Stromufer zu bewachen.

„Welch ein rasendes Volk!“ ließ sich eine Stimme halblaut hören, da der Schwarm hinweg war. „Kommt, Diewiß! Laßt uns nach Haus, nach Weib und Kind sehen!“

„Etwas Wahres ist doch daran, Frühwein! Der König hat sich schwer an uns vergangen! Ich fürchte, die Wuth bricht allgemein gegen ihn aus.“

„Dann sind wir vollends verloren!“ antwortete Martin Frühwein. „Denn mit den Fürsten gehen die Fürsten noch schonend um; ihresgleichen wollen sie nicht ganz verderben, des Beispiels halber. Sind wir aber ohne König, dann werden sie ohne Erbarmen mit uns verfahren. — Der König muß für uns unterhandeln. Wir wollen ihn also stützen und halten nach Vermögen!“

Während dieses Gesprächs gingen sie weiter in die Stadt, dem Ring zu.

„Diewiß, Frühwein! Seid Ihr's?“ sprach sie ein Mann leise an, der hastig, in den Mantel gehüllt, hinter ihnen her kam.

„Herr Tharradel, Ihr selbst?“ rief Martin Frühwein erstaunt. „Ich glaubte, Ihr säßet mit zu Rath droben in der Burg!“

„Ich war dort; allein ich habe mich fortgestohlen. Für mich ist keines Bleibens mehr in Prag!“ antwortete Tharradel leise, aber lebhaft.

„Wie das? Was habt Ihr Schlimmeres zu fürchten als wir Alle?“

„Das fragt Ihr noch, Diewiß? Ich bin der Erste, den sie vors Blutgericht ziehen. Und wenn Alles begnadigt würde — ich nicht!“

„Sind wir denn aber schon so weit?“ fragte Frühwein bestürzt.

„Wir sind so weit! Ich sag' es euch als Vorsitzender im Kriegsrath.*) Blindes Entsetzen hat sie Alle gefaßt, den König zumal. Sie öffnen dem Herzog Max die Thore, verlaßt euch darauf, — vielleicht noch in dieser Nacht! Und dann ist's zu spät für mich. Ich muß fort, bevor er die Stadt besetzt, denn auf mich fahnden sie zuerst. Sie werden freilich noch die Hand nach Manchem ausstrecken, und ich möchte Manchem rathen, daß er sich bei Zeiten in Sicherheit brächte“, sagte er mit Nachdruck. „Lebt wohl, Freunde; ich eile nach Haus, und fort!“

„Seid doch nicht so überhastig! Wir haben ja gleichen

---

*) Historisch.

Weg!" sagte Diewiß und hielt ihn am Wams. „Was ist denn beschlossen?"

„Sie wollen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden schließen. Das ist nur, damit der König Geld und Kleinodien und Papiere retten kann, und Zeit zur Flucht gewinnt. Wir Andern werden preisgegeben!"

„Wie? Sie sollten die Stadt nicht vertheidigen wollen?"

„Nein, sage ich euch. Thurn bestand darauf. Anhalt widerrieth. Er traue der Bürgerschaft, er traue den Böhmen überhaupt nicht mehr!"

„Da hat er freilich nicht ganz Unrecht!" bemerkte Frühwein.

„Er habe in der Schlacht erfahren, sagte Anhalt, wie er sich auf sie verlassen könne!"

„Allein es gibt doch noch Tapfre im Heer! Haben die Böhmen sich nicht zehnmal wacker geschlagen? Unter Thurn, unter Mansfeld?" erwiderte Frühwein.

„Ja, wären Die an der Spitze geblieben!" rief Diewiß.

„Da habt Ihr Recht!" entgegnete Tharradel eifrig. „Thurn hat vor Wien gestanden zwei mal, wie heut der Herzog von Baiern vor Prag!"

„Und er ist nicht hineingekommen", antwortete Frühwein. „Warum muß der Herzog nach Prag kommen? Wenn wir die Versprengten sammeln, wenn wir die Bürger bewaffnen, wenn wir Mansfeld zu Hülfe rufen ...."

„Ja, ja! Wenn!" fiel Tharradel heftig ein. „Wenn wir Muth hätten! Thurn hat das Alles auch gesagt; auch Olbramowitz und Andere, selbst der alte Caplicz, der droben im Rath war, trotz seiner vierundachtzig Jahre. Aber Hohenlohe, Fürst Anhalt ...."

„Auch Fürst Anhalt!" unterbrach ihn Frühwein mit schmerzlichem Ausdruck. „Ein so alter, tapfrer Kriegsmann!"

„Er vertraut seinem Kriegsvolk nicht mehr, er traut keinem Böhmen, — wie ich euch gesagt habe! Er muthmaßt, die Prager werden den König ausliefern, um sich günstige Bedingungen auszuwirken."

Frühwein und Diewiß schwiegen rathlos; sie konnten darauf nichts erwidern, nach dem wilden Ausbruch der Wuth und Treulosigkeit, von dem sie soeben Zeuge gewesen waren.

„Genug, es ist wie ich euch sage", fuhr Tharradel fort. Anhalt hat den Kopf verloren. Ich vergebe es ihm. Der Feldherr ist durch den Vater besiegt; er ist auch hier zu schwer getroffen ...."

„Wie? Wodurch? Was meint Ihr?" fragten die beiden Andern.

„Sein Sohn ist ja gefallen! Niedergehauen!"

„Wie? Prinz Christian?"

„Prinz Christian! Aber er hat gefochten wie ein Löwe! — Der junge Thurn ist auch geblieben, wie man sagt. Der Vater weiß es aber noch nicht!"

Frühwein und Diewiß erstarrten in tiefer Erschütterung.

„Jammer über Jammer!" brach Frühwein endlich aus. „Ja, es will hart mit uns enden!"

„Lebt wohl!" rief Tharradel und wollte in eine Seitengasse einbiegen. „Ich darf nicht länger Zeit verlieren. — Glaubt Ihr", fragte er, noch einen Augenblick stillstehend, daß ich einen Schiffer finde, der es wagt, mich bei dem jetzigen Wetter die Moldau hinabzuführen? Ich will nach Sachsen, und von dort nach der Schweiz."

„Die Moldau?“ fragte Diewiß. „Seht Euch vor! Hier stürmte eben eine wilde Rotte vorbei, die sie sperren will, um den König nicht fortzulassen!“

„Seht ihr!“ sagte Tharradel. „O hätte ich diese Mauern erst hinter mir! Jede Minute kann das Leben kosten. Lebt wohl!“ — Hastig eilte er fort und verschwand im Dunkel. *)

Frühwein und Diewiß gingen weiter. Ihr Weg führte sie über den großen Ring am Rathhause vorbei. Stumm schlichen sie an den Häusern der Südseite hin.

„Sieh das Kriegsvolk, dort am Feuer unterm Rathhaus! Was treiben sie denn da? Ich glaube, sie spielen Aufhenkens!“ sagte Frühwein zu Diewiß.

Dieser schüttelte sich wie im Fieber.

„Frierst du, Diewiß?“

„Ja!“

„Die scheußlichen, wilden Kerle! Solche ruchlose Tollheiten zu treiben in dieser Zeit des Jammers!“ sagte Frühwein. „Was das für greuliche Fratzen sind!“

Die wilde Rotte hatte einen der Ihrigen als Delinquenten an einen Pfahl gebunden; zwei Andere machten die Henkersknechte und schlangen ihm einen Strick um den Hals, an dem sie ihn scheinbar aufhingen. Er verzerrte das Gesicht in gräßlichen Zuckungen. Der ganze Kreis brach in wieherndes Gelächter aus.

„Die blutigen verzerrten Gesichter in dem blutigen Feuerschein! Es ist als ob sie lebendige Teufel aus der Hölle wären“, sagte Frühwein schauernd, indem er auf die Gruppe deutete. „Wie der Kerl die Augen verdreht! Man

*) Er flüchtete nach der Schweiz und starb einige Jahre später zu Genf im Elend.

sollte glauben, sie hingen ihn im Ernst auf. Wie er die Zunge heraushängt! Greulich! Da faßt sie Einer mit der Zange, und der Andere hält einen feurigen Nagel hoch! Verfluchter Höllenspuk! Mich schaudert's!"

Frühwein schüttelte sich.

Diewiß sprach kein Wort. Ihm schlotterten die Knie. Er hing sich wie Blei an Frühwein's Arm, daß dieser Mühe hatte ihn fortzuziehen. Erst als sie wieder im tiefen Schattendunkel der Straße jenseit des Marktes waren, stieß er leise ächzend die Worte aus: „Herr mein Jesus, erbarme dich!"

Waren es Bilder der Zukunft, die er ahnungsgrauend im düstren, grausenvoll verzerrenden Hohlspiegel schaute?

Sechzehntes Capitel.

Es war zehn Uhr Abends, als Thurn aufs äußerste erschöpft vom Hradschin kommend, an die Pforte seines Hauses pochte. Vorsichtig lugte der alte Balthasar zur vergitterten Oeffnung des Thorwegs hinaus, um zu sehen, wer dort sei, bevor er aufriegelte.

„Gott sei Dank! Ihr seid es, gnädiger Herr!" rief er aus. „Ach die Frau Gräfin ist fast vor Angst umgekommen, Euretwegen."

„Die Gräfin ist in ihrem Zimmer?"

„Ja wol! Se. Ehrwürden der Herr Pfarrer Lippach ist droben", war des Pförtners Antwort.

„Der Pfarrer!“ sprach Thurn vor sich hin, und ging an dem Alten vorüber die Stiege hinauf. „Das bedeutet nichts Gutes“, dachte er. „Allein wie wäre auch etwas Gutes in dieser Zeit des Schreckens zu erwarten!“

Die düstere Nacht des Unheils war ringsher gelagert. Kein Hoffnungsstern schimmerte hindurch.

Im ganzen Hause war es todesstill; es schien, daß Niemand zu athmen wagte. Die Ampel, welche die Treppenflur erleuchtete, brannte im trüben Licht. Sonst Alles tief nächtlich. Unwillkürlich leise auftretend schritt Thurn, als fürchte er diese Grabesstille zu unterbrechen, oder einen schlummernden Kranken zu wecken, über den Corridor hin, und öffnete behutsam die Thür des Vorgemachs. Aus der halb offenen Stubenthür, die in Elisabeth's Zimmer führte, fiel ein matter Lichtschein. Thurn vernahm eine männliche, murmelnde Stimme; es ergriff ihn ein Schauer und eine Wehmuth, die seine Knie zitternd machten. Er athmete tief; mit aller Kraft des Geistes suchte er Fassung zu gewinnen. Da hörte er das leise tönende Wort „Mutter“ von den Lippen seiner Thekla. Es klang wie die wehmuthvollste Bitte.

„O du mein gütiger Heiland“, seufzte er mit hinsterbendem Laut, den Blick noch oben gewandt, und Thränen unnennbaren Schmerzes erfüllten sein Auge. Er erhob die Hände gen Himmel, drückte sie gefaltet gegen seine Brust, und seine Seele sandte ein Gebet zu Gott empor, dessen Inhalt Worte nicht bezeichnen. Es war ein Augenblick der Demuth, der Zerknirschung in dem thatenvollen Leben des ehernen Mannes, der Alles Gewaltige in ihm zerschmolz wie weiches Wachs. Gottes Hand hatte ihn getroffen! Sein Flehen war Schmerz, Reue, Liebe, Hoffnung, Vertrauen, Alles in Einem! Er fühlte sein Nichts, gegenüber

der Allmacht! — Diese volle Demüthigung war seine Erhebung! Ein Hauch des Trostes, der Gnade, erwachte in seiner Brust. „Wir werden unser Geschick erfüllen", sagte er zu sich selbst, „abschließen mit der Erde, und den Blick auf das Jenseits richten!" So fand er die Kraft wieder, vor die Seinen hinzutreten als Tröster, Schützer und Retter.

Er schritt durchs Gemach und öffnete leise die halboffene Thür vollends. Niemand sah ihn. Thekla lag auf dem Ruhebett mit geschlossenen Augen; die Mutter saß zu ihren Häupten, liebend über sie gebeugt.

Pfarrer Lippach stand zu den Füßen der Duldenden; er hatte die Bibel in der Hand und blickte mit frommer Rührung auf die jugendliche, erblaßte Gestalt.

Im Hintergrunde des Gemachs stand Therese, regungslos, stumm nach oben blickend. Die rechte Hand hatte sie auf einen mit einem dunklen Teppich behangenen Tisch gestützt, gegen den sie sich sanft anlehnte; die Linke hielt sie gegen die Stirn, als wolle sie dem Haupt die Last der schweren Gedanken tragen helfen.

„Elisabeth", sprach Thurn leise, weich.

Sie schreckte empor — sie hing an seinem Herzen! Er hielt die einsinkende Gestalt männlich, fest umfangen.

„Elisabeth", sagte er sanft, aber mit fester Stimme. „Lehne dich an mich, ich werde deine Stütze sein. Ich fühle, daß Gottes Gnade mir Kraft gibt."

Sie hatte keine Worte der Erwiderung; doch ihre Thränen flossen lindernd an seinem Herzen.

Thekla sandte einen verlangenden Blick aus den halb erloschenen Augen hinüber zu ihrem Vater. Thurn trat zu ihr, beugte sich über sein theures Kind und küßte es auf die Stirn.

„Herr Graf ....“ begann der Pfarrer mit erschütterter Stimme, aber sie versagte ihm wieder, von der Wallung seiner Seele überwältigt.

Thurn reichte ihm die Hand mit stummem Druck. Er wandte sich um zu Theresen. Sie hatte die Hand von der Stirn herabsinken lassen, und ihr Auge, zuvor in dunkler Glut emporgerichtet, war jetzt zu Boden gesenkt; eine Thräne rann leise über ihre marmorbleiche Wange.

„Therese“, sagte Thurn erschüttert, „deine stumme Lippe fragt mich nach deinem Gatten, deinem Vater! Frage den dort oben! Sein Sturm hat Alles verweht — wir wissen nichts, wir ahnen nur, wir hoffen nur!“

Es leuchtete in Theresens dunklen Augen wie ein Schimmer des Jenseits. „Ich frage nicht“, sagte sie mit tiefer Wehmuth, aber doch mit frommer Fassung. „Gottes Hauch gibt Antwort bevor wir fragen! Sein Sturm brauset dahin, über unserm Haupt; seine gnadenvollen Sterne wandeln über den Stürmen. Seine Hand schlägt uns, sie kann uns aufrichten. Wir vollenden unser Schicksal. Gesegnet sei der Allwaltende!“

Es war als ob ein höherer Geist diese Worte über ihre kaum bewegten Lippen hauchte. Sie drangen in die Brust Aller, sie erhoben das Herz zur Kraft des Erduldens.

„Du bringst uns keine Kunde von den Unsrigen, Thurn?“ fragte nach einer langen Stille die Gräfin Elisabeth mit bebendem Laut.

„Nur was ihr wisset, oder fürchtet, bestätigt sich“, antwortete Thurn mit einer Stimme, in der die Erschütterung die gewaltsam errungene Beherrschung durchzitterte. „Heinrich hat seines Namens würdig gekämpft; ich sprach viele Reiter seines zersprengten Regiments. Sie haben ihn noch im dichtesten Handgemenge gesehen, umringt von Feinden ....“

„Mein Sohn!" brach Elisabeth laut weinend aus. „Mein theurer Sohn, in der Blüte seiner Jugend .... das offenste, liebreichste, edelste Herz ...."

Thekla erhob die Arme gegen ihre Mutter, als wollte sie sagen: „Suche Trost an meinem Herzen, und gib mir Trost!"

Thurn stand mit verschränkten Armen und blickte zu Boden.

„Alle vermuthen, daß er gefangen ist", sagte er mühsam, indem er Elisabeth's Hand faßte. „Wir werden ihn wiedersehen!"

„Wiedersehen", sagte die Gräfin mit süßem Ton, und ihr hoffendes Auge lächelte durch Thränen aufwärts.

In Thekla's angstvollem, mitleidflehendem Blick schwebte eine Frage. Das Mutterauge las sie.

„Und .... der Prinz?" fragte Elisabeth zögernd. „Gerüchte sagten uns ...."

„Er trägt die schönste Ruhmeskrone dieses Unheiltages", unterbrach sie Thurn und raffte seine ganze Mannheit zusammen. „Hätten Alle gefochten wie er und Heinrich, wir lägen jetzt auf den Knien in unseren Kirchen und jauchzten Dank gen Himmel für das gerettete Vaterland!"

Ein seliger Lichtblick glänzte verklärend in Thekla's Auge; doch ängstlich bange hing es sogleich wieder an der Lippe des Vaters, ob er weitere Kunde geben werde.

„Der Fürst Anhalt", fuhr er mit gepreßter Stimme fort, „hat wegen der Auswechselung anfragen lassen, doch im Heer Maximilian's — weiß man von keinem gefangenen Prinzen!"

„Ach!" tönte ein beklommener Schmerzensruf aus Thekla's Brust.

Elisabeth umfing zärtlich ihr zurücksinkendes Kind.

Thurn machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er sagen: „Fragt mich nicht weiter!“

Der Pfarrer versuchte ein tröstendes Wort. „Wir dürfen hoffen“, sagte er fromm vertrauend, „daß Gott seine Hand rettend über ihn gebreitet hat. Auch über unsere andren Freunde, deren Loos uns noch dunkel ist“, fügte er mit einem Blick auf Therese hinzu.

Thurn trat an sie heran, nahm ihre Hand und sagte: „Ja, das hoffen wir auch von Xaver und Wolodna!“ Da war es als ob der Klang dieser theuren Namen das Eis des Grauens um ihre Brust mit warmem Sonnenstrahl schmelze. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, beugte sich auf Thurn's dargereichte Hand und küßte sie mit heißem, innigem Kuß.

„Und wären sie nicht mehr unter den Lebenden, meinst du, daß ich sie nicht im Tiefsten beneidete!“ preßte ihm der Schmerz das bittre Wort aus.

„Was sind wir und unser kleiner Schmerz“, sagte Therese sich edel wieder aufrichtend, „gegen das unermeßliche Unheil, das über Alle hereinbricht! — Weh' uns, daß unser Auge dorthin nur eine furchtbare Nacht schaut!“

— — „Es wird uns nicht Muße gegönnt für unseren Schmerz“, begann Thurn nach einigen Augenblicken, deren Todesstille nur durch die leisen Laute des Weinens unterbrochen wurde. „Wir werden auf die Bahn der That vorwärts gedrängt. — Meine Elisabeth“, sagte er, ihre beiden Hände sanft fassend, „wir müssen abschließen mit Dem, was geschehen ist; nur das Dunkel der Zukunft ist unser! Dem, was wir bisher das Unsere nannten, hat sich die Gruft geöffnet. Ein Vaterland, eine Wohnstätte haben wir gehabt; hoffen wir, daß uns eine neue aufnimmt.“

„Gott im Himmel! Thurn!“ rief sie, seine Worte nur halb fassend.

„Wir haben Rath gehalten!“ fuhr er mit Bitterkeit fort. „Es ist beschlossen worden, Alles zu versenken, über Bord des Schiffs zu werfen, was wir unser nannten! Hoffnung, Besitz, Vaterland, Ehre!“

„Um Gottes Willen, so steht es mit uns“, rief die Gräfin.

„Es könnte anders stehen!“ antwortete Thurn mit dem Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, „denn noch haben wir nichts verloren, was wir nicht wiedergewinnen könnten! Stand ich selbst nicht drohender vor Wien, als Maximilian jetzt vor Prag? — Doch es ist vorbei! Die Beschlüsse sind gefaßt, das Haupt der Verzagten hat sich unters Joch gebeugt! Jetzt bleibt uns keine andre Wahl, als, da das Ganze verloren gegeben ist, unser eigenes Haupt und Dasein zu retten, so weit wir vermögen!“

Therese war näher getreten und horchte mit fieberhafter Spannung in den Zügen; auch Lippach's Auge hing gefesselt an Thurn's Lippe.

„Der König“, fuhr Thurn düster fort, „ließ um Waffenstillstand nachsuchen auf vierundzwanzig Stunden, um zu unterhandeln. Nur ein wahnsinniger Gegner hätte diese Forderung gewähren können. Sie wurde abgeschlagen. Herzog Maximilian gestattet nur so viel Zeit der Waffenruhe, als er selbst unerläßlich braucht für sein gänzlich entkräftetes Heer, — acht Stunden!*) — In diesen acht Stunden konnten wir ihn vernichten!“ flammte Thurn im Eifer auf, „wenn wir alle Kräfte dieser Stadt und des zersplitterten Heeres zusammenrafften! Draußen lagert er, vorm Reichs-

---

*) Historisch.

thore! Seine Leute sind von den Nachtmärschen, von der Arbeit der Schlacht, von Hunger und Krankheit todeserschöpft. Die unsern, nur heut vom blinden Schrecken fortgerissen, brennen, ihren Schimpf auszulöschen; Prags Bürger wären uns zu Hülfe geeilt; wir hätten im Dunkel des Abends einen Ausfall gemacht, denn in Stift Strahow haben wir siebzehn Fahnen gesammelt, fünf allein von Heinrich's Regiment, die sich im muthigen Kampf durchgeschlagen. Panischen Schrecken würde ein solcher Ueberfall in das Heer der Gegner geworfen haben; es wäre zerstreut worden auf alle Straßen Böhmens. Und hätte es sich wieder gesammelt, so mußten Hunger und Elend es verderben in der Winterstrenge vor Prags unerstürmbaren Mauern! Vollends wenn Mansfeld es im Rücken angriff!"

„Und das Alles geschieht nicht?" fragte Elisabeth die Hände zum Himmel erhebend. — Theresens Auge flammte Zorn!

„Es geschieht nicht, wie wir auch dafür gekämpft. Ich, Olbramowitz, Caplicz .... Dem König ist jede Schwinge des Muthes gelähmt; die Königin sieht nur Schrecken hier, nur Heil in der Flucht!"

„Und was geschieht nun", fragte Lippach zögernd.

„Was geschieht?" entgegnete Thurn bitter. „Wir haben ja acht Stunden Waffenstillstand gewonnen, damit der König Raum habe .... zur Flucht! Vergebens flehte der Greis Caplicz für eine kühne Erhebung, vergebens war mein Rath und Zürnen, vergeblich des kühnen Olbramowitz Feuerworte; der König fürchtet den Verrath der Böhmen! Fürchtet ausgeliefert zu werden an die Feinde, von den Bürgern Prags selbst, um sich dadurch Erlaß der Strafe zu erkaufen!"

„Dieser schwere Argwohn ist die Frucht seines Schuldbewußtseins“, seufzte Lippach und dachte an die Tage leichtfertigen Taumels, und an den hochmüthigen Eifer gegen die Heiligthümer des Volks.

„Und wenn der König flieht, worüber unterhandelt er mit dem Herzog?“ fragte Elisabeth, „bedarf der Flüchtende einer Unterhandlung?“

„Nur der Zeit zur Flucht! Und sie ist gewonnen, denn morgen erst“ — bitterster Hohn zog sich um Thurn's Lippen — „werden die Thore der unüberwindlichen Stadt dem Herzog geöffnet. Morgen erst!“

„O Gott!“ rief die Gräfin und barg das Haupt an Thurn's Brust.

„Was alsdann unser Los sein würde? Was Mathias Thurn zu erwarten hätte — soll ich es dir erst aussprechen? — Die Zeit drängt, Elisabeth! Diese acht Stunden sind auch uns geschenkt! Der König flieht noch in dieser Nacht. Auch uns bleibt nichts Andres mehr! Der Fluch der Verbannung ist unser nächstes Geschick. Beeilt euch denn zur Flucht. Ehe der Tag anbricht, muß Prag weit hinter euch liegen!“

Worte hatte Niemand, — kaum Thränen! Grabesstille herrschte im Gemach.

„Ihr geht nach Schlesien“, unterbrach sie Thurn endlich, „Böhmen hat keine sichere Stätte mehr für euch.“

„Wie?“ fragte Elisabeth von einer Ahnung durchschauert, „wir gehen nach Schlesien? — Und du? Sollen wir uns von dir trennen?“ Die letzten Worte waren ein Angstruf.

„Ich muß beim Könige bleiben; auch er will nach Schlesien. Doch die Flucht mit ihm würde für euch zu beschwerlich und nicht ohne Gefahr sein.“ Er sprach diese letzten Worte mit einem Blick auf Thekla.

Diese richtete sich auf. „Nein, mein Vater!“ rief sie mit zusammengeraffter Kraft. „Trenne uns nicht! Meine Seele hat überwunden, sie wird meinem Körper Kraft geben!“

„Trenne dich nicht von uns“, flehte auch Elisabeth, und klammerte sich fest an ihn.

Lippach trat tief erschüttert zu ihm. „Ihr sollt Freude und Leid gemeinsam tragen, gebietet der Herr“, sagte er sanft.

„Alles ertrage ich“, flehte Thekla, „nur jetzt nicht die Trennung von dir! Sie wäre mein Tod!“

Thurn stand unschlüssig.

„Alle die wir lieben“, weinte Elisabeth und hing sich fest an Thurn, „sind verschlungen von dem finstren Abgrund der Schlacht. Du bist der Einzige, der uns bleibt! Von dir sollten wir uns trennen, jetzt — nein Thurn, das ist unmöglich!“

Thekla hatte sich von ihrem Lager erhoben und umwand den Vater mit ihren Armen.

„So bleibt denn bei mir“, sagte Thurn überwunden und schloß die Theuren in unauflöslicher Umarmung an sich.

Lippach erhob die Hände und sagte fromm: „Gottes Segen mit euch!“

Therese stand allein, stumm.

„Du trennst dich nicht von uns“, wandte sich Elisabeth mit warmem Wort zu ihr und faßte ihre Hand.

„Ich muß!“ antwortete sie mild, aber fest, indem sie ihre Hand sanft aus der der Gräfin zurückzog. „Die Pflicht, die euch hinwegführt, hält mich hier. — Ich habe eine Schickung zu erfüllen“, sagte sie edel emporgerichtet, „die keine menschliche Hand ändert. Der Ewige wird

seine Flügel über mein Haupt breiten! Sorget nicht um mich!"

Ihre Worte waren ein sanftes, aber unwiderstehliches Gebot, dem sich Alle fügten. Sie wandte sich halb abwärts, und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Ihre Thränen flossen leise. Ein unbeschreiblich schmerzenvolles „Ach" preßte sie aus ihrer Brust. Rasch umgewendet streckte sie beide Hände nach Elisabeth und Thekla aus und sank überwältigt in ihre Arme. Das Uebermaß des Schmerzes erstickte jedes Wort. Selbst die Kraft des felsigen Thurn war gebrochen.

Kein Maß mißt die dunkle Tiefe dieses Augenblicks.

„Bereitet euch zur Abreise", brach endlich Thurn's Geheiß die beklemmenden Bande dieses stummen Duldens. „Unsere Minuten sind gezählt. In diesem Hause bleibt Keinem eine sichre Stätte. Es wird das Ziel des Hasses und der Rache sein. Auch keiner unserer Diener darf hier bleiben."

„Eure Zuflucht, edle Frau", sagte Lippach erschüttert zu Theresen, „sei mein Haus. Unter Gottes Obhut erwarten wir dort das Kommende!"

Therese legte zusagend ihre Hand in die seinige. — —

Die Nothwendigkeit drängte zur That. — —

Zwei hastvolle Stunden waren entflohen. Was sich an Wichtigem und Werthvollem fortschaffen ließ, war zusammengerafft.

„Komm denn meine Elisabeth", sagte Thurn, als Alles zur Flucht bereitet war, und reichte ihr den Arm. Wankend ging sie an seiner Seite die Stiegen hinab, die ihr Fuß zum letzten male betreten sollte. Lippach führte die bebende Thekla. Es sanken den beiden Frauen fast die Knie ein,

unter der Schwere des Geschicks, das sie aus der Heimat, von der Schwelle des häuslichen Besitzes drängte.

An der Pforte stand Therese, ihren Säugling im Arm, den Mantel um sich und ihn geschlagen, gleichfalls bereit, das Haus, aus dem Alles entfloh, zu verlassen. Sie war ohne Vater, ohne Gatten, ohne Kunde von Beiden; nur der Knabe schlummerte an ihrem Herzen.

„O weckt ihn nicht!“ sagte sie bittend mit geisterhaftem Hauch, als Elisabeth und Thekla sie zum letzten male umarmen wollten. So empfing sie nur noch einen leisen, bebenden Kuß von Beiden, in welchem das „Lebewohl“ auf der Lippe erstarb.

Alle fühlten in düstrer Ahnung, es war das letzte.

Ein Wagen nahm die Gräfin und Thekla und zwei Dienerinnen auf. Der Graf mit den männlichen Dienern setzte sich zu Pferd.

Therese blickte ihnen lange nach, und horchte auf die verklingenden Hufschläge und das dumpf verhallende Rollen des Wagens.

„Kommt auch Ihr jetzt“, sprach endlich Lippach sanft zu ihr und nahm ihren Arm.

Sie gingen stumm durch die schweigende Finsterniß.

Thurn's Haus stand verödet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Achtundzwanzigstes Buch.

Siebzehntes Capitel.

Am Reichsthore war die Straße fast gesperrt durch Gewaffnete aller Gattung, die sich dort in dichten Massen zusammendrängten. Die ganze Abtei Strahow war erfüllt mit Kriegern. Auf dem Klosterhofe brannten Wachtfeuer, um die sich die Kreise der Gewaffneten in voller Rüstung, tief in die Mäntel gewickelt, hingestreckt hatten. Pferde, meist gesattelt und voll aufgezäumt, bedeckten in langen Reihen die Hofräume. Commandorufe, Waffengeräusch, Gezänk, Fluchen, Stampfen der Rosse mischte sich in dumpf wirren Klängen durcheinander; dazwischen tönte das Aechzen und Wehklagen der Verwundeten, die, da die Räume in den Gebäuden und in der Kirche selbst schon überfüllt waren, auf dürftigem Stroh längs der Mauern im tiefen Schattendunkel lagerten, meist hülflos sich selbst überlassen. Der Mond warf sein bleiches trübes Licht durch sturmzerrissenes Gewölk auf diese kriegerischen Nachtbilder.

Vor der Abtei, hart am Thor, suchten einige Hauptleute die einzelnen Versprengten zu ihren Fahnen zu sammeln. Hier war das Getöse am verworrensten, das Gedränge am heftigsten.

Kaum ein Mann, in voller Kraft und bewaffnet, hätte sich Bahn gemacht durch diese ehernen Wirbel.

Da schritt eine weibliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, hohen Ganges, eine Leuchte in der linken Hand, auf den verworrenen Knäuel zu und begehrte freie Bahn. „Oeffnet mir den Pfad", sagte sie mit ernster Stimme und erhob gebietend die rechte Hand.

Ein Gefühl, gemischt aus Ehrfurcht und unheimlichem Schauer, berührte die Brust der Kriegsleute, als sie die Gestalt, einer Geistererscheinung ähnlich, dunkel verhüllt, furchtlos auf sich zuschreiten sahen. Zur Rechten und zur Linken wichen sie zurück, soweit es der Raum zuließ, und einen Augenblick begrub eine tiefe Stille das dumpfe Geräusch. Selbst die Führer blickten verwundert auf die ernst Dahinschreitende, die keinen Laut vernehmen ließ, sondern ihres Pfades vorwärts ging, gleichwie mit gebieterischer Macht einer unabweisbaren Nothwendigkeit.

Während die Betroffenen ihr und dem flackernden Schimmer des Lichtes noch stumm nachblickten, erscholl es plötzlich vom Thore her wie ein wilder Ausbruch des Jubels. Wer sollte jubeln in dieser Nacht des Unheils und des Grauens!

Dennoch war es ein Getümmel der Freude, das sich erhob. Ein ritterlicher Führer, ohne Helm, dem das Haar auf beiden Schultern herabwallte, ritt auf einem schweren schwarzen Roß daher, und von allen Seiten umdrängten ihn Gewaffnete zu Fuß und zu Pferd, die ihm die Hände entgegenstreckten und ihn mit lautem Jubel begrüßten. Der düsterrothe Schimmer der Wachtfeuer und einiger von Neugierigen erhobenen Brände beleuchtete dieses Schauspiel.

Es war Graf Heinrich Thurn, der, gefangen oder verloren geglaubt, dennoch gerettet zurückkehrte vom Schlachtfelde.

Durch einen schweren Hieb auf den Helm betäubt, war er in dem letzten mörderischen Kampf um die Ehre des böhmischen Namens vom Pferde gesunken. Lange hatte er bewußtlos unter den Leichen gelegen. Erst mit dem Dunkel des Abends kehrte ihm das Licht des Bewußtseins zurück. Die muthige Jugendkraft zusammenraffend, keine Erschöpfung achtend, mit spähender List den glücklichen Augenblick erhaschend, jeden Vortheil nutzend, hatte er, nachdem er sich mit der Feldbinde eines getödteten Hauptmanns eine leichte Wunde verbunden, unter dem Schutz der Nacht einen Pfad gesucht durch die Blut- und Leichenstätten des Schlachtfeldes. Sich mühsam fortschleppend und, wo ihm Feinde entgegenschwärmten, oft genöthigt, sich wieder anscheinend leblos auf den Boden hinzustrecken, war über die Hälfte der Nacht vergangen, bevor er in die Nähe des Reichsthores gelangte. Vor diesem, einige Hundert Schritte vor den Wällen, lagerte der Feind; Wallenstein's und Tilly's Reiter hauptsächlich, die am weitesten in der Verfolgung vorgedrungen waren. Zwischen ihnen und den Mauern Prags blieb ein unbesetzter Raum, weil die Belagerer sich nicht dem Feuer von den Wällen und aus den Schießscharten des gesperrten Thores aussetzen wollten. Ueber diesen Raum unbemerkt, oder so eilig, daß man ihm nicht folgen könne, hinweg zu gelangen, das war die einzige Rettung für den jungen Helden. Verwegen wie Ulyß, da er die Rosse des Rhesus raubte, schlich Thurn sich an einen Kreis von Reitern, hinter dem ihre Pferde, an Piketpfähle gebunden, theils standen, theils gelagert waren. Er täuschte die halb schlaftrunkenen Wachtposten, indem er kecken Schrittes zwischen die Pferde trat, als sei er dazu befugt. So löste er eins derselben glücklich ab, zog es aus der Reihe, schwang sich auf und ritt hart, aber langsam, anscheinend ruhig, an den Gelagerten hin, um die

freie Bahn gegen die Stadt zu gewinnen. Da erkannte eine Schildwache am Wachtfeuer, als der Wind dem Reiter den Mantel zurückwehte, die glänzende fremde Rüstung, die den Führer verrieth. Der Ruf „Wer da!“ gebot Halt; doch Thurn, dem jetzt kein andres Mittel blieb als die schleunigste Flucht, drückte dem Pferde die Sporen ein, warf es herum, sprengte mitten durch einen Kreis Gelagerter, über sie hinweg in der Richtung nach den Wällen zu. Aufschrei des Schreckens, der Wuth, der laute Ruf „Verrath!“ tönte ihm nach; die Schildwache, welche die brennende Lunte neben sich hatte, that einen Schuß auf ihn; die Kugel fehlte. Andre, die ihm gleichfalls Schüsse nachsenden wollten, wurden bei der schwerfälligen Art des Abfeuerns nicht zeitig genug fertig; sie hätten aufs Gerathewohl ins Dunkel feuern müssen. So jagte Thurn unverletzt übers Feld; im wilden Ritt gegen den Sturm gelangte er glücklich ans Thor.

Den Musketieren auf dem Wall rief er in böhmischer Sprache zu: „Feuert nicht!“ Der Schildwache im Thor nannte er seinen Namen. Da öffneten sich ihm die Riegel, er fand Einlaß, bevor nachsetzende Feinde ihn erreicht hatten; das Thor schloß sich hinter ihm — er war gerettet.

Jubelnd umringten ihn die böhmischen Krieger, unter denen viele der Seinigen waren. Mit wild zudringlicher Freude wollte Jeder seine Hand fassen, wenigstens seinen Harnisch berühren. Er mußte sich mühsam vorwärts kämpfen gegen die Stadt zu. Da wichen plötzlich die ihn Umringenden auf beiden Seiten zurück, und halb vom entfernt herüberfallenden Schimmer der Wachtfeuer, halb vom bleichen Monde angeleuchtet, sah er in der geöffneten Bahn vor sich die dunkelverhüllte weibliche Gestalt. Der Strahl ihrer

emporgehobenen Leuchte traf sein Angesicht. In demselben Augenblick rief die Verhüllte mit herzdurchdringendem Laut: „Graf Thurn!“ und Therese hing in seinen Armen.

„Therese — du hier!“ rief er voller Staunen, über sie herabgebeugt, indem er sie fest an sich zog. „Was führt dich hierher mitten in das kriegerische Getümmel?“

„Die untrügliche Stimme meines Herzens“, rief sie aus und blickte schwärmerisch zu ihm auf. „O sie hat nicht gelogen — Einen hab' ich gefunden!“

„Was soll das heißen? Wohin willst du?“ fragte Thurn.

„Dort hinaus!“ antwortete sie und deutete nach dem Thore.

„Unmöglich!“ rief Thurn. „Der Feind lagert dicht vor den Wällen. Jeder Ausgang ist gesperrt!“

„Und wo fände ich meinen Gatten, meinen Vater, wenn ich sie nicht dort suchte?“ sagte Therese mit Hoheit und Entschlossenheit.

„Dein Vater — Xaver“, fragte Thurn bestürzt — „du weißt nichts von ihnen — sie sind nicht in Prag?“

„Sie sind dort, wo ich sie suchen werde“, war Theresens schmerzvolle Erwiderung.

„Ach, Therese! Xaver war mit dem Prinzen — sind sie Beide nicht zurückgekehrt?“ fragte Thurn bekümmert. „Und Wolodna — ich sah ihn zuletzt im dichtesten Gedränge an meiner Seite, da .... ich stürzte besinnungslos vom Pferde .... Dein Vater kann gerettet sein wie ich!“

„Ist er zu retten, so rette ich ihn“, antwortete Therese feierlich. „Dorthin geht mein Weg!“ sagte sie noch einmal und ließ Thurn's Hand los.

„Therese, es ist unmöglich — du fällst in die Hand der wilden Horden — du bist verloren!“

„Die Engel Gottes breiten Fittiche aus überall — und ich selbst verlasse mich nicht!“ antwortete sie mit edlem Stolz und legte die Rechte an den Dolch, den sie im Gürtel trug.

„Du willst das Schlachtfeld durchirren — in Nacht und Sturm?“

„Nicht zum ersten mal sucht sich mein Fuß den Pfad durch Leichen; mein Auge durchdringt die Schwärze der Mitternacht, und — rauhere Stürme als die, welche über das Schlachtfeld wehen, haben uns gefaßt!“ setzte sie finster hinzu. — „Wo war Euer letzter Kampf? Wo verschwand Xaver? Das sagt mir, wenn Ihr könnt!“

„Vor Sanct-Margarethen, gegen den Stern hin, fochten wir; — Xaver weiter unten am Abhange nach Russin“, gab ihr Thurn Auskunft.

„Ich danke Euch. Lebt wohl!“

„Bleib noch“, bat er und hielt ihre Hand. „Wo finde ich meinen Vater? Weißt du das?“

„Nicht mehr in Prag!“

„Allmächtiger Gott! Nicht hier?“

„Ihr seid der Einzige aus dem Hause Thurn, der noch in diesen Mauern weilt.“

„Die Mutter, — Thekla?“

„Sie sind auf der Flucht! Verlassen ist die Schwelle — offen steht die Pforte — verödet sind die Gemächer!“

„Heiliger Gott! Und auch der Vater?“ rief der Jüngling schmerzvoll aus.

„Der König flüchtet, — weggeworfen ist das Schwert! Prag ist seinem Geschick überlassen!“

„Wie? Wir sollten die Stadt nicht vertheidigen? Diese festen Mauern mit diesen Kriegerschaaren!“ Er blickte um sich

auf den Kreis der Gewaffneten, die sich um sie gesammelt hatten und ihrem Gespräch zuhörten.

„Wir flehen nur um Gnade!“ antwortete Therese im Tone zerknirschter Schmach. „Ich — suche die Todten auf!“

„Und ich die Lebenden, um mich mit ihnen dem Tode zu weihen, mich unter diesen Mauern zu begraben!“ rief der Jüngling und warf sich stolz empor.

„Das zermalmende Rad der Vernichtung hältst du nicht auf — es zerschmettert dich nur“, sagte Therese aus tiefstem Innern ihrer schmerzzerrissenen Brust. „Der Strom des Schreckens reißt Alles hinweg, — folge deinem Vater und rette deine Kraft für künftige Tage! Ich muß dorthin!“ sie deutete nach dem Schlachtfelde. „Leb' wohl!“

Schmerzüberwältigt, stumm zog Thurn sie noch einmal ans Herz; sie drückte lange ihr Antlitz an seine Brust, dann sagte sie noch einmal mit gebrochener Stimme: „Leb' wohl!“

Sie wandte sich und verfolgte ihren Weg. Alles wich ehrerbietig vor ihr.

Thurn zog das Schwert. „Nein“, rief er, „ich will nicht flüchten! Ist Prag, ist Böhmen nicht zu retten, so fechte ich für meines Namens Rettung! — Schaart euch um mich!“ wandte er sich den Kriegern zu, die ihn umdrängten und unter denen er viele der Tapfersten von seinen eigenen Fahnen erkannte, die sich vom Schlachtfelde gerettet. „Sind wir gleich überwunden, so wollen wir doch nicht feige Flüchtlinge sein, sondern uns tapfer mit dem Schwert in der Hand den Rückzug bahnen! Wer will dieser Fahne folgen!“ Er riß die Feldbinde ab, schlang sie um die Spitze seines Schwertes und hob sie hoch empor.

„Wir Alle!“ erscholl der jauchzende Ruf der Krieger

um ihn her; und von neuem Muth erfüllt zogen sie die Schwerter und umringten den muthentflammten Jüngling.

„Auf denn, zu Pferd, wer noch ein Roß hat!“ rief Thurn. „Auf dem Platz vor dem Schlosse sammeln wir uns!“

Dorthin sprengte er mit seinen Getreuen. Ein neuer Hoffnungsstrahl belebte die Entmuthigten. Sie hatten einen Führer gefunden, einen Sammelplatz für ihre Kräfte. Einer rief es dem Andern zu. Die Pferde wurden gezäumt. Das Fußvolk ergriff die Musketen, die Lanzen. Bald drängte die ganze Strömung der dichten Massen dem Schloß auf dem Hradschin zu.

Achtzehntes Capitel.

Draußen vor den Mauern Prags breitete sich der Mantel der Nacht über das Gefilde des Todes. Mit hohlem Sausen zog der Wind über das kahle Feld. Der Mond säumte das sturmgetriebene Gewölk mit bleichen Rändern; seine Schatten schwebten in scheuer Flucht über die Erde, als bebten sie vor den Schrecken, die sich auf ihren dunklen Tiefen lagerten.

Stöhnen und leises Wimmern der Verwundeten mischte und verlor sich mit dem Windgeräusch. Todte bedeckten weithin die Ebene. Sie lagen vom Schmerz in sich selbst gekrümmt, mit den Händen krampfhaft in den Boden gegraben, oder starr hingestreckt in ihrer Erzhülle. Das bleiche

Antlitz Vieler starrte mit grauenhaft offenen Augen nach oben, die Züge verzerrt vom furchtbaren Todeskampf. Der Mondstrahl blinkte in den erloschenen Augen, er glänzte zurück von den Reihen der im Schmerzenskrampf verbissenen Zähne.

Theresens tief verhüllte Gestalt wanderte zwischen den Leichnamen hin. Sie ließ den Schein ihrer Leuchte auf das Antlitz der Erstarrten fallen. Die Lebenden waren, wie in der Stadt, so auch draußen in den feindlichen Lagergruppen scheu vor ihr gewichen, wie vor einer Geistergestalt; keine Schildwache hatte einen Anruf gewagt. Die Todten blickten starr zu ihr auf mit ihrem versteinerten Antlitz und riefen sie grausig an mit stummer Lippe. Angstvoll, doch unerschrocken, forschte das spähende Auge, ob sie unter den verzerrten Larven die geliebten Züge eines der Ihrigen wiederfinde! Breite Wunden malten das Gräßliche in die schauerliche Erstarrung. Diesem klaffte der Schädel weit auseinander und das bleiche Hirn leuchtete hervorgedrungen im Mondesstrahl; Jenem umquoll das erstarrte Blut die gespaltenen Glieder, oder deckte in breiter, geronnener Strömung Angesicht und Brust.

„Ha! dieser Mantel!" rief Therese unwillkürlich, tonlos zitternd, und heftete das Auge wie gebannt auf einen braunen pelzverbrämten Mantel, wie Wolodna ihn trug. Er bedeckte, vom Winde übergeschlagen, Haupt und Oberleib des Todten. Mit bebender Hand hob sie die Hülle. Entsetzt fuhr sie zurück. Sie erblickte ein grauenhaft verzerrtes Antlitz, einen von der Qual zusammengekrümmten Körper; die Hände hatten sich im wüthenden Schmerz in das Haar gekrallt. Das Weiße des Auges starrte ihr, gegen den Mond gerichtet, gräßlich entgegen.

„Unglückseliger!" sagte sie, ihren Schauder mit an-

gestrengter Kraft überwindend, indem sie den Mantel wieder überbreitete: „Unglückseliger, den der Tod mit so furchtbarem Griff aus dem Leben gerissen! Auf dieser Lippe schwebte kein Gebet beim letzten Athemzug!“ — —

Sie hatte jetzt den ganzen Theil des Schlachtfeldes zwischen Sanct-Margarethen und dem Stern, wo ihr Vater an der Seite des jungen Grafen Thurn gefochten hatte, durchwandert, jeden der starr daliegenden Körper angeleuchtet, doch Wolodna nicht gefunden! — „Das war vergebens! Doch meine Pflicht ist noch nicht erfüllt!“ sagte sie zu sich selbst und schritt weiter, der Gegend zu, wo Xaver unter den Todten liegen konnte. Keine Furcht kam in ihre hohe Seele. Mit dem Irdischen hatte sie abgeschlossen; dem Jenseits wandte sie sich gläubig und hoffend zu.

„Ach, nur die Unsrigen bedecken das Feld!“ seufzte sie vor sich hin, indem sie die Waffen und Trachten der Gefallenen anleuchtete. „Du dort oben“, wandte sie Augen und Gedanken aufwärts, „o du zürnst uns mit Recht, zeigst uns deine finster umwölkte Stirn und lässest deine Stürme über unserem Haupte dahinbrausen! Dennoch hoffe ich auf deine Gnade; sie leuchtet sanft in jenen blinkenden Sternen, die durch das zerrissene Gewölk schimmern! Fern, fern, — aber gewiß und ewig!“

Eine Regenschlucht, etwas über Mannestiefe, hemmte ihre Schritte. Der Rand war steil; sie mußte vorsichtig hinabsteigen. Dennoch glitt ihr Fuß aus auf dem schlüpfrigen Schnee; aber sie hielt sich aufrecht und erreichte den Grund, ohne zu straucheln. Doch schaudernd zog sie den Fuß zurück; sie war auf einen menschlichen Körper getreten! — Horch! Ein leiser, seufzender Laut ließ sich vernehmen. Sie leuchtete hinab. Ein jugendliches Antlitz lag zu ihren Füßen, — die Lippe zuckte, das Augenlid be-

wegte sich, die Augensterne wandten sich dem Licht entgegen.

„Du lebst?“ fragte Therese mit bebender Stimme.

Ein matter Seufzer gab ihr Antwort. Sie faßte die Hand des Unglücklichen; es war noch Lebenswärme darin. „O könnte ich ihn retten — ein so holder Jüngling!“ zitterte es durch ihre Brust. Ein dankbarer Blick des matten Auges wandte sich ihr zu, da sie sich über den Sterbenden beugte.

„Gott!“ rief sie unwillkürlich, „diese Züge sollte ich kennen!“

Der Jüngling blickte ihr mit einer dunklen Ahnung in das beleuchtete Angesicht. Plötzlich wurden ihre dämmernden Erinnerungen zur Gewißheit.

„Du bist von Groß-Lasken“, sagte sie erschüttert. — Es war der Knabe aus der Köhlerhütte, wo sie und Xaver Aufnahme gefunden.

Auch er schien sie zu erkennen, wie ein leises, schmerzlich lächelndes Zucken in seiner Miene verrieth.

„Meine Mutter!“ bebte es von seiner Lippe. Er vermochte die aus seinen brechenden Augen schimmernde Bitte eines Grußes nicht mehr auszusprechen. „Mein Heiland!“ hauchte er, — und so entfloh seine Seele.

„So jung, so schnell wieder, hat dich dein Geschick auf das schaurige Feld des Todes geführt!“ sprach Therese weinend, indem sie ihm sanft die Augenlider zudrückte; „und diesmal hat die Obhut des Himmels dich nicht beschirmt! Arme Mutter! — Gott, deine Schickungen sind furchtbar!“ seufzte sie vor sich hin, indem sie, ihre ganze Kraft zusammenraffend, sich wieder erhob.

Sie schwankte erschüttert weiter. Die Schlucht wandte sich in einer scharfen Krümmung. Da gewahrte sie plötz-

lich, wenige Schritte entfernt, zwei lebende Männer, beschäftigt, die Gefallenen zu plündern. Sie fuhren auf, da sie der Lichtstrahl traf; Therese sah nur wilde, bärtige Gesichter. Ihr blieb nicht Zeit zum Schreck, denn die Plünderer selbst entsetzten sich und stürzten eilenden Laufs davon, vor der Geistererscheinung, die sie zu erblicken glaubten. Es waren abergläubige Kosacken von der Hülfsschaar in dem kaiserlichen Heer; Halbwilde, die nur Mord, Raub und thierische Gier der Sinne kannten; die Schrecken des unglücklichen Landvolks, die Geisel aller Ueberwundenen.

Das Grauen, Diesen, die keinen Gott kannten und an keinen glaubten, kein Erbarmen übten, in die Hände zu fallen, durchzuckte Theresen. Aber sie glaubte an einen Gott und hegte Liebe und Erbarmen in der Brust; darum schritt sie bald ermuthigt weiter. Sie gedachte, sich beruhigend, daß sie gegen die äußerste Gefahr die Rettung bei sich führe.

Der jenseitige Schluchtrand war jetzt nicht mehr so steil; sie stieg ihn hinan, um die Richtung zu verfolgen, in der sie das Schlachtfeld, wo Xaver gefochten hatte, vermuthete. Einiges Gebüsch bekränzte hier die Höhe und deckte ihre Gestalt, als sie wieder emporgestiegen war. Sie durchschritt die entblätterten Gesträuche; weiterhin kam sie in ein Gebüsch von Nadelholz, das sie ganz den Blicken barg; doch waren es nur wenige Schritte, die sie in demselben zurücklegte, bis sie jenseits hinaus wieder ins Freie trat. Bevor sie zwischen den letzten Gesträuchen hindurchschritt, stand sie still und lauschte, denn sie glaubte außer dem hohlen Brausen des Windes ein Geräusch von Stimmen zu vernehmen. Sie täuschte sich nicht; es war in ihrer Nähe. Sie deckte die Leuchte mit dem Mantel und lauschte zwischen den Zweigen der letzten Fichtengebüsche hindurch, nach dem freien Felde hinaus. Kaum funfzig Schritte entfernt, erblickte sie

zwei Gestalten, die am Boden miteinander rangen, und von denen wilde zerrissene Laute ertönten, die durch den Sturm halb verschlungen, halb weiter getragen wurden. Der eine der Männer wälzte und sträubte sich, am Boden liegend, unter halb ersticktem Hülfsgeschrei gegen den andern, der, knieend über ihn gebeugt, ihn vollends ermorden zu wollen schien. Eine dunkle Schreckensahnung ergriff sie! Wenn hier wiederum eine gräßliche Gewaltthat an einem unglücklichen Verwundeten verübt wurde? Es konnte ihr Vater, konnte Xaver sein! Dieser Gedanke gab ihr einen schnellen Entschluß ein. Sie trat aus dem Gebüsch und schritt, die Leuchte unter dem Mantel, hastig leise vorwärts. Den Ringenden, die sie in ihrem erbitterten Kampfe nicht bemerkten, auf wenige Schritte nahe gekommen, hob sie plötzlich das Licht hoch empor, sodaß der helle Schein auf beide zugleich strahlte. Sie stießen einen Schrei aus und fuhren schnell auseinander; der Eine sprang auf.

„Jesus Maria!“ rief er; „ein Gespenst!“ und stürzte in blinder Flucht fort ins Feld.

Die Stimme traf ihr Ohr mit seltsam erinnerndem Klang. Doch ehe sie darüber nachsinnen konnte, hörte sie auch den Unterlegenen.

„Uf!“ stöhnte er, als ob ihm ein Felsen von der Brust gewälzt sei, suchte sich aufzuraffen, blieb aber auf den Knien liegen mit grauend vorgestreckten Händen, unbeweglich wie ein Erzbild Theresens Erscheinung anstarrend. „Wer bist du?“ rief er endlich mit zusammengerafftem Muth, doch von Grausen geschüttelt.

Therese that einen Schritt vorwärts.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!“ schrie er laut auf und faltete die Hände. „Bist du ein Gespenst oder lebst du?“

Therese, die sich verloren geben mußte, wenn sie ihn nicht in dem Grauen vor einer höhern Gewalt erhielt, schritt langsam feierlich näher. Der Kriegsmann, bebend, entsetzt, starrte sie an.

„Vergib mir mein Verbrechen“, rief er zitternd, „ich habe ja schwer gebüßt! Was willst du hier?“

Der Anruf war Theresen selbst schauerlich räthselhaft; sie zitterte, weil der Krieger nicht flüchtete. Noch einen Schritt trat sie näher und ließ die vollen Strahlen des Lichtes auf ihn fallen. Da sah sie ein Gesicht, das ihr verworrene Erinnerungen hervorrief; sie kannte diesen Mann, doch wußte sie nicht, wo sie ihm begegnet war. Eine dunkle, furchtbare Ahnung durchzitterte sie. Sie fühlte, daß sie ihre ganze geistige Kraft zu Hülfe nehmen müsse, um ihn in der Furcht und Ehrfurcht zu erhalten, die ihn ergriffen hatte. „Hast du bereut, so ist dir vergeben“, sagte sie feierlich.

In abgebrochenen, verworrenen Sätzen, die er mit klappernden Zähnen herausstieß, antwortete er: „Ja, ja, ich bereue, ich bereue, — ja ich bin ein armer Teufel von Sünder! Gedenkt mir's nicht, daß ich .... der Soldat ist einmal so wild! Alle guten Geister loben ihren Meister!“

Therese empfand, daß sie den Unglücklichen nicht länger durch Geisterfurcht täuschen könne; sie entschloß sich muthig zur Wahrheit. „Ich bin kein Geist“, sagte sie, „aber die Gnade Gottes umwebt mich; ich brachte dir Hülfe, ich kann dir Rettung bringen. Wer bist du? Nenne dich!“

„Ach du Gebenedeite!“ rief er, noch halb irre im Geisterschauer. „Ein armer Teufel von Reiter, Kaspar Schwarz ....“

Ein lauter Ausruf der Freude Theresens unterbrach ihn. Kaspar Schwarz, der Retter ihres Vaters! — Doch zugleich zerriß sich, wie durch einen Blitz, der Schleier der Vergangenheit und ihre Erinnerung stand klar vor ihr. Sie

erkannte auch ihren Verfolger aus der Herberge bei Linz, wie er selbst in seiner Geister- und Gewissensangst sie schon zuvor erkannt hatte. Das Wunder dieser Fügungen in der Verflechtung der Lebensgeschicke berührte sie mit ehrfurchtsvollem Schauer vor dem Walten Gottes. Diese Begegnung, an solcher Stelle, in solcher Zeit, war ihr ein Zeichen, daß der Himmel ihre Schritte leite; sie fühlte sich mit neuem, unerschütterlichem Vertrauen erfüllt.

„Fürchte nichts", sagte sie mit sanfter Hoheit, „dir ist vergeben! Des Allmächtigen Wunder verkünden sich auf Erden, auch wenn er keine Geister aus den Gräbern steigen läßt! Ich lebe!" Und dabei reichte sie ihm die Hand und hieß ihn aufstehen.

Kaspar Schwarz wußte nicht, ob er wache oder träume. Er rieb sich die Stirn, betastete sich und geberdete sich wie Einer, der an seinen Sinnen zweifelt. „Mir geht's im Gehirn um, als wäre ich verrückt! Ist denn das Alles wahr und wirklich, was ich hier erlebe? Keinen Strohhalm gab ich mehr für mein Leben, — die giftige Bestie, der Zaloska, hatte mich ja schon bei der Kehle!"

„Zaloska!" rief Therese halb erstarrend. Jetzt wußte sie, welche Erinnerung der Ausruf des Fliehenden in ihr geweckt hatte.

„Ja", rief Schwarz, „und Ihr mußtet mich retten — Ihr, das ist ja um des Teufels zu werden! Nein, nein, nein — man möchte weinen und beten!"

„Betet!" sagte Therese feierlich.

„Ja wahrhaftig, ich will Buße thun und beten, beten!" brach der wilde Mensch halbweinend aus, sank auf die Knie und flehte aus tief erschüttertem Herzen: „Gott sei mir armem Sünder gnädig!"

Neunzehntes Capitel.

Wenn rohe, gänzlich verwilderte, aber doch im innern Kern tüchtige Naturen eine solche Umwandlung erfahren, so geschieht es mit einer Gewaltsamkeit, die sie in ihrem ganzen Wesen erschüttert, aufreibt, vernichtet, aber neu gebiert. So war es mit Kaspar Schwarz. Sein Umwenden und Abspringen von einem Herrn, von einer Sache zur andern, hatte ihn im Innern wenig angefochten; es waren freilich die ersten Anzeichen seiner nach einem andren Ziel durchbrechenden Seele. Allein sie hatten bis jetzt nur seinen Lebenslauf nach außen hin anders gewendet. Hier aber geschah eine Umwandlung seines ganzen Innern. Die übermächtige Gewalt der Fügungen des Himmels, durch welche die Irrwege seines Thuns und Treibens so wunderbar ineinander verschlungen, verknüpft und gelöst wurden, hatte ihn durch und durch erschüttert. Er empfand Gottes sichtbarliches Walten, er fühlte, daß ein Auge dort oben alle Pfade des Erdenlebens überwache, und daß Keiner seinen eignen Weg gehe, sondern den, welchen eine höhere Hand ihn leitet. Diese neu gewonnene Erkenntniß durchdrang ihn bis ins innerste Mark. Sie war ein Blitzstrahl, der ihn getroffen, sein altes Dasein in Asche gelegt und ihm ein neues flammend entzündet hatte. Er warf sich nieder, in demüthiger Zerknirschung vor einem Wesen über ihm; vor einem Richter, dem nichts verborgen sei, und welcher Verantwortung fordere, auch für die geheimsten Regungen der Brust. Mit einem zermalmenden Gewicht fiel dieser Gedanke der Verantwortlichkeit auf seine Seele. Dennoch durch-

drang ihn zugleich der der völligen Umkehr von seiner bisherigen Bahn, der Neugeburt seines Daseins, mit aufrichtender Kraft.

Er war wie vernichtet, und doch wie neu geschaffen. Er weinte laut auf, klagte sich an, als ein verlorener Sohn und schwerer Sünder, und zerschlug seine Brust; dann warf er sich wieder auf die Knie und dankte Gott dem Herrn inbrünstig und ergoß sich, über Theresens Hand gebeugt, in einen Strom heißer, dankbarer Thränen. Therese selbst bedurfte aller Kraft und Fassung ihres klaren Wesens, um nicht mit fortgerissen zu werden in diesen gewaltsam heftigen Ausbruch der verwilderten Natur.

Endlich gelang es ihr, die stürmischen Wogen seiner Brust in etwas zu beruhigen, und ihn so weit zu sich selbst zu bringen, daß er ihr und sich klare Auskunft geben konnte über Das, was ihn hierher geführt hatte, und was bis hierher mit ihm geschehen sei. Er hatte, seit er in Thurn's Dienste getreten war, viel mit Wolodna und Xaver verkehrt, ohne zu wissen, daß jener der Vater, dieser der Gatte Theresens sei, den er nie gesehen zu haben vermeinte. Er wußte, sowenig wie Xaver selbst, daß sie schon vor Jahr und Tag so gewaltsam zusammengetroffen waren auf ihrer Lebensbahn. Nur wie Xaver mit Wolodna zusammengehöre, war ihm bekannt, deshalb war er Beiden in roher Treue und Kriegskameradschaft ergeben. Stets im Kriegsdienst beschäftigt, hatte er Theresen selbst nie gesehen. In Xaver's und Thurn's Auftrage hatte er jetzt Mansfeld aufsuchen sollen; doch er fand die Wege überall so verlegt durch die Kaiserlichen, daß er trotz aller Gewandtheit nicht bis zu ihm durchdringen konnte. Er sah sich endlich genöthigt, da er als kaiserlicher Reiter gekleidet war, sich einem Trupp, der dem großen Heere zuzog, als Versprengter anzuschließen und

förmlich dienstthuend einzutreten, um nicht Verdacht wider sich zu erwecken. Auf diese Weise war er unverrichteter Sache zurückgekehrt und hatte sich der Schlacht auf Seiten der Verbündeten anschließen müssen. In verworrenen Reden, von Schluchzen und bußfertigen Ausrufungen unterbrochen, theilte er Theresen seine Schicksale mit.

„Und was führte Euch jetzt hierher, mitten in der Nacht auf das Schlachtfeld“, fragte sie, „und wie entstand der Kampf, in dem ich Euch sah?“

„Seht Ihr“, rief Kaspar Schwarz aus, „das ist es ja eben, wofür ich zerknirscht und bußfertig in die Knie sinken muß, vor unserem allwaltenden Herrgott im Himmel, daß gerade Ihr mich hier erretten mußtet, wo es, bei allen Teufeln, schon so gut als um mich geschehen war!“

„Doch was führte Euch hierher — ganz allein?“

„Laßt mich doch nur zu Worten kommen“, antwortete Kaspar tiefathmend. „Das ist ja eben der Teufel! Wie Gottes Wege — der Himmel verzeih mir's, aber ich habe so oft darüber gespottet — kreuz und quer zusammenlaufen! Ich hatte mich einem Fähnlein von Boucqoui's Dragonern angeschlossen. Wir hielten da oben, und sahen, wie die Bataille anfing. Wir sind gar nicht recht ins Gefecht gekommen; ich schere mich auch den Teufel darum, und danke Gott dafür, denn es war mir nicht darum zu thun, böhmische Köpfe zu spalten, wir Ihr wol denken könnt. So schauten wir denn dem ganzen Betteltanz zu, recht bequem. Der Prinz von Anhalt — ich kannte ja sein Regiment, griff an wie der Donner und das Wetter.*) Aber der alte Graubart, der Tilly, hatte aufgepaßt wie ein Habicht. Er hat schon so einen kahlen Habichtshals, der ganze Kerl.

*) Historischer Ausdruck.

Nun, wie die Kraatz'schen Halunken ihn in der Flanke enterten — den Prinzen meine ich, — da ging's bald drüber und drunter. Es war eigentlich gar keine Action. Die Hundsfötter, die Ungarn ergriffen zuerst das Hasenpanier und nahmen dort drüben Reißaus nach der Moldau! Der Satan hat sie Alle ersäuft, hoffe ich, — aber das Laufen steckt an, die Böhmen liefen auch ...."

Therese zitterte vor ungeduldiger Spannung und vor Kälte, bei diesen weitläufigen Ergießungen Kaspar's. „Sagt mir nur was Ihr hier wollt."

„Gleich, gleich! Es muß aber doch in Ordnung geschehen. Seht, ich dachte, ich könnte hier noch einen oder den andern guten Kameraden — denn die Böhmen sind jetzt meine Kameraden — auffinden, den sonst vielleicht der Teufel holte in der kalten Nacht. Ich wußte ja, daß Hauptmann Nechodom ...."

„Er selbst — was wißt Ihr", rief Therese zitternd vor Erwartung.

„Nun hier, wo wir stehen, hier herum heißt das, hier hatten sie sich ja gefaßt! Vielleicht findest du sogar den Prinzen selbst hier, dachte ich."

„Den Prinzen? Und Xaver war an seiner Seite, hier, hier auf dieser Stelle?" rief Therese außer sich. „So laß uns suchen! Jedes Angesicht beleuchten."

„Versteht sich! Ich war schon bei der Arbeit. Der Halunke, der Zaloska, hat mich ja nur gestört! Das verdammte Marodeurzeug fällt ja auf die Schlachtfelder wie die Raben aufs Galgenfeld! Plündern wollte der Hund! Er dachte gewiß auch, gefangen ist der Prinz nicht, wie sie erst glaubten, also liegt er hier! Und ein Prinz hat doch etwas an und bei sich!"

„Xaver war an seiner Seite!" wiederholte Therese noch-

mals und zog Kaspar bei der Hand fort, um die Stellen zu durchforschen, wo Todte lagen.

„Nicht hier hinauf, weiter links müssen wir uns halten, ich wollte eben dahin, als mich der giftige Höllenhund von hinten niederstechen wollte. Sein hämischer Dolch glitt nur an meiner Halsberge ab. Wir haben freilich noch so einen kleinen Strauß miteinander abzumachen, und ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er mich nicht vor Liebe auffressen will. Nur der Teufel weiß, wie er ihn gerade hinter meine Fährte gebracht hat; allein unser Herrgott brachte Euch! Es war beim Satan um mich geschehen, und hätte ich nicht den Schuppenhandschuh angehabt, daß ich in seinen Dolch greifen konnte, er stak mir einen Fuß tief in der Kehle. So schleuderte ich das Mordeisen weit ins Feld; aber ich stolperte in der Sturzackerfurche, fiel lang auf den Rücken, und nun warf sich die Bestie über mich und wollte mich erwürgen. In die Hölle will ich fahren, wenn es nicht die höchste Zeit war, daß Ihr kamet! — Ja unser Herrgott macht die Augen auf, auch im Finstern!" rief er wieder aus, schlug die Hände gefalten zusammen und weinte laut, es war schwer zu sagen, ob jauchzend oder jammernd. — „Nun will ich aber mit Euch das Schlachtfeld recognosciren bis an den hellen Morgen, und jedes abgeschossene Bein will ich wie ein Schweißhund beschnüffeln, und herauswittern, ob es einem von den Eurigen gehört."

In diesem Gespräch schritt er an Theresens Seite hin, die immer suchend vorwärts drang, und half ihr mit seiner rüstigen Kraft und völligen Furchtlosigkeit das grauenvolle Geschäft vollbringen, die Todten, wo es Noth war, umzuwälzen und ihnen ins Antlitz zu leuchten.

Alles vergeblich! Auf der richtigen Stelle befanden sie

sich, das erkannten sie an den Harnischen und Helmen der Gefallenen, und an den Feldzeichen der Hauptleute, die sie hier und dort auffanden. Doch von dem Prinzen oder von Xaver keine Spur!

„Sollten sie gefangen sein", seufzte Therese auf, indeß mit einem neuen Anflug von Hoffnung, daß auf diese Weise ihr Leben gerettet sei.

„Nein, ich glaub's nicht! Wäre der Prinz gefangen worden, das hätten wir erfahren; von solch einem Fang spricht man. Und Hauptmann Nechodom? Wenn der sich gefangen nehmen läßt, so .... nun ins Teufels Namen, mit gesunden Gliedern wird ihn Keiner erwischen. Ich habe mich auch umgesehen .... Teufel und Wetter! Beinah hätte ich im Schnee gelegen! Man tritt hier auf allerlei Gerumpel, Gliedmaßen und Harnische und Helme, und weiß der Teufel was! Auf der eisernen Nachtmütze hier bin ich ausgeglitten!"

Er griff nach dem Boden und hob einen Helm auf, über den er gestolpert war. Therese ließ das Licht darauf fallen.

„Gott! Sein Helm", rief sie aus, „dieses Band habe ich ihm selbst daran befestigt!" Sie entriß Kaspar den Helm und betrachtete ihn nochmals, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor. Doch als schäme sie sich der weichen Rührung, jetzt, wo es zu handeln galt, rief sie sogleich Kaspar auf: „Nun laß uns hier weiter forschen; er lebt, oder wir finden seine Leiche!"

„Und sollte ich den Boden durch ein Sieb treiben! Finden müssen wir ihn", rief Kaspar eifrig.

Der Platz war zerstampft von Rossen; Helme, zerbrochene Piken und Schwerter lagen umher; doch keine Leiche.

Therese blickte verzweiflungsvoll um sich. „Xaver!" rief sie in die Nacht hinaus, doch das Brausen des Windes, das sich wieder stärker erhob, übertönte ihre Stimme.

„Nicht so laut", warnte Kaspar Schwarz. „Man weiß immer nicht, ob's geheuer ist. Laßt uns etwas weiter hinaufgehen, das Gefecht hat sich dort hinübergezogen!"

Sie hatten kaum zwanzig Schritte vorwärts gethan, als sie auf den Leichnam eines Pferdes stießen. Bald darauf ein zweiter, und hinter diesem war das Feld mit Todten bedeckt. Mit fliegender Hast eilte Therese von einem zum andern; vergeblich, und immer wieder vergeblich! Nur fremde, wilde, vom Todeskampf verzerrte Gesichter starrten ihnen entgegen. Ihre Kraft, durch die äußerste Anspannung überangestrengt, begann zu versagen.

„Hier ist's bunt hergegangen; Freund und Feind durcheinander, murmelte Schwarz. „Hier verlohnte es noch der Mühe, dabei gewesen zu sein; hätten sie sich überall so geschlagen, wer weiß, wem heut das Schlachtfeld gehörte!"

„Nichts und immer nichts — meine Hoffnung sinkt dahin", seufzte Therese erschöpft. Sie setzte sich auf einen großen Feldstein, von dem der Wind den Schnee weggeweht hatte.

„Das ist ein hartes, kaltes Bett, junge Frau", sagte Schwarz gutmüthig, „steht auf von dem Stein, es thut Euch nicht gut still zu sitzen!"

„Ein hartes, kaltes Bett!" wiederholte Therese seine Worte tief aufseufzend und blickte umher auf den halb beschneiten, halb schwarzfeuchten Boden rings um sie. „Ja er ist hart und kalt gebettet worden, wenn er hier ruht — wenn ich ihn hier finde."

„Steht auf, steht auf!" bat Kaspar und nahm sie bei der Hand.

„Ich bin zu erschöpft“, antwortete sie und sank in sich zusammen.

„So will ich denn noch Die ansehen, die hier weiter oben liegen; Viele sind es nicht mehr. Dort muß das Gefecht sein Ende erreicht haben.“

Er entfernte sich, die einzelnen zerstreut liegenden Leichname nachsehend. Therese wollte ihm folgen, sie vermochte es nicht; sie war wie gelähmt. Es überlief sie schauernd. „Soll auch ich hier das Ende meiner Tage finden? Mein Xaver!“ rief sie mit gebrochener Stimme und dachte bei dem Namen ihres Gatten auch an den ihres Knaben. „Nein, so ist es nicht beschlossen dort oben“, sagte sie sich muthiger aufrichtend, „die Prüfung ist hart, aber ich werde sie überdauern! Ich kann meinen Fuß nicht umsonst hierher gesetzt haben!“

Ihr Blick war hoffend und betend nach oben gerichtet; das Gewölk theilte sich und der Mond sandte einen milden Strahl herab. Der Wind schwieg einen Augenblick. Da war es ihr, als vernehme sie einen leisen Seufzer. Sie horchte auf wie ein Reh, das den Verfolger spürt.

„Noch einmal! Ja .... hier lebt noch ein Wesen außer mir!“

Sie flog empor, sie lauschte mit vorgebeugtem Körper, ihr Fuß folgte dem Ohr, sie irrte einige Schritte weiter — da lag ein Körper hinter einem Erdrande — sie leuchtete hinab — „Xaver!“ rief sie aus und sank auf die Knie. „Er ist's, er lebt!“ Und über ihn gebeugt umfingen ihre Arme den Geliebten, ihre heißen Lippen preßten sich auf sein kaltes Antlitz. „Xaver, Xaver!“ weinte sie.

Der Todesmatte fühlte eine neue warme Lebensregung,

seine Hand bewegte sich leise, sein Auge öffnete sich, „Therese“ hauchte seine Lippe.

Und die himmlische Blüte heiliger Treue und Liebe öffnete auf dem nächtlichen Felde des Todes ihren lichten Kelch und duftete Seligkeit in zwei Herzen.

— — Von Theresens Armen sanft umschlossen, richtete Xaver sich empor, der warme Hauch des Lebens kehrte in den Erstarrten zurück und er fühlte, daß die Flamme des Daseins noch nicht erloschen sei.

Kaspar Schwarz kam zurück. „Nichts, nichts da oben, Alles kalt wie Stein“, begann er von weitem, als er noch nichts weiter sehen konnte als die matt leuchtende Flamme. Doch plötzlich sah, ahnte, erkannte er.

„Was alle Teufel“, brach er aus, „gelobt sei der allmächtige Gott“, änderte er sich besinnend das Wort — „Ihr habt ihn? Er lebt?“ Raschen Schrittes war er heran. „So wahr ich Kaspar Schwarz heiße, eine größere Freude hab' ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt“, rief er und faßte Xaver's Hand. „Aber wo sitzt's Euch? Ist Euch ein Glied zerschossen? Nun müssen wir Hülfe schaffen. — Ein Hieb über den Schädel! Hm!“ er nahm die Laterne und beleuchtete die Stelle — „Hm! Wird nichts sein, sonst hätte Euch der .... ich meine, Ihr wäret dann schon maustodt.“

„Ich habe nur viel Blut verloren — das ermattet“, antwortete Xaver. „Auch der linke Arm ist verwundet.“

„Zeigt doch! Der Hieb hat gefleischt, aber er ist doch halb flach gefallen! — Ist nicht der Rede werth! — Sind die Beine noch fest? Werdet Ihr gehen können? Versteht sich, daß ich Euch helfe!“

„Ich hoffe, obgleich ich einen Lanzenstich bekommen habe.“

„Zeigt doch! Bah! Abgeglitten! Keinen halben Zoll

tief! — Um das Alles braucht Ihr nicht bange zu sein, gute Frau! — Da hatte Euer Schuß mich damals zu Linz besser gefaßt, Hauptmann! Verbinden müssen wir Euch aber. Ich habe allerlei im Brustlatz unterm Collet. Das deckt immer mit, wenn eine verfluchte Kugel kommt. — Ja, wenn ich meinen Rappen hätte!"

So schwatzte Kaspar Schwarz fort, indem er mit der Erfahrung des alten Reiters die Wunden Xaver's untersuchte, während Therese die Linnentücher, die sie fürsorglich mitgebracht, zerriß, um die Wunden zu verbinden.

„Alle Donner und Teufel!" rief er plötzlich, „daß ich dummer Hund nicht daran dachte! Trinkt einmal! Ich habe ja noch einen Rest Ungarwein in der Feldflasche! Echten Tokayer! Meine letzte Beute! Gestern habe ich einem ungarischen Hauptmann die Pistolenhalfter ausgeräumt, wo der Kerl statt der Pistolen zwei Flaschen stecken hatte. — Weiß der Donner, es ist aber wahrhaftig nur noch ein einziger Schluck!" rief er ärgerlich, indem er die Flasche hervorzog und sie gegen die Laterne hielt. „Ich möchte mir die Zähne einschlagen, daß ich Alles selbst hinuntergeschluckt habe; es war aber zu verteufelt kalt."

Xaver sog begierig den kleinen Ueberrest des erwärmenden, stärkenden Weins ein.

„Ich fühle neues Leben in den Adern", sagte er erquickt.

„Mein Xaver! Gewinnst du Lebenskraft?" fragte Therese glückselig.

„Es ist bei Gott im Himmel zu wunderbar!" rief Kaspar Schwarz plötzlich aus und brach wieder in sein wildes Weinen aus. „Aber ich will auch fromm werden und beten! Ich möchte ein Kapuziner werden und Tag und Nacht auf den Knien liegen! — Doch mit dem Geheul richten wir nichts aus", unterbrach er sich selbst. „Wir wollen

machen, daß wir fortkommen. Der Teufel könnte die Giftkröte, den Zaloska, wieder herführen! Daß ich überall, wo ich gehe und stehe, auf die Klapperschlange stoßen muß! Er ist zwar ausgerissen, wie wenn der Satan hinter ihm wäre, dem er doch nicht entlaufen wird — aber wenn er das Licht sieht, — blast es aus, rathe ich. Der blasse Mond leuchtet uns genug und wir haben ja nun, was wir suchen!"

„Er hat Recht", sagte Xaver mit matter Stimme. Kaspar hatte seinen Rath schon ausgeführt.

„Nun, versucht einmal, ob Ihr auf den Beinen stehen könnt", sagte er, indem er Xaver kräftig unter die Achseln faßte und ihn emporhob. „Geht's?"

„Ich glaube wol!"

„Aber den Harnisch herunter, der kann uns jetzt nichts helfen!" Er machte sich eilig daran, ihn Xaver abzuschnallen. — „So! Nun den Mantel über; jetzt marschirt! Beim Teufel! Es geht prächtig! Gelobt sei Jesus Christus! Ich bin so vergnügt, als hätte ich die Schlacht gewonnen. Nun folgt mir! Wenn Ihr ein kleines Stündchen gehen könnt, so bringe ich Euch sicher unter für die Nacht, uns alle Drei. Und morgen schaffe ich Euch nach Prag! Verlaßt Euch auf mich!"

Therese drückte dem wilden treuen Kerl mit stillem Dank die Hand.

Sie gingen; Xaver auf Beide gestützt.

„Halt einmal!" sagte Kaspar Schwarz. Wir müssen hier noch allerlei mitnehmen!" Er beugte sich auf einen Todten, der im Wege lag, hinunter und sagte: „Das ist Einer von den Kraazern; ein Stück Offizier sogar. Gebt her Euer buntes Fell, Herr, Ihr könnt es doch nicht mehr gebrauchen!" Und damit nahm er ihm die Feldbinde ab, zog ihm das Collet aus und raffte den Federhut auf, der

daneben lag. — „Das muß Euer Wams werden, Hauptmann Nechodom, in dem bairischen Collet könnt Ihr durch die ganze Armada und in die Stadt, wenn die Kaiserlichen sie besetzen. Und wenn die Böhmen die Stadt hätten, wird Euch wol Euer Name hineinhelfen."

So sorgte der umsichtige, kriegserfahrene Reitersmann zuvor.

„Hier unten muß ein Brückchen sein, da kommen wir übers Wasser", sagte er, nachdem sie einige Zeit vorwärts gegangen waren. „Es ist dasselbe, wo Graf Tilly die Reiter übergeschickt hat. Drüben nehmen wir den Weg rechts am Dorfe vorbei — die Bauern sind zum Teufel gelaufen, aber die Häuser stecken voll Kaiserlicher; Verwundete und Gesindel, Alles hat dort untergeduckt, denn der Wind pfeift verflucht kühl. Hinterm Dorfe im Walde weiß ich eine verlassene Hütte, das Nest ist unbesetzt, verlaßt euch drauf."

„Euch sandte uns Gott zum Retter", sagte Therese, „was hätte ich allein vermocht!"

Plötzlich stand sie still. „Und mein Vater", rief sie weinend. „Er bleibt vielleicht hülflos hier in der rauhen Nacht!"

„Dankt Gott, daß wir Einen gefunden haben", entgegnete Kaspar. „Euren Vater, den alten, kreuzbraven Kerl, helfe ich morgen suchen! Jetzt wollen wir froh sein, wenn wir Den hier salviren! Wollten wir's auf alle Beide richten, könnten wir leicht unsern Hauptmann hier wieder drangeben, und den Alten kriegten wir doch nicht. Allzu viel ist ungesund."

So roh tröstend, aber im Recht, drängte er vorwärts. Sie gingen langsam weiter durch die stürmische Nacht. — Glücklich kamen sie auf der kleinen schmalen Brücke über

den Bach. Kaspar mit seinem kriegsgeübten Auge hatte den Weg genau getroffen.

Jenseit der Brücke war eine Feldwacht. Sie mußten hart daran vorbei. Doch keine Schildwache rief sie an. Die Leute lagen im tiefen Schlaf um das fast erloschene Feuer. Leise umschlichen sie den Kreis und streiften jenseits an den letzten Hütten des Dorfes hin. Alles lag in Todesstille.

Sie erreichten den Wald; der Mond ging unter. Tiefe Finsterniß senkte sich herab. Dennoch tappte Kaspar Schwarz sich glücklich hindurch bis zu der Stelle, die er suchte. Eine verlassene Waldhütte, wie denn aus dem ganzen Dorfe und fast allen Dörfern der Gegend die Bewohner geflüchtet waren, gab ihnen ein erträgliches Obdach. Kaspar, dessen Eifer so wenig ermüdete wie seine Kraft, raffte schnell Moos zusammen, aus dem er den Schnee schüttelte, und schnitt Fichtenzweige von den Bäumen, um ein Lager zu bereiten. „Seht ihr", rief der wilde, treue Mensch in der Freude, Gutes thun zu können, „das ist ein Bett, darauf kann ein König schlafen. Streckt euch nur hin, hier haben wir Ruhe." Sie thaten es alle Drei.

Die Ermattung des Körpers bis zum Tode lag jetzt schwerer auf Theresen und Xaver als das schwere Verhängniß! Die Gnade des Himmels hat dem Menschen auch ein Maß des Duldens und der Schmerzen gegeben, das nicht überfüllt werden kann. Erschöpfung ist die Wohlthat, die jeglicher Qual ihre Grenzen setzt; selbst auf der Folter, nach dem höchsten Grade der Martern, beschleicht den Unglücklichen der rettende Schlaf.

So erlöste auch hier der erschöpfte Körper die duldende Seele und gewährte ihr die Wohlthat völliger Bewußtlosigkeit.

Zwanzigstes Capitel.

Ein düstrer Morgen war der schreckenvollen Nacht, welche die Bewohner Prags durchlebt hatten, gefolgt. Mit der ersten Dämmerung sammelten sie sich schon wieder auf den Straßen, auf dem Großen Ring, um zu vernehmen, was sich über Nacht begeben habe, wie sich das Geschick, das sie mit angstvoller Ungewißheit bedrohte, gestalten werde.

In dunklen, leise murmelnden Gruppen standen die Bürger beisammen; Jeder fragte und forschte, Wenige wußten etwas zu berichten.

Das Kriegsvolk war noch immer in zusammengerotteten Schaaren gelagert auf den Plätzen, in den Straßen, sogar in den Kirchen, wie sich's eben traf. Viele hatten auch gewaltsam ganze Häuser besetzt und mit gröblichem Unfug alle Räume darin in Beschlag genommen. Die Soldaten zeigten ebenso trotzige, drohende Gesichter, wie die Bürger verzagende. Der größte Theil der Mannschaften hatte rückständigen Sold zu fordern. Auf ungestüme Weise verlangten sie diesen jetzt oder drohten der ganzen Stadt mit Plünderung. Die Führer gedachten noch Verträge, Capitulationen zu schließen gegen Unterpfand. Dem gemeinen Soldaten dünkte das zu unsicher und langwierig. Er wollte sich sofort bezahlt machen. — Einige sprachen von Plünderung der königlichen Schatzkammer, der öffentlichen Kassen, ja der Kirchen. Die Einzelnen wollten lieber unmittelbar von den Bürgern ihre Forderungen erpressen und hatten an manchen Stellen schon damit begonnen. Schon fingen die Bande des Gesetzes an sich zu lösen. Der Freund wurde

gefährlicher als der Feind! Das Geschick der Plünderung mit allen Schrecken in ihrem Gefolge schwebte zwiefach über der unglücklichen Stadt: durch die unbefriedigten Söldner und durch den eindringenden Feind.

Auf dem großen Ring der Altstadt am Rathhause sammelten sich die Hauptmassen der Bürger. Am obern, verengten Ende des Platzes, nach der Brücke zu, entstand ein Zusammenlauf.

„Was mag es da drüben geben, Freund", fragte Martin Frühwein, der mit Tobias Steffeck von der andern Seite des Platzes kam, einen ihnen entgegenkommenden Bürger.

„Sie streiten sich um einen Wagen, Herr; er soll zum königlichen Gefolge gehören", antwortete der Gefragte und wollte weiter.

„Vom königlichen Gefolge?" hielt ihn Frühwein erstaunt fragend an. „Wie das? O gebt mir noch nähere Auskunft, wenn Ihr das könnt, ich bitte Euch!"

„Ach Herr, laßt mich nach Hause, und nach Weib und Kind sehen!" antwortete der Bürger. „Die Pickelhauben führen greuliche Reden! Der König ist davon, nun hören Gesetz und Ordnung auf!"

„Der König davon?" rief Steffeck unterbrechend. „Was sagt Ihr?"

„Ja, über Nacht! Er läßt uns im Stich! Den Wagen haben sie hier stehen lassen. — Gehabt Euch wohl, ich muß nach Hause!"

Der Mann eilte vorüber, verstörten Angesichts, wie alle Bürger.

„Laßt uns einmal näher dahin gehen", sagte Frühwein; „daß der König flüchten wollte, wußte ich freilich

schon. Doch ich hoffte noch, er werde es nicht ausführen. — Nun wäre es also dennoch geschehen!"

„Aber wohin?" fragte Steffeck.

„Vielleicht erhalten wir nähere Auskunft dort drüben", war Frühwein's Antwort.

Sie eilten über den Ring, dahin, wo das Getümmel stattfand. Kriegsleute und Straßengesindel von üblem Aussehen drängte sich um den Wagen; viele Bürger standen neugierig umher. Das Gesindel und die Bewaffneten lärmten durcheinander.

„Was gibt es hier, Freunde", fragte Frühwein.

„Sie wollen den Wagen plündern! Mit Mühe wehren die paar Leute, die dabei sind, das nichtswürdige Volk ab!"

„Plündern?" fragte Steffeck unwillig.

„Sie reden freilich nur von Durchsuchen — aber man weiß, was das bedeutet! Wo die (er zeigte auf etliche Soldaten, die beutegierig auf den Wagen schauten) durchsucht haben, da wird ein Andrer nicht mehr viel finden!"

„Doch wie kommen sie dazu, gerade diesen Wagen plündern zu wollen?"

„Er gehört zum Hofstaat des Königs; sie behaupten, Gold und Juwelen würden darin fortgeschleppt!"

„Ja", rief ein zerlumpter Kerl mit erhitztem Gesicht, „so ist's auch! Der König läuft davon und will mitnehmen, was des Landes Eigenthum ist!"

Während sie sprachen, entstand lautes Geschrei und ein Trupp drängte gegen den Wagen. Frühwein und Steffeck wandten sich dahin um.

„Ist das nicht der pfälzische Rath dort mitten unter dem Gesindel?" fragte Steffeck.

„Rath Rippell, freilich!" rief Frühwein erstaunt.

Beide hatten ihr Auge auf den redlichen Diener des Königs gerichtet, der mit flehend erhobenen Händen dem wilden Pöbel entgegentrat und ihn abzuhalten suchte. Bürger und pfälzische Dienstleute und einige Bewaffnete leisteten ihm Beistand und wehrten den Andrang gegen den Wagen ab.

„Erst müßt ihr mich tödten!" rief Rippell mit lauter Stimme, „ich habe das Eigenthum meines Königs zu beschützen!"

„Wir müssen ihm beistehen; der unglückliche Mann wird sonst gemishandelt", sagte Frühwein und drängte mit Steffeck durch die Menge.

Martin Frühwein war so gekannt und stand so in Ansehen, daß sein Erscheinen selbst bei diesem wilden Haufen einigen Einfluß übte.

„Seht da, Herr Frühwein!"

„Er war einer von den dreißig Directoren!"

„Da ist der Procurator Martin Frühwein", murmelten die Stimmen durcheinander.

„Was wollt ihr hier für Gewaltthat üben, Freunde!" erhob Frühwein seine Stimme. „Achtet doch Ordnung und Gesetz! Euch selbst trifft es am schwersten, wenn sie zertrümmert werden!"

„Ordnung und Gesetz! Der König ist davon!" rief ein wilder Kerl aus der Masse. „Wo ist dann Ordnung und Gesetz? Wer hat noch zu befehlen!"

„Liebe Freunde!" bat Steffeck, der indeß schon einige Einzelne, die er erkannte, beschwichtigt hatte; „haltet doch Frieden und Eintracht! Von außen drängt uns der Feind! Wenn wir jetzt selbst in unserer eigenen Stadt Zwietracht und Kampf aufkommen lassen, sind wir ganz verloren!"

„Ja, wir sind verloren", schrie der wilde Unhold aber-

mals; „aber der König rettet sich! Und das Gold und die Schätze des Landes will er noch mit davonnehmen!“

„Ich beschwöre euch, liebe Herren“, bat Rippell zu Frühwein und Steffeck gewandt, „haltet das Volk ab von der Plünderung dieses Wagens. Er gehört dem König, ich bin für Alles, was er enthält, mit Ehre und Leben verantwortlich, und ich will lieber das letzte lassen als die erste einbüßen!“

Indeß hatte sich eine Anzahl von Lanzenknechten, die ohne für oder wider die Flucht des Königs zu sein, nur an die Beute dachten, zusammengestellt und machten Miene, einen Angriff auf den Wagen zu unternehmen.

„Der Wagen ist ja aber ohne Bespannung“, sagte Steffeck zu Rippell, „haben diese Leute schon die Pferde ausgespannt?“

„Nein, lieber Herr“, antwortete Rippell, „es fehlte bei der Flucht an Pferden, und vom Hofgesinde waren Viele so eifrig bedacht, davonzukommen, daß sie hier auf dem Markte mitten in der Nacht die Pferde dieses Wagens abspannten und ihn stehen ließen *), um ihre eigenen schweren Kutschen, die nicht eilig genug vorwärts konnten, damit zu bespannen. — Und in diesem Wagen“, raunte er den beiden Männern zu, „sind die wichtigsten Papiere des Königs, die pfälzischen Kronjuwelen und die der Königin! Ich bin ein verlorner Mann, wenn diese Schätze geraubt werden!“

Der Söldnertrupp erhob ein lautes Geschrei und stürmte mit gehobenen Schwertern und vorgestreckten Lanzen gegen den Wagen an. Die wenigen Diener und Soldaten, die

---

*) Historisch.

Rippell zu seinem Beistande hatte, schlossen sich aneinander, um wacker Stand zu halten. Rippell in seiner Pflichttreue warf sich, wiewol ganz unbewaffnet, muthvoll den Anstürmenden entgegen. Frühwein und Steffeck sprangen ihm zur Seite und riefen laut die rechtlichen Bürger auf, die Plünderung zu hindern. Einige folgten der Aufforderung, doch das üble Gesindel benutzte den günstigen Augenblick, sich von der andern Seite auf den Wagen zu stürzen. Ein halbes Dutzend Habgieriger schwang sich hinauf. Jetzt waren auch die Kriegsleute nicht länger zurückzuhalten. Rippell wurde zu Boden geworfen, Frühwein und Steffeck über Seite gerannt, die Andern in die Flucht gedrängt.

„Holla! Was gibt's hier", tönte plötzlich eine Stimme, die das Getöse mächtig überschallte, und zugleich sprengte ein Reiter im schwarzen, pelzverbrämten Wams, den Herrenmantel über der Schulter und den Federhut auf dem Haupte, mit gezogenem Schwerte mitten in die Masse. Ein Trupp von etwa zwanzig Mann folgte ihm zu Pferd.

„Zurück! Oder ihr seid des Todes", rief der Führer mit erhöhter Kraft der Stimme und stieß Einen, der sich schon auf den Wagen geschwungen hatte, so mit dem Schwertgriff in den Nacken, daß er sich überschlug und hinabstürzte. Jetzt sprangen auch die Andern erschreckt wieder hinunter.

Es war der entschlossene Olbramowitz, der, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, diesen zügellosen Ausbruch hemmte.

„Herr Rath Dworschetzki", rief ihn Frühwein an, der ihn staunend erkannte, „Ihr kommt zur rechten Zeit, das Eigenthum des Königs zu schützen. Der Wagen gehört Sr. Majestät!"

Rippell hatte sich indessen wieder emporgerafft und wandte sich gleichfalls gegen Olbramowitz. „Ich bin ver-

antwortlich für das Eigenthum meines Fürsten und bitte Euch um Euren Schutz, Herr Ritter!"

„Ihr habt ihn schon!" antwortete Olbramowitz, dem die hohen Jahre weder den Muth noch die Rüstigkeit genommen hatten, kurz und kräftig. „Der ist des Todes, der mit einer Fingerspitze noch an diesen Wagen rührt!" drohte er gegen die Masse. „Wie? Seid ihr rasend? Der Feind steht vor den Thoren und ihr wollt hier in der Stadt Mord und Plünderung entzünden? Fort, legt den Harnisch an, nehmt das Schwert, wie ich, eilt an die Thore, auf die Wälle. Dort gibt es zu fechten, ihr Kriegsleute! — Fort, sage ich euch!" rief er nochmals, als sie zögerten und sich Stimmen murrend erhoben. Er gab dem Pferde die Sporen und sprengte gegen die Widerstrebenden an. Die gutgesinnten Bürger folgten ihm. Die Plünderer prallten zurück und wandten sich endlich zur Flucht. Schnell war der Platz gesäubert. Nur Frühwein, Steffeck und die rechtlichen Bürger blieben.

„Dank Euch, theurer Herr, wärmsten Dank in meines Herrn Namen und für mich selbst!" sprach Rippell.

„Wohin wollt Ihr den Wagen geschafft haben, Herr Rath?" fragte Dworschetzki.

„Ja — wo wäre jetzt Sicherheit", entgegnete dieser zweifelhaft. „O daß er aus der Stadt geschafft worden wäre!"

„Das ist nicht mehr möglich! Die Kaiserlichen umschwärmen sie schon von allen Seiten auf diesem Ufer der Moldau wie drüben!"

„Ins Schloß auf den Hradschin vielleicht?" meinte Frühwein.

Olbramowitz schüttelte den Kopf. „Der Hradschin wird

bald andere Bewohner und Herren haben als bisher", antwortete er.

„So bitte ich, Herr Ritter, laßt ihn nach meiner Wohnung schaffen — ich will in meiner Behausung das Wichtigste verbergen, soweit ich vermag."

„Wie Ihr wollt! — Doch seht Euch vor, Herr Rath! Kostbares wird sich schwer beschützen lassen in dieser Zeit!"

„Ich werde thun, was ich vermag", antwortete der Pflichtgetreue.

Olbramowitz ordnete an, daß vier der Reiter seines Gefolges absaßen und ihre Pferde, so gut es möglich war, mit Stricken an den Wagen spannten. — Zwölf Mann mußten ihn zu Pferd begleiten.

Während diese Veranstaltungen getroffen wurden und Rippell sie selbst emsig betrieb, da er in großer Sorge war, den Inhalt des Fuhrwerks möglichst bald in Sicherheit zu bringen, traten Frühwein und Steffeck zu Olbramowitz und befragten ihn über Das, was zu fürchten oder zu hoffen stehe.

„Zu fürchten Alles, zu hoffen nichts!" war seine finstre Antwort.

„Wie? Herr Ritter", rief Steffeck, „wir sollten Alles aufgeben, jeden fernern Kampf um unser Recht, unser Heil und Leben?"

„Seit der König fort ist, ist Allen der Muth gebrochen!" war Olbramowitz' Antwort. „Es gab noch Einige, die das Schwert nicht weglegen wollten. — Der junge Thurn hatte siebzehn Fahnen gesammelt — Graf Schlick wollte den Kampf, der Greis Caplicz — — es ist vorbei!"

„Doch Ihr selbst seid in Waffen, Herr", rief Frühwein mit schmerzerfülltem Tone der Stimme, „soll und muß denn Prag, muß Böhmen verloren sein?"

„Es ist!“

„Die Bürger sind kampfbereit“, rief Steffeck, „wen ich kenne, wer mich gefragt, Alle wollen sie die Waffen ergreifen! Das halbe Heer, die Versprengten aus der Schlacht, ist in den Mauern der Stadt. Wir können sie Monden lang halten!“

„O ich weiß! — Gewiß, wir könnten!“ antwortete Olbramowitz bitter. „Dennoch — es ist zu spät! Den unbezahlten Mannschaften können wir keinen Augenblick trauen — die Führer sind fort — diesen Morgen noch die letzten, auch Heinrich Thurn mit seinen Mannschaften — denn dem Herzog Maximilian ist ja schon die Unterwerfung angetragen!“

„Die Unterwerfung!“ rief Frühwein erblassend. „Durch wen? — Wer hat das beschlossen?“

„Ich mag Keinen nennen!“ sagte Olbramowitz und runzelte die Stirn! — „Heut Mittag zieht der Herzog von Baiern an der Spitze seiner Truppen in die Stadt!“

„Unglaublich! Unmöglich!“ rief Steffeck. „Graf Mansfeld steht ihm unbesiegt im Rücken! Bei Brandeis liegen achttausend frische Krieger. — In Prags Mauern haben wir zwanzigtausend bewaffnete Arme!“

„Und dennoch ist es zu spät!“ blieb Olbramowitz’ Antwort. „Wir können es nicht mehr retten, nur in einen Aschenhaufen verwandeln!“

„Und wozu führt Ihr selbst die Waffen, Herr Ritter — weshalb werft Ihr die Feder weg und führt die Reiterschaar.“

„Das Reich der Feder ist vorbei!“ antwortete Olbramowitz stolz. „Es kommt das des Handelns, dachte ich! Das ist nun auch vorbei für Böhmen! — Nur für Prag führe ich noch das Schwert, Unheil zu wehren von den

Hülflosen, zu schützen Eigenthum und Leben der Bürger und Ehre der Frauen — solange ich noch vermag! — Eben hat es noch genutzt ...."

„Und was werdet Ihr ferner thun, was sollen wir thun?" fragte Frühwein. „Werdet auch Ihr flüchten — sollen wir flüchten?"

„Fragt mich nicht", antwortete der Ritter. „Mir ist Alles Eins! Da Böhmen Alles über sich ergehen läßt, so mag auch über mich ergehen, was da will! — Ich lege mein Haupt auf den Pfühl meines Lagers oder auf den Richtblock — mir ist's Eins!"

„Herr des Himmels, sprecht nicht solche Worte!" rief Frühwein bestürzt.

„Uebergeben wir uns denn der Willkür des Feindes ohne jegliche Bedingung?" fragte Steffeck voll Sorge.

„O nein!" erwiderte Olbramowitz mit einem bittren Lächeln, „sie werden dem Herzog eine Schrift mit Bedingungen überreichen — nachdem sie das Schwert weggelegt und ihm die Thore geöffnet haben!"

„O Wahnsinn der Muthlosigkeit!" rief Steffeck. „Er verderbt uns, nicht der Feind!"

„So hätten Diejenigen Recht, die geflüchtet sind!" seufzte Frühwein schwer.

„Sie haben Recht", antwortete Olbramowitz. — „Ich aber will bleiben! Ich fürchte Alles — ich hoffe nichts — aber ich bleibe!"

Damit wandte er sein Roß und ritt hinweg.

Steffeck und Frühwein standen erstarrt.

„Was hat uns dieser Unglücksrabe prophezeit!" versetzte Frühwein endlich.

„Den Rabenstein!" sagte Steffeck schauernd.

„Ich glaube, er weissagt richtig!“ antwortete Frühwein tonlos.

„Wenn Niemand eine Schutzbedingung für unser Haupt gestellt hat — — — — wenn der Kaiser uns Rebellen heißt — — wenn Slawata, Martiniz, Fabricius heimkehren voll Rachegedanken“, murmelte Steffeck vor sich hin .... „Nein, nein, ich kann's nicht glauben! Das kann der Kaiser nicht verhängen über uns, die wir unsere heiligsten Rechte vertheidigten! — Laß uns zum Grafen Wilhelm Lobkowitz, Frühwein, ihn um Rath zu fragen!“

„Kommt dort nicht Diewiß?“ fragte Frühwein.

„Ja! Er ist es“, sagte Steffeck. „Und Valentin Kochan geht mit ihm. — Sie werden sich uns anschließen. — Wir müssen handeln, Frühwein“, fuhr er, sich ermannend, fort; „da der König entflohen ist, hat Böhmen kein natürliches Oberhaupt als die dreißig Directoren, die ihm die Gewalt übergeben hatten. Ich nehme mein Amt wieder auf.“

„Ich auch, und Kochan wird ebenso denken.“

Dieser und Diewiß waren herangetreten. Ihre bleichen Züge sagten, daß sie Alles wußten. Auf Steffeck's Vorschlag, gemeinschaftlich zum Grafen Wilhelm Lobkowitz zu gehen, erwiderte Kochan: „Was wollt ihr dort? Die Beschlüsse sind schon gefaßt. Czernin und Pietipeski sind hinausgesandt zum Herzog Maximilian. Die Schrift, die Lobkowitz dem Herzog überreichen will, ist bereits aufgesetzt; ich habe sie gelesen.“

„Und was enthält sie?“ fragte Frühwein gespannt. Warum zog man mich nicht hinzu! Ich habe bisher alle wichtigen Schriftstücke gefertigt; warum ...“

„Warum waret Ihr nicht auf dem Hradschin?“ unterbrach ihn Kochan. „Die dort versammelt Gewesenen haben die Beschlüsse gefaßt! Alles war das Werk des Augenblicks;

des Zufalls, wenn Ihr so sagen wollt. Der Augenblick drängte aufs äußerste. Es ist das Beste geschehen, was sich thun ließ, nachdem der König uns aufgegeben hatte!"

„Und was enthält eure Schrift?" fragte Frühwein abermals.

„O", lachte Kochan bitter, „was den Inhalt anlangt, so ist er gut genug! Es fragt sich nur, was der Herr Herzog davon bewilligt! Wir haben darauf angetragen, daß unsere Religionsfreiheit geschützt bleibe, daß die Stände ihre Privilegien behalten, ein Generalpardon gegeben, keine Gewaltthat der Soldaten in Prag verübt, noch den Bürgern Einquartierung aufgelegt wird. *) Unter diesen Bedingungen soll dem Herzog und dem kaiserlichen Heere die Stadt übergeben werden; wir unterwerfen uns dem Kaiser Ferdinand und huldigen ihm als rechtmäßigen König von Böhmen!"

Steffeck und Frühwein sahen einander staunend an.

„Wenn man uns das jemals bewilligt hätte, würden wir ja die Waffen nie ergriffen haben!" rief Frühwein aus.

„Ich glaub' es auch", antwortete Kochan mit ingrimmigem Spott. „Nun, wir werden ja sehen; ihr könnt's auch sehen! Geht nur um Mittag aufs Schloß, da wird Wilhelm von Lobkowitz mit vier Andern das Schriftstück übergeben. Vorläufig rückt der Herzog bis dorthin ein!"

„Die Thore werden ihm geöffnet?"

„Wenn wir ihn mit Kugeln von den Wällen herab begrüßen, können wir nicht unterhandeln! Und wer will denn fechten? Etliche Führer! Aber seid ihr der Leute gewiß? All des geworbenen Volks? Sie wollen Geld! Habt ihr welches? Sie rotten sich schon zusammen, um Prag zu plündern! Wir haben

*) Historisch.

fürs erste mehr von ihnen zu fürchten als von den Feinden! Sie wollen sogar dem Herzog von Baiern die Zahlung abtrotzen. Eben sagt mir der alte Oberst Rosenberg, daß die Hauptleute der Lanzenknechte zusammengetreten sind und den Leuten den Vorschlag machen wollen, dem Herzog Maximilian anzutragen, daß sie gegen Zahlung ihrer Rückstände Stadt und Land verlassen, ja, allenfalls in des Kaisers Heer treten wollen! Aber wenn sie kein Geld erhalten, wollen sie fechten — plündern — brennen! — So stehen die Dinge, Freunde! Was vermögt ihr nun Besseres als wir? — Das Beste, was ihr thun könnt, sage ich euch, ist, daß ihr heimgeht in eure Häuser und versteckt und vergrabt, was ihr vergraben und verstecken könnt, und wenn ihr eine Zuflucht wißt, euch selbst mit Weib und Kind dahin rettet. Das thue ich — ich wollte Prag läge tausend Meilen hinter mir! Gehabt euch wohl!"

Mit diesen Worten eilte er fort; Diewiß, der kein Wort gesprochen hatte, aber bleich aussah wie eine Leiche und am ganzen Körper zitterte, als schüttelte ihn das Fieber, wankte ihm nach.

„Wollen wir auf den Hradschin, Frühwein?" fragte Steffeck, „oder zu Lobkowitz — oder nach Hause?"

„Doch erst noch zu Lobkowitz", antwortete dieser; und sie gingen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Landhofmeister Graf Wilhelm Popell von Lobkowitz war mit vielen der frühern Directoren, Mitgliedern der Stände und andern Freunden seit Mitternacht auf dem Hradschin in der Landstube. Dorthin begaben sich auch Martin Frühwein und Tobias Steffeck.

Volk umlagerte in düstren Haufen die Zugänge der Burg; Obersten, Hauptleute kamen und gingen. Die Straßenecken und Plätze waren mit starken Wachtposten besetzt; doch die Leute standen lässig unterm Gewehr, man sah ihnen an, daß sie den Dienst unwillig thaten und jeden Augenblick sich davon zu befreien hofften. Es kostete Mühe in dem Getreibe sich bis zum Eingang durchzukämpfen.

Droben in der Landstube sah es ebenso verworren aus. Ein Bote nach dem andern traf ein, einer nach dem andern wurde hastig abgefertigt. Jeder, der da kam, brachte eine andere schlimme Nachricht, jeder, der fortgesandt wurde, war der Träger eines andern vergeblichen oder unmöglichen Befehls.

Düstre Trauer, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung las man in Aller Zügen. Der Greis Caplicz saß, von den Anstrengungen der Nacht und den schweren Erschütterungen des Gemüths ganz erschöpft, auf einem Sessel in der Ecke; seine Züge drückten Schmerz, doch zugleich Ergebung aus. — Jessenius, Budowa und Wenzel von Rupa waren in eifriger Berathung mit vielen Schriften vor sich. Paul von Rcziczan und Johann von Smirziczki standen in lebhaftem Gespräch in der Brüstung eben des Fensters,

aus dem sie vor zwei Jahren die Statthalter mit hinausgestürzt hatten. Ihre Stirn zog sich in Falten, die die Besorgniß vor einem gleichen Schicksal für sie selbst auszudrücken schien.

Wilhelm Graf von Lobkowitz empfing Botschaften von allen Seiten. Er war in tiefer Bestürzung und Besorgniß, denn die Abgeordneten an den Herzog von Baiern waren soeben zurückgekehrt. Herzog Maximilian hatte sie gar nicht vor sich gelassen, sondern ihnen durch Tilly zu wissen gethan: „Der Waffenstillstand sei abgelaufen; wenn sie auf Mitleiden hofften, müßten sie ihm zuerst ohne weitere Bedingungen die Stadtthore öffnen. Falls er irgend Widerstand erfahre, werde er die Stadt in Brand schießen, und wenn sie gewaltsam genommen werde, habe Keiner, der am Aufstand betheiligt gewesen, irgend noch auf Gnade zu hoffen!"

So niederschlagend diese Antwort war, mußte man sich ihr dennoch unterwerfen, da es unmöglich war, noch andere Beschlüsse zu fassen; denn völliger Zwiespalt und Auflösung herrschte in der Stadt. Die Bürgerschaft der Kleinseite war von jeher im Stillen der kaiserlichen Sache zugethan gewesen. Sie hatte schon für sich selbst Abgeordnete an den Herzog geschickt, ihm unbedingte Unterwerfung angetragen, und gefleht, sie in Schutz zu nehmen gegen den Druck und die Gewaltsamkeit der Aufrührer, die sie nun schon seit länger als zwei Jahren erduldet hätte.*)

Im Heere waren alle Bande der Ordnung und des Gehorsams aufgelöst. Es hatte keinen angesehenen Führer mehr; Fürst Anhalt, Hohenlohe, Mathias Thurn waren sogleich geflüchtet; jetzt auch Heinrich Thurn und Andere.

*) Historisch.

Die Uebrigen lagen verwundet danieder oder waren gefangen, wie der Herzog von Weimar, der Graf Stirum und Mehrere sonst, die, die Flucht verschmähend, vergeblich bis zum letzten Augenblick gekämpft hatten. Die Regimenter und Hauptleute beriethen unter sich. Jeder dachte nur an die eigene Rettung oder an Vortheil. Eben traf Oberst Rosenberg ein und berichtete: Die Mannschaften auf den Wällen hätten ihre Posten verlassen! — —

Die Führer hatten keine Leute, die Leute keine Führer mehr.

So lagen die Dinge, das waren die Botschaften, welche Lobkowitz empfangen hatte, als Frühwein und Steffeck sich von ihm Raths erholen wollten. In dumpfer Verzweiflung erkannten sie es jetzt, daß es keine andere Hoffnung mehr für das Ganze gebe, als die Gnade des Siegers, und für den Einzelnen die Flucht. Aber sie war jetzt nach angebrochenem Tage gefährlicher als das Bleiben. Was bei nächtlicher Weile noch möglich, wenn auch gefährlich war, erschien jetzt unausführbar. Denn schon streiften die Feinde auf dem jenseitigen Ufer der Moldau, eben um den einzelnen Flüchtigen die Straße abzuschneiden. Die Dörfer dort wurden geplündert, in Brand gesteckt. Lobkowitz hatte mehrere in die Stadt geflüchtete Landleute aus Dörfern am rechten Ufer der Moldau gesprochen. Sie machten schreckenvolle Schilderungen. Die treulosen Ungarn, die sich aus Feigheit zuerst aus der Schlacht geflüchtet hatten und freilich zum großen Theil im Strome umgekommen waren, hatten die Dörfer jenseits überfallen, die Einwohner mishandelt, die Häuser geplündert und angezündet. Werschowitz und Michel lagen in Asche. Die räuberischen Schaaren hatten sich weiter nach Rostell, Zabielitz und Straschnitz gezogen. In der Nacht war ihnen ein großer Schwarm

von Kosacken, die als Hülfsvölker im kaiserlichen Heere standen, gefolgt. Sie waren mit den Pferden über die Moldau geschwommen, dicht oberhalb des Wishehrad, bei Podol, wo eine Insel im Strome ihnen den Uebergang erleichterte. Sie verfolgten die Ungarn, verheerten, was jene nicht vertilgen und zerstören konnten, und besetzten die Landstraßen nach Budweis, Czaslau, Brandeis. Seit Tagesanbruch war jede Flucht dort hinaus unausführbar. Und wer gefangen wurde, den traf das schrecklichste Schicksal gewiß; denn diese wilden Horden hatten an Mishandlung und Martern der Opfer, die in ihre Hände fielen, ihre schaudervolle Lust.

So war von allen Seiten die Rettung abgeschnitten und von allen Seiten drohte das Unheil. Die demuthvolle Unterwerfung blieb die einzige Hoffnung das Aeußerste abzuwenden, die Hoffnung, durch freiwillige Schmach der schwersten Rache zu entgehen!

„Wollt Ihr Euch mir anschließen, Herr Procurator", wandte sich Wilhelm Lobkowitz zu Martin Frühwein, „und dem Herzoge, wenn er in die Stadt eingerückt, entgegengehen? — Und Ihr gleichfalls, lieber Steffeck? — Es wäre doch gut", fuhr er, da Beide schwiegen, fort, „wenn aus der Vertretung der drei Stände Mitglieder zugegen wären!"

„Ihr werdet mich wol entschuldigen", antwortete Frühwein, „wenn ich mich davon zurückhalte. Es ist Euch bekannt, wie sehr es Herzog Maximilian mit der Gesellschaft Jesu hält, und gerade ich habe die Anklageschriften und Verbannungsdecrete abgefaßt, was ihm, wie ich sicher weiß, bekannt ist. Es möchte seinen Zorn reizen, wenn er gleich bei seinem Einzuge in Prag auf mich stieße!"

„Wir werden ihm Alle gleich schuldig gelten", erwiderte

Lobkowitz; „und ich denke, Diejenigen werden am ersten auf Milde zu hoffen haben, die sich zuerst beugen.“

„Erwartet Ihr denn den Herzog schon so bald?“ fragte Steffeck.

„Ihr hörtet, daß die Wälle schon von unseren Leuten verlassen sind. Der Herzog findet kein Hinderniß mehr; so denke ich, es ist das Beste, ich sende sogleich Befehl, ihn einzulassen.“

Alles schwieg auf diesen Vorschlag. „Ja, das ist jetzt das Beste“, sagte endlich der alte Oberst Rosenberg; „ich will als Parlamentär hinausreiten und dem Herzog die Meldung machen, daß das Reichsthor offen ist.“

In diesem Augenblick trat der Hauptmann der Schloßwache hastig, in sichtlicher Bestürzung ins Zimmer. „Um Gottes Willen, ihr Herren!“ rief er, „beeilt euch zu flüchten oder dem Herzog von Baiern entgegenzugehen. Die Wallonen haben die verlassenen Wälle überklettert und ihm das Thor geöffnet. Zwei unserer Reiter sind eben mit verhängtem Zügel vor das Schloß gesprengt, es uns anzusagen.“

„O hätten wir unseren Beschluß eine halbe Stunde früher gefaßt!“ rief Lobkowitz aus.

„Mir ist's auch so recht“, murmelte Rosenberg vor sich hin.

„So laßt uns jetzt sogleich dem Herzog feierlich entgegengehen, damit er sieht, daß wir bereit waren, ihn einzulassen. — Wo ist die Schrift, Jessenius?“

Jessenius übergab sie stumm. Seine Züge waren wie versteinert; der tiefste Schmerz drückte sich darin aus, doch sein Auge blieb trocken und starr.

„Alter Vater Caplicz“, wandte sich Lobkowitz bittend zu diesem. „Ihr müßt mich begleiten, Eurem ehrwürdigen

Haupt wird der Herzog die Gnade nicht verweigern, die wir von ihm erflehen!"

„Nein, Lobkowitz", sagte der Greis mit matter Stimme, aber mit unerschütterlicher Fassung. „Ich bitte nichts! Was geschieht, werde ich ertragen, fügsam in Gottes Rathschluß. Auch bin ich zu erschöpft. Mein Fuß würde wanken vor Schwäche und Entkräftung, und dann möchte man glauben es geschähe vor Angst oder Zaghaftigkeit."

Wenzel von Budowa, Jessenius, Graf Harrant traten zu Caplicz und wollten ihn durch ihre Bitten bewegen.

„Nein, meine Freunde", sagte er sanft, „ich kann nicht. Glaubt nicht, daß ich euch in der Noth verlassen wollte! Ich bleibe, ich werde euer Schicksal theilen. Wollte ich Gnade erflehen, das hieße mich schuldig bekennen! Ich fühle mich nicht schuldig; ich habe gehandelt, wie Ueberzeugung und Gewissen mir geboten. Manches billigte ich nicht, doch durfte ich darum das Ganze nicht verlassen. Der Herzog, der Kaiser, sie haben jetzt die Macht; mögen sie sie üben wie sie es verantworten können. Um ihre Gnade bitte ich nicht; ich hoffe sie in Demuth von Dem, der dort über Tod und Leben richtet!"

Des Greises Gesinnung blieb fest; seine freundliche Milde war unbeugsam.

Abermals trat der Hauptmann hastig ein: „Sie nahen schon! Das Volk drängt sich in Furcht und Bestürzung um das Schloßthor. Soll ich die Gatter schließen lassen?"

„Nein, nein", entgegnete Lobkowitz, „laßt alle Thore öffnen! — Kommt mit mir, Freunde; es ist die höchste Zeit!"

Er ergriff die Capitulationsschrift, nahm den Hut und eilte hinaus.

Nur Wenige folgten ihm. Die Andern verließen das Gemach gleichfalls, jedoch ohne sich den Entgegengehenden anzuschließen.

Rosenberg gab dem alten Caplicz von Sulewicz den Arm. „Kommt, Vater“, sagte er weich, obwol seine Züge Trotz und Ingrimm ausdrückten; „ich werde Euch führen. Ihr kommt sonst nicht durchs Gedränge.“

„Ich danke Euch, lieber Oberst; meine Diener werden wol unten sein; Ihr sollt nicht lange Mühe mit mir haben.“

„Was Diener! Wer weiß wo die Halunken sich umhertreiben, jetzt wo alle Zucht und Gehorsam beim Teufel sind, selbst unter den Soldaten! Verlaßt Euch auf mich, alter Vater! Ich bringe Euch nach Haus, bei des Obristkanzlers Lobkowitz Haus hinunter, den Weg über die Brücke; dort wird der Gang frei sein. Mögen die Andern nach dem Thor gehen! Wenn's auf die Wälle ginge, zur Vertheidigung, wäre ich auch dabei. Ich marschire gern dem Feind entgegen, aber auf diese Weise nicht!“

Unter diesem Gespräch hatten sie die Treppe erreicht, und vorsichtig geleitete der betagte Kriegsmann den betagteren Mann des Friedens die Stufen hinunter, und verließ ihn nicht, obwol er drunten seine beiden Diener antraf.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Strom der Andern ging dem Thore zu.

„Was ist das für Glockengeläut?“ fragte Frühwein den neben ihm gehenden Steffeck.

„Es ist von den Kapuzinern!“ antwortete dieser.

„Was?“ rief Frühwein. „Sie läuten die Glocken zum Einzug des Herzogs? — Freilich, freilich, sie sind wieder unsere Herren und nehmen schnell wieder Besitz von dem Throne ihrer Macht! So rasch wendet sich das Blatt! Wir sehen den Sieger noch nicht, der uns den ehernen Fuß auf den Nacken setzt, und sie begrüßen ihn schon! — Steffeck! Es kommen furchtbare Tage!“ sagte er zusammenschauernd, im Vorgefühl des eigenen Geschicks und dem des Ganzen.

Wankenden Schrittes ging er, den Arm des Freundes ergreifend, weiter.

Obwol die ganze Straße hinab, bis zum Stift Strahow und die aufsteigenden Wege zum Hradschin, so weit das Auge sie nach dem Thor und nach der Altstadt zu überblicken konnte, mit düstrem Menschengewimmel bedeckt waren, lagerte sich doch eine schauerliche Stille über den Massen. Es war als ob ein eherner Himmel auf Prag drücke; nur ein dumpfes leises Murmeln wogte durch die Lüfte; selbst kein vereinzeltes lautes Wort ließ sich vernehmen. Der Klang der Glocken von den Kapuzinern schwebte daher, vernehmlich von Allen gehört, über dem finstren Gewoge hin. Nach einigen Minuten erklangen auch die Glocken von dem Spitzthurm

der Sanct-Thomaskirche am Abhang des Hradschinberges, gegen den Strom zu.

„Auch dort — hörst du?“ sagte Frühwein zu Steffeck. „Die Katholischen läuten zum Fest ein!“

„Ja, die Glockenzungen, die Scultetus und seine calvinistischen Eiferer so lange gebunden haben, werden schnell wieder laut!“ sagte dieser.

Es währte nicht zehn Minuten, so ließ sich auch jenseits der Moldau, von der Altstadt herüber Glockengeläut, das der Wind herübertrug, vernehmen. Es schien, als horche das Volk in schauerlicher Spannung auf diese Klänge. Niemand wußte, was sie bedeuten sollten: ob eine Begrüßung des einziehenden Herzogs, oder ein angstvolles Flehen zum Himmel. Frauen, Kinder, und Viele des Volks faßten es in der letztern Weise auf und drängten sich in die Kirchen, um auf den Knien Abwendung der Schrecken zu erflehen, die wetterschwer über Prag hingen. — Die Glocken theilen ja die Gewitter!

Nach den ersten Botschaften hatten Alle vermuthet, der Herzog Maximilian werde sofort in der Stadt eintreffen. Doch seine Ankunft verzögerte sich noch bis Mittag. Nur mehrere Fähnlein Reiter waren eingerückt und hielten den Theil der Straße zunächst dem Thore besetzt. Tilly hatte Vorsicht geboten. Niemand im feindlichen Heere wollte glauben, daß die ganze kriegerische Macht Böhmens und des befestigten Prags so ohne Schwertstreich dem Sieger den Nacken beugen werde! Der besonnene Tilly fürchtete einen Hinterhalt, und hatte erst rechts und links am Thor die Wälle und einige Bastionen besetzen und Truppen in die Seitenstraßen rücken lassen. Patrouillen der Pappenheim'schen Reiter recognoscirten die Straßen bis

gegen das Schloß hin. Sie waren für die anrückenden Hauptmassen gehalten worden.

Gegen zwölf Uhr zeigte ein anwachsendes Gedränge und das unruhiger werdende Murmeln im Volk, daß etwas Wichtiges vorgehe.

„Es ist kaum über Jahresfrist, daß wir an eben dieser Stelle den Freudeneinzug des Königs begrüßten, als er von Waldsassen her eingeholt wurde“, erinnerte Steffeck. „Wer hätte gedacht, daß Böhmens glückliche Tage so schnell vorübergehen würden!“

„Jetzt kommen sie“, unterbrach ihn Frühwein. „Laßt uns hier links hinübertreten, dann können wir Alles ins Auge fassen, den Herzog, und die Begrüßung durch die Deputation!“

Sie wandten sich auf die linke Seite der Straße, wo schon viele Tausend Bürger ein langes, stummes Spalier bildeten. Das Kloster und die Kirche der Kapuziner lag ihnen schräg gegenüber.

„Wie mögen sie dort auf Rache brüten!“ raunte Frühwein Steffeck ins Ohr. „Wißt Ihr, dorthin flüchtete sich der Geheimschreiber Fabricius, und von dort schafften sie auch den Grafen Martiniz heimlich aus der Stadt.“

„Man sagt's“, erwiderte Steffeck. „Aber sie wollten es nachmals nicht Wort haben. Jetzt werden sie sich ein Verdienst daraus machen! — Daß Fabricius dort verborgen gewesen, ist aber außer Zweifel. Nur die Mittel zum Weiterkommen haben Beiden ihre Frauen verschafft. Mochten sie immerhin; ich habe niemals etwas Schlimmes darin gesehen. Wer weiß, ob wir jetzt nicht in gleichen Fall kommen werden!“

„Wer weiß!“ wiederholte Frühwein bekümmert.

Trompetenschall unterbrach das Gespräch. Drei Trompeter wurden, über der schwarzen Menge hervorragend, sichtbar. Hinter ihnen drei Reiter, die sich durch stattliche Rüstungen und Hüte mit Federbüschen auszeichneten. Es war unverkennbar, daß es höhere Führer sein mußten. Eine nachfolgende geschlossene Abtheilung von Reitern, zwei Cornets Pappenheim'scher Kürassiere, blieb etwa zehn Schritte hinter ihnen.

Das Volk drängte sich scheu auf die Seite, als die Trompeter Bahn machten; doch stopfte sich die Straße in der Nähe der Feldherren, auf die Aller Blicke geheftet waren. Einige nahmen in banger Furcht die Barets und Mützen ab. Doch kein Zuruf, kein Laut ließ sich hören. Tiefe, beklommene Grabesstille bezeichnete die Ankunft der feindlichen Heerführer.

Auch die Trompeten verstummten jetzt, da die Bahn auf der ganzen Straße offen war.

Plötzlich erdröhnten dagegen die Trommeln; betäubend schallten die Wirbel zwischen den Häusern wieder. Man sah, wie die Menge erschreckte, von einem düstren Schauer ergriffen, als sei dies das Zeichen zur Fortsetzung der Schlacht in den Straßen der Stadt selbst. Einige Weiber mit Kindern an der Hand flüchteten angstvoll; die Kleinen weinten laut.

Die Einrückenden waren jetzt dicht heran. Man konnte die Züge der Feldherren erkennen. Herzog Maximilian ritt auf einem Goldfuchs mit langer Mähne und Schweif voran; um die Länge eines halben Pferdes zur Rechten hinter ihm Graf Boucquoi; auf der andern Seite, noch etwas bescheidener zurückgehalten, Tilly.

Nur Wenige kannten sie; doch Herzog Maximilian trug einen fürstlichen Hut mit weißem Federbusch; sein

schwarzer Mantel war mit Hermelin besetzt, und auf der hellblauen Schabracke seines Pferdes sah man das bairische Wappen in Silber gestickt. Seine glänzende Siegertracht stand in herbem Abstande zu der Scheu, die sein Erscheinen erregte, und den schweren Sorgen und Befürchtungen, die sich daran knüpften.

Boucquoi sah stolz und misvergnügt aus. Er ritt einen schwarzen andalusischen Hengst; in seiner Kleidung war nichts von Pracht und Festlichkeit zu bemerken. Er hatte den dunklen Mantel dicht um sich geschlagen und sah gerad über sein Pferd hin. Die Schlacht war gegen seinen Rath und Willen geliefert und glänzend gewonnen. Der Sieg verdroß ihn halb; er nannte ihn im Innern, und vielleicht nicht mit Unrecht, einen blinden Glücksfall.

Tilly ritt mit unbeweglichen Zügen vor sich hin. Unter dem breitkrämpigen Filzhut, mit langer, nach hinten bis zur Schulter überfallender rother Feder, sproßte sein spärliches Haar hervor; den spitzen weißgrauen Bart strich er sich zuweilen mit der linken Hand, indem er sie mit den Zügeln so hoch erhob. Die Rechte hatte er nachlässig auf sein Pistolenhalfter gelegt und spielte wie in Gedanken mit dem Griff einer langen Pistole. Sein schwarzes Augenpaar blickte bohrend unter der breiten, gerunzelten Stirn hervor.

„Das muß Graf Tilly sein“, sagte Steffeck leise.

„Soweit ich ihn aus der Beschreibung kenne, kein Anderer“, antwortete Frühwein.

„Schau, Bruder“, murmelte die Stimme eines gemeinen Mannes hinter Beiden, „sieht der Alte da drüben nicht aus wie ein hungriger Habicht? Ich möchte ihm nicht in die Krallen gerathen.“

„Er muß in der Mause sein“, antwortete der An-

geredete, „so einen kahlen abgemagerten Hals reckt er aus dem Harnisch heraus.“

Es überlief Frühwein und Steffeck kalt bei dem Anblick des finstren Mannes.

Die Trompeten verstummten. Das laute Commandowort „Halt!“ schallte durch die Straße. Auch der Herzog und die beiden Feldherren hielten ihre Pferde an.

Erst jetzt bemerkten Steffeck und Frühwein, daß drüben die Pforte der Kapuzinerkirche sich geöffnet hatte und der Prior an der Spitze der Mönche daraus hervorschritt. *) Der Zug nahm seinen Weg gerad auf den Herzog Maximilian zu. Der Platz wurde durch einige vorsprengende Reiter frei gemacht, daß das Volk an den Seiten zurücktrat.

Der Herzog saß ab und schritt den Geistlichen entgegen. Boucquoi und Tilly thaten das Gleiche. Der Prior beugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herzog; doch dieser begrüßte den Pater, indem er ihm die Hand reichte und sich selbst tief gegen ihn und die frommen Brüder verneigte.

Tilly beugte sich noch tiefer und küßte ehrfurchtsvoll die Hand des Priors.

„Laßt uns, würdiger Vater, in Eurer Kirche“, sprach der Herzog mit vernehmlicher Stimme, sodaß es bei der tiefen Stille ringsher Alle hörten, „zuerst unsere Andacht verrichten und Gott dem Allmächtigen danken für den Sieg, den er der heiligen Kirche und der gerechten Sache, für die wir kämpfen, verliehen hat. Eher will ich nicht die Stadt betreten, bis ich mein Knie gebeugt habe am Altar des Herrn.“ *)

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Während so der Herzog zu dem Obern der Ordensbrüder sprach und dieser ihm ehrerbietige Worte erwiderte, näherte sich der Landhofmeister Wilhelm von Lobkowitz, der mit vier Begleitern in scheuer Ferne gestanden hatte, entblößten Hauptes, um die Schrift, welche die Anerbietung der Unterwerfung und die daran geknüpften Bedingungen, vielmehr Gesuche, enthielt, zu überreichen.

Der Herzog bemerkte es, winkte aber, noch bevor Lobkowitz gesprochen hatte, diesem mit der Hand zurück.

„Alle weltlichen Geschäfte“, sagte er kalt abweisend, „bleiben, bis wir unsere Andacht verrichtet haben!“

Die Abgesandten vernahmen den Bescheid Dessen, der jetzt Herr über sie war, in tiefer Unterwürfigkeit. Welche Gefühle auch ihr Herz durchschnitten, ihre Wangen mit dem Roth der Schmach färbten, sie mußten erdulden was geschah. Sich scheu zurückziehend, traten sie gegen das Volk hin, das einen Ring um den Vorplatz der Kirche, den die Pappenheim'schen Reiter frei hielten, gebildet hatte.

Ohne sie weiter eines Blicks zu würdigen, ging Maximilian an ihnen vorüber und trat in die Kirche. Boucquoi grüßte mit einiger Gutmüthigkeit und in der Gewohnheit französisch-niederländischer Sitte; Tilly beugte sein graues Haupt ernst und langsam, und nahm sogar auch den Hut ab. Er blickte unbeugsam streng, doch ohne Hohn oder Geringschätzung. Ob er sein Haupt entblößt hatte, weil er der Thür der Kirche schon so nahe war, oder weil er es einer Botschaft von fünf der angesehensten und würdigsten Männer Böhmens gegenüber für angemessen erachtete, blieb freilich unentschieden.

Eine halbe Stunde verging in dumpfer Stille. Der Platz vor der Kirche blieb frei; das Volk wurde weit

zurückgehalten. Reiter mit behelmtem Haupt und gezogenen breiten Schwertern ritten langsam auf und nieder und wahrten die strengste Ordnung. Von der Stadt herüber tönte ununterbrochen das Geläut der Glocken. Es war ein Augenblick pochender Spannung. Die unterliegende Partei hatte die Rache der siegreichen zu fürchten! — Schrecken drohte Allen; denn wer wußte, ob nicht ein verzweiflungsvoller Kampf doch noch das Aeußerste wagen würde? Und, wurde erst die Stadt zum Schlachtfeld, wer fragte dann nach Glauben and Partei? Die entfesselten Furien des Kampfes zerrissen alle Bande der Gesetze, der Menschlichkeit; der Soldat raubte, verwüstete, mordete und brannte, schwelgte in wilden Gelüsten, wo er irgend Ersättigung fand. Wer hemmt die gestachelte Gier des Raubthieres, das Blut geleckt? Und entsetzlicher ist der Mensch im Taumel seines Wahnsinns; er vernimmt keine heilige Stimme, nicht die flehende des Erbarmens, nicht die zürnende Gottes! — Und Vorbilder solcher Schrecken standen selbst aus den jüngsten Zeiten, wie Piseks Untergang in Blut und Asche, in der frischen Erinnerung Aller! — —

Endlich traten die Feldherren, geleitet von dem Prior und mehreren Mönchen, wieder aus der Kirche. Die beiden als Wache an der Thür aufgestellten Lanzenknechte traten zur Seite und stießen die Spieße aufrecht mit dem Schaft neben sich gegen die Erde.

Der Herzog that einige Schritte auf den Platz, und da man ihm sein Pferd vorführen wollte, machte er mit der Hand ein abweisendes Zeichen. Er hatte sich nach den Abgeordneten umgesehen und winkte diese heran.

Martin Frühwein und Tobias Steffeck hatten es nun doch für angemessen gehalten, sich den andern Vertretern

anzuschließen; sie schritten jetzt, Lobkowitz folgend, zu dem Herzog heran.

Der Landhofmeister wollte sich auf das Knie senken, doch Maximilian verhinderte es. „Nur meinem Herrn und Gebieter, Sr. Majestät dem Kaiser, geziemt es, solche Zeichen der Ehrfurcht zu empfangen", sprach er gemessen. „Wer seid Ihr? Was ist Euer Begehr?"

Wilhelm von Lobkowitz nannte seinen und seiner Begleiter Namen. „Wir nahen uns", hub er an, „Ew. herzoglichen Gnaden in Demuth und mit der dringenden Bitte, die Macht des Sieges, den Gottes Fügung in Ew. hochfürstlichen Gnaden Hand gelegt, milde zu üben und uns die Bedingungen zu gestatten, die wir als die Stände des Landes in dieser Schrift, welche wir Ew. Gnaden unterthänigst überreichen, aufgesetzt haben. Wir verhoffen, daß Ew. herzoglichen Gnaden nicht grausam mit uns verfahren, sondern die Stimme der Billigkeit und Menschlichkeit vernehmen werden."

Der Herzog nahm schweigend die Schrift und durchflog sie im raschen Ueberblick.

„Ich muß Euch fragen", sagte er, nachdem er die Schrift durchlaufen, während die Abgeordneten und das Volk ringsumher in gespannter Erwartung harrten, „Herr von Lobkowitz, wer denn eigentlich der Sieger ist — die rebellischen Böhmen oder die Heere Sr. Majestät des Kaisers? Denn solche Forderungen, wie ihr hier stellt, hätten wir allenfalls anhören können, wenn wir die Schlacht verloren hätten!"

Lobkowitz erblaßte und trat einen Schritt zurück.

„Ich habe weiter keinen Auftrag von Sr. Majestät meinem allergnädigsten Kaiser", fuhr der Herzog nach einigen Augenblicken in strenger Haltung und Rede fort, „als

den Aufstand in Böhmen zu dämpfen und die aufrührerischen Unterthanen zu Ordnung und Gehorsam zurückzuführen. Damit, denke ich, werde ich in der Hauptsache zu Stande gekommen sein. Was die Bestrafung oder Begnadigung der Schuldigen anlangt, so habe ich darüber nicht zu verfügen. Doch bevor davon nur die Rede sein kann, fordere ich im Namen Sr. Majestät unbedingte Unterwerfung.*) — Habt Ihr sonst noch ein Anliegen? Denn das hier“ — er zeigte mit der Rechten auf die Schrift, die er in der Linken hielt, — „ist abgethan!“

Lobkowitz war zerknirscht von der Demüthigung und tiefen Schmach, die er und die Sache, der er angehörte, erdulden mußte. Er fand nicht sofort angemessene Worte der Erwiderung. Da sah er, wie einer der Reiter, die den Platz frei erhielten, die Volksmenge, welche in ängstlicher Sorge und Begier, zu erfahren was hier vorgehe, fast unwillkürlich näher herandrängte und herangedrängt wurde, mit zurückgeworfenem Pferde und rohen Schwerthieben vom Platze trieb, sodaß ein plötzliches Angstgeschrei und heftiges Hinwegstürzen entstand. Dieser Anblick erinnerte ihn an Das, was zunächst für Prag zu fürchten sei, und was er, wenn auch mit gewaltsamer Ueberwindung des eigenen Stolzes, zu verhindern suchen müsse.

„Ew. herzoglichen Gnaden“, sagte er, „werden wenigstens derjenigen Bitte, die wir im Namen der ganzen Einwohnerschaft Prags thun, Gehör geben, daß diese Stadt nicht der Ungebühr und Wildheit des Kriegsvolkes preisgegeben werde, unter welcher der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden würde.“

„Ich werde strenge Mannszucht halten unter meinen

*) Historisch.

Leuten", antwortete der Herzog. „Was zu ihrem Unterhalt und ihrer Pflege gehört, wird aber die Bürgerschaft, so wie die Obersten und Feldhauptleute es bestimmen, ohne Widerspruch und Ausflüchte herbeischaffen. Der Soldat hat lange genug Mühsal und Elend ertragen in dem Kriege, den euer aufrührerisches Treiben entzündet hat; er muß jetzt Ruhe und gute Pflege finden."

Lobkowitz stand stumm gebeugt.

Der Herzog fuhr fort: „Eure Söldner und Kriegsleute dankt ihr sofort ab und entwaffnet sie; auch jeder Bürger liefert seine Waffen ab. Für jegliche Feindseligkeit gegen meine Kriegsleute, wie für jeden sonstigen Unfug, ist mir die gesammte Bürgerschaft der Stadt verantwortlich. Das Uebrige erwartet in Unterwürfigkeit."

Mit diesen Worten wandte er sich um, winkte seinen Dienern, ihm das Pferd vorzuführen, schwang sich auf und ritt, wie zuvor von Boucquoi und Tilly begleitet, weiter in die Stadt, um Besitz von ihr zu nehmen.

Gebeugten Hauptes und tiefgebeugten Herzens nahmen Lobkowitz und die andern Abgeordneten denselben Weg.

Das nächste Schicksal Prags und Böhmens blieb in grauendes Dunkel verhüllt.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein Mann war es, der in redlichster Pflichttreue, mit tiefer Schwermuth und Bekümmerniß, den Wechsel der Zeit erduldete; Leander von Rippell, der um so weniger von seinem Gebieter abließ, je widerstrebender dieser sich den Ansichten und Meinungen des alten getreuen Dieners gezeigt hatte.

Seinem Muth war es glücklich gelungen, unter dem Schutz der Reiter, welche ihm Olbramowitz gewährt hatte, den Wagen mit den wichtigsten Gegenständen, Kronjuwelen, Gold und Documenten, welcher in Folge der Selbstsucht und verworrenen Bestürzung der königlichen Dienerschaft auf dem Ring stehen geblieben war, in seine Wohnung auf der Kleinseite ganz in der Nähe des Hradschin zu schaffen. Nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn schon herrschte die Zügellosigkeit in allen Straßen Prags; die unbezahlten Söldner ohne Anführer zogen in Schwärmen beutebegierig umher, und das besitzlose Volk trieb sich, bedenklich zusammengerottet, in gleicher Weise durch die Stadt. Die Moldaubrücke war durch Waffenmannschaft gesperrt. Nur das Ansehen Rippell's und der entschlossene Ton des Führers der Mannschaften, die ihn begleiteten, öffnete ihnen die Bahn.

Vor seinem Hause angelangt, ließ der Rath den Wagen unter das Thor schieben, befahl dann seinen Leuten das Hausthor fest zu schließen, und beeilte sich nun, die wichtigsten, auf dem Wagen befindlichen Gegenstände in Sicherheit zu bringen, soweit dies möglich war. Sobald

dieselben abgeladen waren, ließ er den Wagen wieder hinausfahren und übergab seinen übrigen Inhalt der Mannschaft, die ihn geleitet hatte, zum Eigenthum, doch mit der Bedingung, daß sie erst in der Altstadt theilten. So fuhr der Wagen zurück.

Obwol Rippell sich auf die Treue seiner alten Dienstleute verlassen konnte, so schien dem Gewissenhaften doch keine Vorsicht überflüssig. Bei dem Verbergen der kostbarsten und wichtigsten Gegenstände nahm er daher nur die Hülfe seiner Tochter Agathe und ihrer Freundin, der ihr so zwillingsähnlichen Margarethe an. Man durfte wol sagen, seiner beiden Töchter, denn die Waise, die ihm von Heidelberg aus nach Böhmen gefolgt war, war ihm so lieb geworden wie eine eigene Tochter, hing aber auch mit gleicher kindlicher Innigkeit an ihrem Wohlthäter.

Während die Leute einige Fässer mit Silbergeld in den Keller trugen, um es dort zu vergraben, brachten die Mädchen ein Kästchen mit venetianischen Dukaten und die Juwelen, die theils dem Könige und der Königin selbst, theils der Krone gehörten, in verschiedene Verstecktorte in Sicherheit. Rippell selbst barg, als das Wichtigste, die geretteten Briefschaften und einige andere Schriftstücke, die er ohne den größten Nachtheil für seinen Herrn nicht vernichten, noch weniger aber in die Hände der Feinde fallen lassen durfte.

„Agathe", sagte Rippell zu seiner Tochter, als sie Beide allein waren, „dir will ich noch etwas anvertrauen, was ich nirgends sicherer weiß als bei dir selbst, nicht einmal bei mir. In diesem Säckchen", er zog ein kleines versiegeltes Packet aus der Brust, „sind geheime, wichtige Briefschaften des Königs enthalten. Bei dir sucht sie Niemand. Nähe sie sogleich in eins deiner Kleidungsstücke."

Agathe ging in ihr Zimmer, um dem Vater zu gehorchen.

Unter diesen Beschäftigungen war der Mittag herangekommen. Jetzt vernahm man das Läuten der Glocken. Der feierliche Klang hatte etwas Schauerliches und Wehmüthiges zugleich in dieser Zeit der schweren Besorgniß.

„Man sieht wohl, daß der Herr Hofpfarrer Prag verlassen hat“, sagte Rippell mit einem bittren Lächeln, „sonst würden wir die Glocken nicht hören!“

„Er ist fort?“ fragte Margarethe.

„Mit allen den Andern“, antwortete Rippell; „er war der Ersten einer, die sich retteten; und er hat auch Recht, denn er gehört ja der Person des Königs zunächst an!“

„Werden wir nicht flüchten, lieber Vater?“ fragte Agathe, „wenn das feindliche Kriegsvolk die Stadt besetzt, wenn es Gewaltthat und Plünderung übt?“

Der Rath schloß seine Tochter ans Herz. „Ich durfte die Stadt nicht verlassen; mich hielten Eid und Pflicht. Wir müssen auf Gottes Gnade hoffen!“ sagte er bewegt, aber fest. — „Wer hätte die wichtigen Papiere der Kanzlei in Obhut gebracht?“ fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „und nun vollends der schwere Unfall, daß diese werthvollen Gegenstände, die wir jetzt hier nothdürftig verbargen, nachdem ich sie mit der Arbeit der ganzen Nacht in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, so säumig und pflichtvergessen zurückgelassen wurden!“

„Ach, lieber Vater“, erwiderte Agathe bang, „wenn dir nur kein Uebles widerfährt!“

„Was soll ich zu fürchten haben?“

„Es sind doch so Viele geflüchtet; wenn sie nicht fürchteten, würden sie wol geblieben sein?“

„Es sind doch noch Mehrere geblieben“, antwortete Rippell mit gezwungenem Lächeln.

Trommelwirbel, der das Geräusch des auf der Gasse

vorübertreibenden Volks übertönte, unterbrach ihr Gespräch. Die Mädchen eilten ans Fenster und spähten durch die dicht zugezogenen Vorhänge.

„Laßt euch ja nicht gewahr werden!“ warnte Rippell. „Es ist eine Zeit, wo Demjenigen am wohlsten ist, von dem man gar nicht weiß, daß er lebt! — Das Haus ist doppelt verriegelt und geschlossen“, setzte er hinzu, um die geängstigten Mädchen zu beruhigen.

„Meinst du denn, daß die Feinde gewaltsam in die Häuser brechen werden?“ fragte die bebende Agathe, während Margarethe den angstvollen Blick auf den Rath geheftet hielt. Sie war bisher ganz stumm geblieben, denn sie hütete sich auf irgend eine Weise Rippell's Besorgnisse zu vergrößern. Doch innerlich fürchtete sie, von düstren Ahnungen getrieben, vielleicht mehr als Agathe und der Vater. Sie hatte ja schon einmal das Entsetzen erfahren, von roher Willkür verfolgt zu werden. Jetzt stand ihr jenes Bild der schrecklichen Tage, die sie erlebt, mit erneuten Farben vor der Seele.

„Ich glaube nicht“, beantwortete Rippell Agathens Frage, „daß die Stadt gefährdet ist; denn das kaiserliche Heer besetzt sie für seinen Kaiser, sie ist ein Theil seines Landes, — er erachtet sie dafür“, veränderte er sein Wort — „wie sollte er der zerstörenden Wuth hingeben, was sein Eigenthum ist? Es ist nicht denkbar!“

Beide Mädchen athmeten leichter auf bei dem schwachen Trost dieser Worte.

„Sieh nur“, rief Agathe, „wie die Leute jetzt eilen! Es muß draußen irgend etwas Drohendes vorgehen.“ — „Horch, Vater“, machte Agathe ihn aufmerksam, und bebte am ganzen Körper. „Der Trommelschlag kommt immer näher! Sollte das das Zeichen zum Angriff sein?“

„Nein, nein, mein gutes Kind, gewiß nicht“, beruhigte sie der Vater. „Es werden nur Mannschaften einrücken!“

Das Wirbeln der Trommeln wurde stärker. Jetzt vernahm man auch schon den Schall und das dröhnende Schwanken der im gleichmäßigen Schritt anrückenden Truppenmassen.

Den Mädchen schlug das Herz immer angstvoller!

„Da sind sie“, rief Margarethe erschreckend. Ein Reiter in schwerer Rüstung wurde sichtbar. Ihm folgten mehrere, dann in geordneten Reihen zu Fuß, Mann an Mann geschlossen, behelmte Lanzenknechte mit mächtigen Spießen, die sie über der Schulter trugen.

„Was sind das für wilde Gesichter!“ sagte Rippell und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — Es war Verdugo mit seinem Fußvolk. Er hatte den Auftrag die Altstadt zu besetzen. Der Marsch der Truppen führte sie dicht unter den Fenstern Rippell's vorbei. Der Oberst hatte sich bis an die Zähne in den Mantel gewickelt. Nur seine dunklen Augen brannten unter der Krämpe des spanischen Hutes mit schwarzem Federbusch hervor. Zwei Hauptleute ritten halb neben, halb hinter ihm. Sie hatten finstre Züge, dichte schwarze Bärte. Die Soldaten sahen furchtbar verwildert und unrüstig aus. Die langen Märsche, die Nachtlager unter Zelten oder an rauchenden Feuern auf offenem Felde, und die jüngste, schwere, blutige Arbeit der Schlacht waren ihnen in Haltung und Tracht anzusehen. Die Kleidung und Waffen entbehrten jeglicher Gleichförmigkeit. Die Einen trugen grauschwarze rostige Helme, die Andern spitze, grobe Filzhüte mit breiten Krämpen, oder spanische Mützen mit Federn. Die Mäntel und Waffenröcke waren meist zerrissen, oder mit andersfarbigen Tuchstücken gebessert. Vielen hingen sie ganz in Lumpen um die Schultern. Hohe

Lederstiefeln, gelbbraun oder schwarz, soweit der Koth die Farbe noch erkennen ließ, bedeckten die Füße bis ans Knie, über das die weit aufgepufften Hosen sich bauschten. Die Brustharnische waren so verrostet wie die Helme; nur die nachlässig auf den Schultern getragenen Spieße hatten lange, blanke Eisen. Noch verwildeter als die Tracht war das Antlitz der Krieger. Der schwarze Bart umstarrte Kinn, Mund und Backen, das Haar hing lang, unordentlich, struppig unter den Hutkrämpen oder den Helmen hinten und vorn hervor, über Nacken und Stirn. Vom Gesicht selbst war nur diese zum Theil, und ein Fleckchen um Nase und Augen sichtbar, alles sonst unterm Haar versteckt; überdies die gelbbraune Hautfarbe durch eingegrauten Rauch und Staub schmuzig verdunkelt, bei Vielen noch durch frischen Pulverdampf geschwärzt, mit kaum verwischten Blutflecken gemischt. Das dunkle spanische Auge rollte unstet unter den Brauen; die Blicke flogen hin und wieder an den Häusern hinauf, wie nach Beute spähend, oder Zorn und Rache funkelnd. Denn manche Stirn war durch Narben gezeichnet, oder ein um den Kopf gewundenes blutiges Tuch bedeckte eine noch frische Wunde.

„Es ist als ob die Heerschaaren der Hölle Besitz von der Stadt nähmen", murmelte Rippell schauernd vor sich hin, während die Mädchen mit unwillkürlich verhaltenem Athem bleich und zitternd hinstarrten auf die wilden Gestalten, deren jede eine furchtbare Drohung ausdrückte.

Agathe brach in Thränen aus, faltete die Hände und betete aus innerstem Herzen: „Mein gnädiger Herrgott, nimm uns in deinen Schutz!"

Der schwere gleichförmige Schritt, das dumpfe Rasseln der Trommeln, die Stille und Oede, die sonst in der Gasse herrschte, erhöhten noch die schauerliche Spannung des

Augenblicks. Es schien als wolle der Zug gar kein Ende nehmen!

Endlich unterbrach Trompetenschall die schon in der Ferne sich verlierenden Trommelwirbel. Ein Reiterregiment rückte an. Es waren Wallenstein's Kürassiere. Er selbst führte sie nicht. Er hatte sich hinauf in die Burg begeben, wo ein Rath der Feldherren berufen war, dem von den obern Führern nur Verdugo nicht beiwohnte, da ihm der Herzog Maximilian einstweilen die Besetzung und das Commando der Altstadt übertragen hatte.

Die ganz in Eisen wie eingeschmiedeten Reiter auf ihren starken Pferden machten einen ernsten, aber nicht so grauenhaften Eindruck als die gespenstischen Schaaren der Spanier. Man hörte sie einander deutsch zurufen, manches wilde, aber auch manches scherzhafte Wort. Dies löste schon in etwas die schauernde Beklommenheit, mit welcher das grabähnliche Schweigen der spanischen Schaaren die Brust gefesselt hielt. Da die Soldaten in Reih und Glied blieben, und geordnet vorwärts rückten, ohne in die einzelnen Häuser einzubrechen, hatte sich auch hier und da schon ein Fenster, selbst ein Thor geöffnet, und Neugierige fingen an, sich auf der Gasse blicken zu lassen, den Truppen das müßige Geleit zu geben. In den Wallenstein'schen Reitern erkannte Mancher einen Freund oder Landsmann, den er zuwinkend oder durch Wort und Handschlag begrüßte. Es waren doch Zeichen von gegenseitiger Theilnahme und Herzensregungen, die eine Brücke zwischen Siegern und Besiegten zu bauen schienen. Den Reitern folgten die schweren Geschützstücke mit Pferden böhmischer Bauern bespannt, die auf denselben ritten. Eine eigene Bespannung der Artillerie hatte das bairische Heer nicht; sie war überhaupt nur selten eingeführt, Die Landleute derjenigen Orte, die man eben besetzte oder

streifte, mußten gewöhnlich die Pferde vor das Geschütz legen, und man nahm sie so weit mit, bis man sich Ersatz schaffen konnte. Den Geschützen folgten wiederum verschiedene Abtheilungen Fußvolk, Musketiere, Lanzenknechte, abwechselnd mit Reitertrupps. Der Zug schien nicht enden zu wollen. Erst als die Dämmerung einbrach, zogen die letzten vorüber. — Als es eine Viertelstunde still geblieben war, athmeten Rippell und seine beiden Mädchen wieder leichter auf. Denn jeden Augenblick hatten sie gefürchtet, das Haus werde gewaltsam besetzt werden. Dieser Sorge schienen sie glücklich erledigt zu sein. Sie zogen sich in ein Stübchen nach dem Hof hinaus zurück; die Magd zündete eine Lampe an; Agathe und Margarethe setzten sich mit Rippell an den Tisch; ein prasselndes Feuer in dem plumpen Ofen verbreitete wohlthuende Wärme.

„Ach, wenn wir uns hier dieser friedlichen Stille ruhig erfreuen könnten, wie vormals in unserer lieben Heimat“, seufzte Agathe und schlang den weißen Arm liebevoll um den Nacken des Vaters.

Margarethe blickte wehmüthig vor sich hin; ihr konnte die Heimat keine wohlthuenden Erinnerungen bieten; und doch sehnte sich ihr Herz dahin zurück!

„Ja wol“, antwortete Rippell, der ganz erschöpft durch die Anstrengungen und erschütternden Bewegungen der letzten Tage, und darum sehr weich gestimmt war; „ja wol, mein liebes Kind! Ruh und Frieden im Lande, im Hause, im Herzen, sie sind die köstlichsten Güter des Lebens, die der Mensch, solange er in ihrem Besitz ist, nur zu wenig achtet, und sie in der Unruhe seiner Leidenschaften allzu leicht aufs Spiel setzt, gegen Dinge, die viel geringern Werthes sind!“ Er dachte dabei: „Was ist der Glanz einer Krone gegen einen warmen, friedlichen Strahl der Abendsonne am Heimat-

herde! Was war Böhmens stolzer Thron gegen die grünen gesegneten Gefilde, wo der Fürst wie ein Vater unter seinen liebenden Kindern wohnte! Wo weder Neid noch Misgunst, weder Zwiespalt noch ungetreuer Wankelmuth die Tage des Vertrauens und des Friedens trübten!"

Eine heilig wehmuthvolle Stille schwebte in dem Gemach. Da schlug der eiserne Thorklopfer heftig an, daß es durch das Haus dröhnte. Alle schreckten zusammen. Jeder blickte den Andern an und seine Miene fragte: „Was soll das bedeuten?" Sie lauschten, ob sich auf der Gasse Lärmen hören lasse; es war Alles still. Der Klopfer schlug zum zweiten male an und dröhnte stärker als zuvor durch die Hausflur.

Die Mädchen zitterten und bebten. Rippell war unschlüssig was er thun solle. Die Hausthür war schwer verriegelt und verschlossen; es konnte, da er selbst die Schlüssel zu sich genommen hatte, Niemand von seinen Leuten ohne ihn öffnen.

Die Magd steckte den Kopf durch die Thür des Zimmers und meldete: „Es ist Jemand an der Thür, Herr Rath, der nach Euch begehrt!"

„Nach mir?" fragte dieser bestürzt. „Wer ist's?"

„Wer, weiß ich nicht. Als der Klopfer so stark anschlug, schlichen Christoph und ich uns leise an die Thür und lauschten. Da ließ sich eine Männerstimme draußen hören, die halblaut, aber dringend, fragte: „Ist Niemand hier", der öffnen kann? Ich muß den Rath Rippell sprechen!"

„Nun, in Gottes Namen! So will ich hinunter!" sprach Rippell entschlossen.

„Vater, geh nicht", bat Agathe und wollte ihn zurückhalten.

„Laß mich nur, liebe Tochter", sagte er, sie sanft abweisend. „Droht uns Gewalt, so könnte ich sie doch nicht abwehren! Vielleicht ist es ein Freund oder ein Bedrängter — ich werde vorsichtig sein, aber ich will doch hören!"

Der Klopfer ließ abermals seinen Schall vernehmen.

Rippell ging hinab. Die Magd leuchtete ihm. Drunten in der Hausflur stand der Knecht Christoph und lauschte mit dem Ohr gegen die Thür.

„Oeffnet mir, öffnet", sagte eine halb unterdrückte Stimme. „Ich bringe wichtige, eilige Botschaft!"

Auf diese Worte trat Rippell an die Thür und fragte: „Wer seid Ihr?"

„Seid Ihr's selbst, Herr Rath", ließ sich die Stimme draußen vernehmen. „Ich muß Euch sprechen!"

„Herr Kanzler! Ihr — in dieser Stunde!" erwiderte Rippell, der Wenzel von Budowa erkannte.

„Nennt um Gottes Willen meinen Namen nicht", raunte der Kanzler gedämpft durch die Thür, „und öffnet eiligst."

Der Schlüssel wurde umgedreht, die schweren Riegel zurückgezogen, die Thür halb geöffnet. Budowa trat hastig ein.

„Ihr werther Herr und Freund!" begrüßte ihn Rippell erstaunt und mit dargereichter Hand, während der Knecht das Thor sogleich wieder schloß. „Tretet näher! Was führt Euch her in dieser nächtlichen Stunde, in so gefahrvoller Zeit?"

„Ja wol eine schwere, gefahrvolle Zeit!" antwortete er. — „Die Augenblicke sind gezählt", fuhr er leise, eilig fort; „ich muß Euch sprechen, doch ich kann nicht näher treten, ich muß sobald als möglich wieder fort. Entfernt Eure Leute."

Rippell bedeutete diesen, ihn mit dem Gast allein zu lassen. „Um Gottes Willen, was bringt Ihr für Botschaft", fragte er voll Angst, als die Magd und der Knecht die Treppe hinaufstiegen.

„Seid auf Eurer Hut, theurer Freund", begann der Kanzler, „uns Allen drohen schwere Dinge, Euch aber zunächst!"

„Mir?" fragte Rippell erblassend.

„Ihr sollt verhaftet werden!"

„Ich!"

„Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Rettet Euch! Flüchtet!"

„Ich verhaftet, und weshalb?"

„Es ist Anzeige gemacht, daß Ihr Geld und Kostbarkeiten und wichtige Papiere des Königs an Euch genommen hättet."

„Nur was mir heilige Pflicht gebot zu bergen, habe ich geborgen! Was ist dabei strafbar. — Und wer kann es verrathen haben?"

„Laßt das jetzt, theurer Freund! Es gibt in diesem Augenblick Leute, die durch Anschwärzen und Angeben Anderer sich zu retten suchen. Die Gesinnungen wechseln schneller als die Windfahnen! Ihr seid nun gewarnt. Trefft Eure Vorkehrungen — verbergt was Ihr nicht abliefern wollt! Am besten aber ist's, Ihr flüchtet und verbergt Euch selbst! Denn wenn Ihr auch Alles, bis auf das letzte Blatt und den letzten Gulden ausliefertet — wer steht Euch dafür, daß sie nicht doch vermuthen, Ihr verhehltet noch viel mehr?"

„Nichts werde ich ausliefern, was ich meinem Herrn und Könige in Treue zu wahren schuldig bin!" rief Rippell mit edler Wärme.

„So flüchtet, flüchtet um so mehr, — ich beschwöre Euch! Sie würden jedes Mittel gegen Euch anwenden! Denkt an den unglücklichen Tengnagel, der auf der Folter befragt wurde!"

Der alte rechtliche Mann stand todtenbleich und zitterte wie im Fieber: „Auf der Folter ...." Das grausenvolle Wort erstarb ihm im Munde.

„Ich muß fort, — nutzt meine Warnung, solange es noch möglich ist! Laßt mich jetzt hinaus, lebt wohl! Gott schütze uns Alle!"

Unwillkürlich, kaum noch wissend was er that, hatte Rippell den Schlüssel umgedreht und mit zitternden Händen die Riegel zurückgezogen. Der Kanzler verschwand eilig im Dunkel der Straße.

Fast unvermögend die Lampe in seiner Hand zu halten, schwankte Rippell durch die lange Hausflur zurück, der Treppe zu, welche durch eine besondre Thür abgeschlossen war. Er hatte diese kaum geöffnet und war die ersten Stufen hinangestiegen, als ihm schon Agathe und Margarethe von oben herab entgegeneilten, mit der ängstlichen Frage auf den Lippen, was geschehen sei.

„Meine lieben Kinder", begann er so gefaßt als möglich, „wir sind in diesem Hause nicht mehr sicher, rafft schnell das Nothwendigste zusammen und bereitet Euch mit mir zu fliehen!"

„Zu fliehen? Und wohin?" fragten gleichzeitig Beide.

„Noch weiß ich es nicht! Gott wird uns eine Zufluchtsstätte zeigen", antwortete Rippell, und trieb sie hastig die Treppe hinauf.

Noch waren sie nicht oben, als donnernde Schläge an der Hausthür ertönten, als ob sie mit Aexten eingeschlagen werden sollte.

„Gott im Himmel! Was ist das?“ rief Agathe und faßte den Arm ihres Vaters.

„Jesus! Sie wollen mit Gewalt eindringen. Sie wollen plündern!“ brach Margarethe entsetzt aus! Rippell stand wie eingewurzelt. Er hatte keine Zweifel darüber, was das Toben an der Thür bedeute!

„Aufgemacht, in des Kaisers Namen!“ rief eine rauhe Männerstimme drunten, daß es durch das Haus schallte.

Der Rath warf einen Blick gen Himmel! Es war als habe er dort Hülfe gesucht und gefunden. Er hatte einen Entschluß und dadurch sich selbst wieder gefaßt.

„Aufgemacht! Oder wir sprengen die Thür“, lärmten jetzt mehrere Stimmen, und die donnernden Kolbenstöße erneuerten sich.

„Geht Ihr hinauf! Nehmt Alles Gold zu Euch“, flüsterte Rippell. „Hier sind meine Schlüssel, Agathe! Ich weiß was das bedeutet; ich werde öffnen! Ihr flüchtet! Sucht durchs Hinterhaus aus den Fenstern über die Hofmauer zu entkommen!“

Agathe umschlang ihren Vater. „Ich verlasse dich nicht, mein Vater!“ rief sie.

„Du kannst mir nicht helfen und stürzest dich mit ins Verderben“, antwortete Rippell hastig, „und mich vielleicht tiefer, wenn du .... denke an Das, was ich dir anvertraute“, flüsterte er ihr zu; „das in Sicherheit zu bringen, daß es Niemand findet, noch davon erfährt, darauf kommt Alles an. — Flüchtet, flüchtet! ich befehle es Euch, wenn Euch mein Leben, meine Ehre lieb sind!“

Der Lärmen hatte indessen immer zugenommen. Die Thür krachte unter den Schlägen und Stößen; wenn das Toben einige Augenblicke gedauert hatte, wurde es unterbrochen, und die rauhe Stimme ließ sich wieder hören.

„Wird binnen zwei Minuten nicht geöffnet, so muß Alles über die Klinge springen, was im Hause steckt, wenn wir eindringen!" schrie der Führer der Bewaffneten draußen.

„Ich komme schon", sagte Rippell mit fester Stimme und näherte sich der Thür. „Wer seid Ihr? Was ist Euer Begehr?"

„Aufgemacht jetzt und nicht lange gefragt, ins Teufels Namen, sonst lasse ich Feuer ins Haus werfen", donnerte die Antwort.

Rippell sandte ein stummes Gebet gen Himmel und öffnete absichtlich so langsam als möglich, um den Flüchtenden Zeit zu gewinnen.

Ein Hauptmann der Lanzenknechte in voller Rüstung, hinter ihm ein Trupp von zwanzig Mann, drangen in die Pforte und füllten die Hausflur. Zwei trugen Fackeln.

„Hier wohnt der pfälzische Rath Rippell?" fragte der Hauptmann den Oeffnenden scharf ins Auge fassend. „Ihr seid es wol selbst?"

„Ich bin es!"

„So werdet Ihr mir auf der Stelle folgen. Ihr seid mein Gefangener!" sagte der Kriegsmann rauh und faßte ihn mit der Hand am Arm, schob ihn den nächsten Bewaffneten zu und befahl: „Nehmt ihn zwischen euch!"

„Weshalb werde ich verhaftet? Auf wessen Befehl?" fragte Rippell, alle Kraft zusammennehmend.

„Die Fragen mögt Ihr Andren thun. Ich vollziehe meine Ordre. — Ist Eure Tochter im Haus?"

„Meine Tochter?" rief Rippell erbleichend. „O lieber Herr, was hat das unschuldige Mädchen . . . ."

„Ich habe meine Ordres! Ins Teufels Namen. Auch Eure Tochter ist meine Gefangene. Führt mich zu ihr,

oder ich lasse sie im Hause suchen, und finde ich sie, so soll sie, hol mich der Teufel ....“

Rippell zitterte wie im Fieber; er wollte antworten, seine Zunge war wie gelähmt. Da flog, noch ehe der Hauptmann seinen Fluch ausgesprochen hatte, die Thür von der Treppe zur Hausflur auf, und Margarethe stürzte heraus: „Ich bin die Tochter!“ rief sie auf Rippell zufliegend. „Was wollt Ihr von uns? Was hat mein Vater begangen?“

Unter den Kriegsleuten entstand bei dem Anblick des schönen Mädchens, dem das blonde Haar um die Schultern wallte, ein Murmeln der freudigen Verwunderung. Wilde Begier flammte in den Augen der rohen Gesellen auf. Der Hauptmann faßte Margarethen rauh am Arm und befahl: „Nehmt sie fest, es ist ihr Glück, daß sie sich selbst meldet!“

„Um Gottes Barmherzigkeit Willen, Gnade für meinen Vater“, rief Margarethe und warf sich flehend dem Hauptmann zu Füßen.

Zu gleicher Zeit sprang Rippell, der von Staunen und Bestürzung fast erstarrt war, hervor und brach in die Worte aus: „Margarethe! Was thust du! — Herr! Es ist nicht meine Tochter!“ wandte er sich in seiner unverbrüchlichen Redlichkeit aufwallend gegen den Hauptmann.

„Vater, stoße mich nicht von dir! Ich verlasse dich nicht!“ rief Margarethe.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Hauptmann und stieß Rippell mit der Faust zurück. „Mit solchem kläglichen Pfiff dachtet Ihr uns alte Füchse zu prellen? Fort mit Beiden, Vater und Tochter, auf der Stelle! — Unteroffizier Buttler! Führt die Gefangenen ab. — Jetzt wollen wir das Haus durchsuchen“, befahl er den Leuten. Er postirte zwei Mann an die Thür; sechs theilte er dem Unteroffizier zu.

Margarethe erstickte die Worte, welche Rippell noch versuchen wollte, durch ihre Umarmungen und Thränen. Sie wurden auseinander gerissen, je zwei Mann nahmen sie in ihre Mitte; so folgten sie dem Unteroffizier, der auf der Stelle mit ihnen das Haus verließ, während der Hauptmann mit seinen Mannschaften in das Innere drang.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Wie ist dir, Xaver, du hast lange geschlummert", fragte Therese mit liebendem Blick über ihn geneigt.

„Meine Therese", antwortete er und aus den zu ihr aufgeschlagenen Augen leuchtete die ganze dankbare Rührung seines Herzens. Er zog sie zu sich und preßte einen langen heißen Kuß auf die Lippen des treuen, hochgesinnten Weibes.

„Nun, ist dir besser? Fühlst du dich erquickt, gestärkt?" fragte sie nochmals, ihn mit sorgender Innigkeit anschauend.

„O viel, viel. — Wo ist Schwarz!" fragte er umherblickend; „sind wir Beide allein hier?"

Therese bejahte es.

„Er ist nicht zurückgekehrt?" sagte Xaver mit bedenklichem Ton. „Sollte ihm ein Unglück begegnet sein — oder ließe er uns im Stich?"

„Das gewiß nicht", entgegnete Therese. „Aber ein Unglück .... Freilich, Gefahr droht ringsumher. Allein er ist so kühn, so schlau und besonnen! Ich vertraue ganz auf seine Gewandtheit und seine Treue! — Ja, er ist treu wie Gold!"

„Dieses Feuer“, sagte Xaver mit einem Blick auf die Kohlenglut, „ist sehr wohlthätig, allein ich fürchte, es wird uns verrathen!“

„Besorge das nicht, Xaver. Diese Kohlen glimmen still fort und geben fast gar keinen Rauch. Auch hat Schwarz die ganze Gegend vor dem Walde durchstreift; es ist kein Soldat mehr in der Nähe. Mit dem grauenden Morgen sind sie Alle aufgebrochen nach Prag zu. Das Dorf, wie die ganze Gegend, ist verlassen. Wir sind völlig einsam in diesem Walde.“

„Wenn nur bei dieser Kälte der Rauch“, antwortete Xaver, „nicht einen zufälligen Wanderer hierher lockt.“

„Das würde doch nur ein obdachlos umherirrender Böhme sein, oder ein Versprengter aus der Schlacht, den die Noth herführte; von Beiden wäre kein Verrath zu fürchten, selbst wenn sie wüßten, wer wir sind.“

„Horch! — Es naht Jemand!“ flüsterte Xaver und lauschte mit seinem jagd- und kriegsgeübten Ohr.

„Nur der Wind ächzt im Schlot, oder zieht durch die Wipfel der Tannen und knistert mit den trocknen Zweigen“, versetzte Therese, selbst aufhorchend.

„Der Wind schweigt eben“, erwiderte Xaver leise, „es ist todesstill in der Hütte und im Walde. Aber ich habe draußen Laute wie von Tritten gehört, und Geräusch in den Zweigen! Ich täusche mich nicht, Therese! Schon wieder — ganz nahe!“

Therese hörte es jetzt ebenfalls.

„Es ist vielleicht Kaspar Schwarz selbst“, sagte sie und lugte durch die Ritzen der Bretter, mit denen das kleine Fenster verschlagen war.

„Er ist's!“ rief sie freudig, doch mit gedämpftem Laut aus, und flog dem treuen Genossen vor die Thür entgegen.

Man hörte ihn draußen fest aufstampfen und sich den Schnee abschütteln. Dann trat er ein, mit einem großen, durch einen alten Strick und einige Weidenruthen zusammengeschnürten Packen auf der Schulter.

„Nun, da bin ich!“ sagte er rauh, wie er nicht anders vermochte, aber doch freundlich, und reichte Theresen die Hand. „Uf“ stöhnte er und warf den Packen auf die Erde, an dessen weichem Fall man wahrnahm, daß er, wie man auch von außen sah, nur Kleidungsstücke enthielt. „Uf! Es will doch anfangen mir sauer zu werden! — Aber ich denke, der Gang hat sich belohnt; er wird euch frommen und Segen bringen! — Ich bringe gute Zeitung mit“, wandte er sich mit einem frohstrahlenden Antlitz zu Theresen, „was meint Ihr, wen ich gesprochen habe?“

Therese sah ihn gespannt fragend an. „O sagt es, Lieber, sagt es gleich!“ bat sie.

„Den alten braven Wolodna.“

„Meinen Vater!“ rief sie vor Freude erschüttert und faßte warm seine beiden Hände. „So lebt er — so hat mich meine Hoffnung nicht getäuscht, — wo, o sagt mir schnell, wo?“

„Er liegt bei den Verwundeten in Sanct-Margarethen und wird gut gepflegt, besser wie der da!“ antwortete Kaspar und zeigte auf Xaver.

Therese, in ihrem dankerfüllten Herzen, sank an Xaver's Lager auf die Knie; ihre Thränen strömten heiß, Worte hatte sie nicht, sie drückte ihr Haupt an Xaver's Brust, der sie sanft liebkoste.

„Sie haben ein ganzes Hospital dort errichtet“, erzählte Kaspar, „und das muß wahr sein, Freund und Feind wird dort gepflegt. Es sind zwanzig Barmherzige Schwestern und eine Menge frommer Brüder aus Prag dazu hinaus-

gekommen, die Kirche und die Kapelle, das Kloster, die Zellen, ja die Wirthschaftsgebäude selber liegen voll Verwundeter. Und Viele sind schon hineingeschafft nach Prag, denn die Kleinseite ist ganz besetzt von den Kaiserlichen."

Therese war zu bewegt über die Nachricht von ihrem Vater, um nach diesen Einzelheiten achtsam hinzuhören, doch Xaver konnte seinen Schmerz nicht unterdrücken. „Prag schon in der Hand der Feinde!" sagte er finster und starrte vor sich hin.

„Wie komme ich zu ihm", fragte Therese, „sagt mir das, lieber Freund!"

„Nur nicht zu hastig, sonst könnte Alles übel gehen", antwortete Kaspar Schwarz. „Seht da", er zeigte auf den Packen am Boden, „das sind Wämser, Mäntel und Kriegsabzeichen, die habe ich auf dem Schlachtfelde zusammengesucht und mit einem alten Halfterstrick und etlichen Gerten zusammengebunden. Davon können wir aussuchen. Wir müssen Alle als kaiserliche Verwundete ins Thor. Hier kleiden wir uns um." Dabei kauerte er sich auf das Bündel, löste den umgeschlungenen Strick und die Weidenruthen und packte einzelne Kleidungsstücke und Feldzeichen aus, während er immer fort sprach. „Wenn Ihr nur Kräfte habt, daß wir bis zum Thiergarten kommen; in dem Gebüsch dort flechten wir eine Bahre aus Baumzweigen. Auf der tragen wir Euch ins Thor. — Wolodna kann gehen. Er ist nur durch den Arm gestochen, und hat eine Schmarre auf der linken Backe. An Kräften fehlt's ihm nicht. Er liegt gleich am nächsten an der Mauer beim Eingangsthor. Es ist keine Schwierigkeit für ihn, herauszukommen. Er, und wir zwei, die junge Frau und ich, wir schleppen an der Bahre, so tragen wir Euch hinein. Und in Prag wird doch noch ein Loch zum Versteck für uns zu finden

sein? Noch läßt sich das ausführen, denn noch ist Alles in Unordnung und Verwirrung; morgen ist's vielleicht nicht mehr möglich. Nun sagt: Habt Ihr Kräfte, Hauptmann? Habt Ihr Muth, junge Frau? Aber was frage ich, — Ihr und Muth! Ihr könntet uns fragen!"

Therese half die Kleidungsstücke ausbreiten.

„Das ist Eure Feldbinde als kaiserlicher Hauptmann", rief Kaspar zu Xaver hinüber und warf ihm eine Feldbinde zu.

„Ihr müßt in das Reiterwams hier kriechen, junge Frau", sagte er munter zu Theresen und schob ihr ein gelbes Collet, mit Schnüren zierlich besetzt, zu. „Ich hab's einem Junker oder so einem Bürschchen ausgezogen. Das junge Blut lag in einem Hohlweg; der arme Schelm sah bleicher aus wie ein blasses eingeschlafenes Mädchen.

Therese that einen Ausruf der Ueberraschung, denn sie erkannte das Collet als das Valentin's, des jungen Köhlerburschen, bei dessen letztem Seufzer sie zugegen gewesen. eine tiefe Rührung ergriff sie. „Mußte er so jung dahinscheiden", dachte sie, damit du dich und die Deinen retten könntest in seinen Kleidern! Wie verschlingen sich die Fäden, die das Schicksal der Menschen weben!"

„Beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen", rief Kaspar und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Ich habe gute Beute gemacht!" Er öffnete seinen weiten Mantel und suchte in den Taschen. „Seht her, das wird Euch stärken", sagte er schmunzelnd, indem er ein Fläschchen aus der Tasche zog, „und hier noch einige Brötchen! Ich hab's gemaust in Sanct-Margarethen; sie hatten genug dort und werden wol mehr anschaffen aus Prag!"

Willkommener konnte nichts sein, besonders für Xaver, der seit dem Morgen zuvor in der Schlacht gewesen

war und seitdem jeder Speise und jedes Tranks entbehrt hatte.

„Du wirst doch mit uns theilen, wackrer Freund“, sagte er zu Kaspar, der sich abwandte und noch nach Kleidungsstücken suchte.

„Nichts, nichts da!“ antwortete er, „es ist kaum genug für Euch. Und ich habe schon für mich gesorgt. Glaubt Ihr ich sei nicht bibelfest? «Dem Ochsen, der da drischet, sollt du das Maul nicht verbinden!» Ich hab's mir gestopft!“

Wahr oder nicht wahr, so viel blieb gewiß, daß er von dem Mitgebrachten nichts genoß.

„Wahrhaftig!“ rief er ausweichend, als Therese nochmals in ihn drang, „ich bin ein ordentlicher Zigeuner! Ich habe gestohlen wie so ein braungelber Langfinger! Das ganze Schlachtfeld habe ich ausgeplündert. Seht da die Stiefeln, für Euch Frauchen, und das Mützchen mit der Silbertroddel! Setzt es einmal auf, wie es Euch steht? — Prächtig! Ihr seid zum Cornet wie geboren! Hab' ich einmal ein Regiment, sollt Ihr mein erster Fähnrich sein!“

Therese und Xaver hatten sich erquickt; Kaspar hatte seine sämmtlichen Kleidungsstücke ausgesucht und Jedem zugetheilt was er brauchte. — „Jetzt muß es, denke ich, ein Uhr Mittags vorbei sein“, begann er. „Nun laßt den da“, sagte er zu Theresen und zeigte auf Xaver, „noch eine Stunde ruhen, am besten schlafen, wenn er kann. Dann zieht Ihr Euch und ihn an, und um drei Uhr, denke ich, machen wir uns auf. So kommen wir wenn's anfängt zu dunkeln, beim Thiergarten an, dort weiß ich schon ein Gebüsch, das uns deckt, und wenn die Sonne vollends herunter ist, fangen wir unseren Marsch mit der Bahre

an. — Wir wollen dem Hauptmann Kopf und Gesicht so verbinden, daß sein Zeltbruder ihn nicht erkennen sollte; und uns desgleichen! — Ein wenig strecke ich auch die Glieder aus; denn müde sind die steifen Knochen."

Er legte sich, in seinen Mantel gewickelt, quer vor die Kohlenglut, ließ sich behaglich warm davon anstrahlen und schlief ein. — Therese benutzte die Zeit; leise und behend kleidete sie sich um. Dann bat sie Xaver liebreich, die Augen zu schließen, und wachte bei ihm.

Kaspar schlief fest. Doch in sicherer Soldatengewohnheit wachte er zur rechten Zeit auf.

„Schon fertig, junge Wetterfrau?" redete er Theresen in seiner Art vertraulich an, und schlug ihr erfreut auf die Schulter. „Wahrhaftig Ihr seht aus zum Verlieben! — Nun wollen wir Beide den da aufschirren!"

Er zeigte auf Xaver.

„In kurzem war dieser in einen österreichischen Feldhauptmann verwandelt. Er fühlte sich, obgleich er einiges Wundfieber hatte, doch so weit bei Kräften, daß er, von Theresen und Kaspar geleitet, den Weg bis zum Sterne zurücklegen konnte.

Sie gingen.

Der Himmel hing voll schwerer grauer Wolken; Schnee stöberte herab. Das war ihnen willkommen, je tiefer verhüllt in Dunkel, je sicherer war ihr Weg. Als sie aus dem Walde traten, lag der Feldabhang kahl und verödet vor ihnen. Nur die Spuren der Lagerstätten trafen sie an; auch die der Feldwacht, an welcher sie in der vergangenen Nacht vorübergekommen.

Ohne Hinderniß gelangten sie an den verlassenen Häusern des Dorfes vorbei, über die schmale Brücke, und gingen dann die Anhöhe hinauf. Obgleich sie sich nur ganz all-

mälig erhob, wurde es Xaver doch schwer, sie hinaufzuklimmen. Die treuen Stützen an seinen beiden Seiten halfen dem Ermatteten die schwere Arbeit überwinden.

Auf dem Wege kreuzten sie das Schlachtfeld nahe an den Punkten der traurigen Entscheidung.

„Dort griffen wir an“, sagte Xaver, düster zur Rechten hinüberblickend. „Ihr habt nichts von dem Prinzen erfahren?“

„Man glaubt ihn unter den Todten“, war Theresens Antwort.

„So jung, ein solcher Held“, sagte Xaver wehmüthig, „und — dahin!“

„Ei wer weiß“, fuhr Kaspar rauh dazwischen; „im Kriege heißt's von Manchem, er ist todt, und nachher steht er doch wieder auf und läuft gesund auf seinen Beinen umher. Mir ist's ein paar mal so ergangen. Er wird vielleicht gefangen sein! Einem so vornehmen Herrn gibt man gern Pardon!“

„Es ist nach ihm gefragt worden; er war nicht unter den Gefangenen“, antwortete Therese, das Haupt leise schüttelnd.

„Thut nichts! Kann er nicht irgendwo gesteckt haben, wie hier der Hauptmann selber?“ widersprach Kaspar.

„Es ist möglich! Allein ich hoffe wenig“, antwortete Therese. „Gestern war ein furchtbarer Tag — was hat eine einzige Stunde desselben Alles zerstört!“

„Ei! Es ist auch noch etwas übrig geblieben!“ schalt Kaspar beinahe. „Ihr müßt den Kopf nicht so hängen lassen! Eine Bataille wird verloren, die andere gewonnen. Es ist ja noch lange nicht der Jüngste Tag!“

Während dieser Gespräche hatten sie den Rand der Waldung des Thiergartens erreicht.

„Nun ruht Euch aus“, befahl Kaspar förmlich, als sie im Gebüsch waren, „Ihr, Hauptmann, und Ihr auch, Cornet! Sonst haltet ihr nachher nicht aus. Das schwerste Stück Arbeit kommt noch. Ich will indessen für die Tragbahre sorgen.“

Ohne weitere Antwort abzuwarten, zog er sein breites Schwert, ging tiefer ins Holz und fing an, was er an Aesten und Zweigen brauchte, herunterzuhauen. Es dauerte keine Viertelstunde, bis er mit einer ansehnlichen Last Holz im Arme zurückkehrte.

„Jetzt müßt Ihr ein wenig binden und flechten helfen, junge Frau“, sagte er und legte das Holz auf den Boden. „Die beiden jungen Eichen hier geben uns die Länge; sie haben reichlich acht Fuß. Seht ihr! Und nun diese drei Querhölzer! Das gibt das Gerüst und das trägt genug.“

Er hatte bei diesen Worten die zwei längern Stämme in angemessener Breite nebeneinander und die drei andern querüber gelegt. Therese mußte die Baumzweige festhalten und er band sie mit dünneren Gerten.

„Das Holz ist noch nicht morsch; es hat noch etwas Saft vom Sommer. So! Das muß halten!“

Er versuchte die Stärke des Gerüstes und fand sie genügend.

„Nun helft mir das Zweiggeflecht einziehen“, sagte er zu Theresen; „zweimal oben durch und einmal unten, und der nächste Zweig umgekehrt, zweimal unter und einmal über die Querhölzer. Das ist die Kette; dann machen wir den Einschlag. Ihr versteht gewiß zu spinnen und zu weben. Hier ist's ebenso!“

Therese begriff das Verfahren leicht, und nach einer halben Stunde war eine so feste Tragbahre hergestellt, als man ihrer bedurfte. Während sie das letzte Geflecht ord-

nete, hatte Kaspar schon einen großen Arm voller Moos, aus dem er den Schnee sorgfältig ausschüttelte, herbeigeschleppt und breitete es als Unterlage über die Zweige.

„Das Zeug ist so hart und knorrig", sagte er, „daß schon ein Gesunder mürbe wird, wenn er ein paar Stunden darauf liegen soll, vollends ein Verwundeter und Kranker."

Er deckte jetzt die weiblichen Kleidungsstücke, die Therese mitgenommen, darüber, und was er sonst noch von seinen Beutestücken Taugliches dafür hatte.

„So", sagte er selbstzufrieden zu Xaver, „jetzt könnte eine kranke Kaiserin weich darauf liegen! Streckt Euch nur einmal zur Probe hin, Hauptmann. Geht's? — Prächtig! Nun vorwärts!"

Sie brachen still auf, bis dicht in die Nähe von Sanct-Margarethen. Dort mußte sich Xaver nach Kaspar's Anweisung auf die Bahre legen und kränker stellen, als er war. Er verband ihm Stirn und Kinn mit Tüchern, daß von dem Gesicht fast nichts zu sehen war. So trugen er und Therese ihn bis vor die Pforte des Stifts.

„Jetzt laßt mich machen", sagte Kaspar leise, „und thut genau nach meinem Wort. Wolodna weiß schon Bescheid. Ich schaffe Euch den Vater als Hülfsträger heraus; doch ehe ich nicht Halt commandire, dürft ihr einander nicht kennen."

Die Bahre mit Xaver stand vor der Pforte. Therese blieb dabei. Kaspar schellte; der Pförtner öffnete.

„Ich weiß, Alter", redete ihn Kaspar sogleich an, „daß hier schon Alles überfüllt ist. Aber wir haben einen schwerverwundeten Hauptmann auf der Bahre und sind nur unserer Zwei. Er muß nach Prag hinein. Gebt mir noch einen Träger!"

„Seid Ihr toll — wer soll hier Euer Träger sein?“ entgegnete der Pförtner. „Es sind nur Verwundete hier, und die Pfleger haben mehr zu thun, als sie bestreiten können.“

„Ich weiß; ich weiß! Aber es ist Einer dabei, der noch gut auf den Füßen ist. In Prag schaffe ich ihm ein Unterkommen. Der wird uns helfen. Er liegt hier gleich im Hause rechts.“

„Wenn Einer kann und will — wir sind froh Einen los zu werden“, antwortete Jener.

Nach fünf Minuten kam Kaspar mit Wolodna zurück; sie wurden aus der Pforte gelassen, faßten stillschweigend Beide die Bahre an und trugen sie vorwärts nach Prag zu. Als sie eine Strecke in banger Beklemmung gegangen waren, sagte Kaspar leise: „Halt!“

Die Wiedervereinigten hingen in stummer Umarmung aneinander. Schmerz und Seligkeit rannen in eine Welle zusammen.

Kaspar rieb sich froh die Hände. Plötzlich fing er wieder an, in seiner Weise zu weinen, heftig schluchzend. „Mir ist als stecke ich in einer ganz neuen Haut und in der Haut mit neuen Knochen“, sagte er. „Gott ist mir armem Hund und Sünder wahrhaftig gnädiger gewesen, als ich es verdiene! — Nun aber vorwärts, Kinder, sonst macht uns der Satan doch ganz am Ende noch einen Strich durch die Rechnung!“

Langsam, mit Mühe, doch glücklich erreichten sie das Reichsthor. Kaspar gab das erlauschte Wort: „Ferdinand der Zweite!“ Es wurde ihm geöffnet. Die Wachen ließen die Bahre mit dem schwerverwundeten Offizier ohne weiteres durch. Von jetzt an fragte sie Niemand mehr woher und wohin. Die Straßen waren finster und öde; nur zahl-

reiche Wachtposten standen aus, und von Zeit zu Zeit stießen sie auf ein Wachtpiket, das am Feuer lagerte. Eine Patrouille, die ihnen begegnete, rief sie zwar an; doch auf Kaspar's rauhe Antwort, der vorn trug: „Seht ihr nicht, daß wir einen Schwerverwundeten tragen? Macht uns lieber Platz!" gingen die Leute ohne weiteres vorüber.

Jetzt hatten sie den Punkt erreicht, wo sich die Straßen vom Hradschin nach dem Moldauufer zu senken anfangen. Sie wollten nach des Pfarrer Lippach Hause, nahe am Ring, wo Therese Allen, wenigstens für die nächsten Tage, ein Unterkommen verschaffen konnte.

„Ueber die Brücke möchte ich's nicht gern wagen", sagte Kaspar, als er ein wenig anhielt, um auszuruhen. „Selbst einen Verwundeten möchten sie doch genauer ansehen wollen und nach Namen oder Regiment fragen. Das könnte uns übel gerathen. Wenn wir nur auf andere Art über die Moldau kämen!"

„Ich weiß weiter aufwärts am Ufer wol einen Schiffer, dem ich sicher trauen darf", sagte Wolodna, „und ich könnte uns durch Nebengäßchen sicher dahin führen. Falls der Mann noch dort wohnt und nicht etwa geflüchtet ist ...."

„Wir müssen's versuchen", entschied Kaspar Schwarz.

Sie bogen in die nächste enge Gasse rechts ein. Es war sehr finster, der Weg schwer zu gehen, weil er über ganz vernachlässigtes Pflaster führte, wo man bei jedem Schritt strauchelte. Sie wandten sich oft um die Ecke, gingen durch kleine Quergäßchen, und stiegen freilich immer abwärts, hatten sich aber zuletzt doch so verirrt, daß auch Wolodna nicht mehr genau wußte, wo er war. „Wir müssen endlich doch ans Ufer kommen", sagte er, „und dann will ich schon den rechten Ort finden!"

„Alle Teufel — da sind Leute vor uns!“ flüsterte Kaspar, dessen Adlerauge durch die schwarze Finsterniß drang. „Haltet an!“

Sie setzten die Bahre nieder und horchten. Kaspar schlich allein näher.

„Ich bin glücklich herunter“, sagte eine gedämpfte männliche Stimme. „Folgt mir nur dreist nach; es geht, der Strick langt. Nur leise an der Mauer herab!“

„O Gott, ich wage es nicht — mir fliegen alle Glieder vor Angst“, antwortete eine weibliche Stimme flüsternd.

„So laß mich voran, liebe Susanne“, sagte eine andere Frauenstimme leise bittend.

„Ich will's in Gottes Namen wagen“, erwiderte die Erste.

„Was Teufel geht hier vor?“ murmelte Kaspar in sich hinein. „Aber so viel ist gewiß, die werden uns nicht festhalten!“

Er trat noch näher und sah jetzt, daß eine weibliche Gestalt an einem Seile die Mauer hinabglitt. Gleich darauf folgte eine zweite.

„Wohin aber nun — rechts oder links?“ fragte die letzte, als sie auf dem Boden stand.

„Ich denke hier hinauf“, antwortete der Mann und tappte gegen Kaspar zu.

In diesem Augenblicke fiel ein bleicher Strahl des Mondes, der bis jetzt tief in den Wolken verhüllt gewesen war, zwischen den Giebeln gerade auf Kaspar.

„Herr Jesus! Ein Kaiserlicher!“ rief der Mann aus.

„Gnade, Gnade — laßt uns gehen, um Gottes Willen!“ flehte die weibliche Stimme, und die Bittende wollte sich Kaspar zu Füßen werfen.

Therese, die in angstvoller Spannung gleichfalls näher

gekommen war, trat rasch dazwischen und sagte: „Fürchtet euch nicht — wir sind nicht was wir scheinen. Ich bin deines Geschlechts; sei ruhig, armes Mädchen!“

„O Gott, erbarmt euch unser, laßt uns flüchten! Kaiserliche Soldaten haben unser Haus überfallen!“

Es war Agathe, Rippell's Tochter, die eben mit äußerster Gefahr durch die Hintergebäude des Hauses, in welchem sie wohnten, auf einen Nachbarhof und von dort mittels eines Seiles über die Mauer auf dem Gäßchen angelangt war.

Die flüchtige Verständigung reichte hin, zu zeigen, daß hier Keiner dem Andern Gefahr und Verderben, sondern nur Jeder dem Andern Hülfe bringen könne. Als Kaspar dessen sicher war, trieb er hastig vorwärts. Therese nahm mit herzlichem Antheil die zitternde Agathe in ihren Schutz. „Gott, der euch und uns so weit geholfen hat, wird uns Alle weiter führen“, sagte sie vertrauend.

Durch die Schrecken ihrer Schicksale einander sogleich eng verbündet, eilten sie mitsammen weiter. Der Schutz der Nacht blieb ihnen getreu. Sie erreichten das Ufer. Wolodna fand das Haus mit dem Schiffer; dieser zeigte sich bereitwillig, und nach einer Viertelstunde waren sie jenseit des Stromes und bald so weit geborgen, als in diesen Schreckenszeiten Jemand geborgen sein konnte, denn sie standen vor Lippach's Wohnung.

Neunundzwanzigstes Buch.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Herzog Maximilian hatte die Führer seines Heeres und eine Anzahl anderer Männer, die, als der kaiserlichen Sache ergeben, Vertrauen genossen, zur Berathung auf das Schloß beschieden. Boucquoi, Verdugo, Wallenstein und mehrere andere Obersten, Thyßka, Pater Dominicus nebst einigen andern Geistlichen waren zugegen. Pappenheim, in der Schlacht schwer verwundet, fehlte. Der Herzog trat, von Tilly begleitet, ein; die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll.

„Seid mir willkommen, ihr Herren", begann der Herzog, „zum ersten friedlichen Geschäft in der dem Kaiser wiedergewonnenen Hauptstadt Böhmens! Prag ist nun ganz in unserer Hand. Wie mir der Generallieutenant Graf Tilly soeben berichtet hat, ist die Entwaffnung der böhmischen Truppen, die uns noch Schwierigkeiten machte, glücklich vollendet. Sie haben auf dem freien Felde vor der Neustadt sämmtlich die Waffen gestreckt. — Im Uebrigen ist die Stadt ruhig, und die Bürger scheinen tiefe Reue über das Vorgefallene zu empfinden. Die Stände haben

sich bereit erklärt, Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand neu zu huldigen, und ihn als rechtmäßig succedirenden König von Böhmen anzuerkennen. Damit haben sie ihr angebliches Wahlrecht, auf das sich der ganze Act des Aufruhrs stützte, völlig aufgegeben. — Auf morgen, als den 10. November neuen Stils, habe ich den erneuten feierlichen Huldigungsact ausgeschrieben. Ueber die fernern Maßnahmen gegen die Strafbaren und über alles Das, was zur Beruhigung des Landes und zur Herstellung einer festen Ordnung in der Zukunft nothwendig ist, werde ich die Bestimmungen Sr. kaiserlichen Majestät einholen. Doch erwartet Höchstderselbe von hier aus Berichte und Vorschläge, und darüber möchte ich die Meinung der versammelten Herren hier vernehmen. — Herr Graf von Boucquoi, wolltet Ihr mir gütigst mittheilen, was Euch zunächst als das Zweckmäßigste erscheinen würde?"

„Ew. herzoglichen Gnaden erlauben mir zu bemerken", antwortete der Feldmarschall, „daß ich, was die Maßregeln zur Herstellung der bürgerlichen Ordnung und Ruhe in diesen Landen anlangt, nicht in dem Fall bin, eine Meinung geltend zu machen. Wenigstens für jetzt nicht. Denn wir haben noch sehr ernstlich an den Krieg zu denken. Freilich sind wir im Besitz Prags, aber doch noch nicht so ganz im Besitz Böhmens, wie mir scheinen will. Ich bin überhaupt höchstlich erstaunt, daß man uns nur Prag so wohlfeilen Kaufs überlassen hat."

Tilly nickte stumm.

„Es ist mir sehr erfreulich, daß die böhmischen Mannschaften ihre Waffen niedergelegt haben, aber es ist mir noch verwunderlicher! Wir haben großes Glück gehabt ...."

„Größeres als unser Verdienst, wollt Ihr sagen, Herr

Feldmarschall", fiel der Herzog etwas empfindlich ein. — „Ich erkenne gern", setzte er besänftigend hinzu, „die große Gnade Gottes, die uns zu Theil geworden!"

„Ich erkenne sie mit Ew. herzoglichen Gnaden", antwortete der Marschall, sich verbeugend, „und will mich bestreben, sie durch Anstrengung aller meiner eigenen Kräfte zu verdienen. — Mein nächster Vorschlag wäre der, die Veste Karlsstein zu belagern. Sie ist von zweitausend Mann englischer Hülfstruppen besetzt, die nach der Flucht des Kurfürsten Friedrich wol nicht geneigt sein werden, sich lange zu vertheidigen. Uns aber ist der Besitz des Karlsstein nothwendig, weil von dort aus Prag immer wieder beunruhigt werden kann."

„Und weil sie die kostbarsten Documente bewahrt für Alles, was wir in Böhmen zu ordnen haben", bemerkte der Herzog. „Es ist die wichtigste Eroberung, die wir machen können; und ich wüßte sie keiner sicherern Hand anzuvertrauen als Euch selbst, Herr Feldmarschall."

Boucquoi verbeugte sich.

„Ob der Karlsstein noch so viel wichtige Documente enthält", antwortete er, „lasse ich dahingestellt sein. Die Krone und ein großer Theil wenigstens der Kronjuwelen sind nach Prag gebracht. Die Reichsschätze werden wol weder hier noch dort zu treffen sein. Doch das bei Seite. Was den Krieg angeht, so haben wir noch mit wichtigern Dingen zu thun, meine ich. Denn wir haben noch Mansfeld im Rücken und die Ungarn vor uns und in den Flanken.

„Mein Rath ist", nahm Tilly das Wort, „daß das kaiserliche Heer sich nach Karlsstein und nach Mähren gegen die Ungarn wendet. Mit den Truppen der Liga will ich Prag behaupten und gegen Mansfeld marschiren."

„Einverstanden!“ sprach Boucquoi kurz, der die Trennung der Heermassen eifrig wünschte.

„Werdet Ihr beides zugleich ausführen können, Graf Tilly?“ fragte Verdugo. „Mansfeld ist ein anderer Gegner als die, mit denen wir es hier zu thun hatten!“

„Ich denke es mit ihm aufzunehmen!“

„Für Prag sind allein wenigstens zwölftausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter nöthig“, meinte Verdugo.

„Ich begnüge mich mit der Hälfte“, war Tilly's ruhige, kurze Antwort.

„Was meint Ihr, Graf Wallenstein“, wandte sich Verdugo mit Eifer an diesen. „Ihr kennt den unruhigen Geist der Böhmen. Ist diese Stadt mit sechstausend Mann in Ordnung zu erhalten?“

„Bei Zucht und Ordnung der Truppen, ja“, antwortete Wallenstein.

„Und wenn durch das heilsame Beispiel der Strenge“, fügte Thyßka mit finster blickenden Augen hinzu, „der aufrührerische Sinn gedämpft wird.“

„Die Strenge oder Milde ist Sache Sr. Majestät des Kaisers“, entgegnete der Herzog. „Uns aber liegt die Vorsicht ob!“

„Ich habe offene Augen“, sprach Tilly trocken.

„Und die gefährlichsten Häupter sind entflohen“, sagte Boucquoi.

„Nicht alle“, wandte Verdugo ein.

„Leider, leider die meisten“, rief Thyßka aus.

„Wolltet Ihr sie lieber in der Stadt?“ fragte Boucquoi spöttisch.

„In unserer Hand. Zur abschreckenden Bestrafung!“ entgegnete Thyßka. „Bedenkt, Herr Feldmarschall, welche Frevel sie verübt haben!“

„Wir wären der göttlichen Gnade des Sieges nicht würdig“, rief Pater Dominicus eiferglühend, „wenn die Verbrechen, welche diese Ketzer gegen die heilige Kirche verübt haben, nicht bis an dem letzten Schuldigen bestraft würden!“

„Strafe und Gnade, ehrwürdiger Pater“, wiederholte der Herzog, „liegen in der Hand Sr. Majestät des Kaisers!“

„Allein“, sprach Thyßka unterwürfig schmiegsam, doch mit dem Blitz unversöhnlichen Hasses im Auge, „mich dünkt, gnädigster Herzog, es müsse Sr. Majestät die Möglichkeit der Wahl zwischen Strafe und Gnade nicht verkürzt werden!“

„Was meint Ihr damit! Herr Pater?“ fragte der Herzog.

„Ich meine, wir dürften den Schuldigen nicht die Möglichkeit lassen, sich der Strafe zu entziehen. Es sind schon Viele geflüchtet, und gewiß werden noch viel mehr, sie werden Alle flüchten, wenn sie es vermögen!“

„Desto besser!“ warf Tilly halb unwillig hin.

Dominicus fuhr ereifert auf, doch als besinne er sich plötzlich eines Andern, unterdrückte er seine Aufwallung und schwieg. Er gab ferner kein Wort mehr zu den Verhandlungen.

„Ich werde die Häupter des Aufstandes überwachen lassen“, sagte der Herzog, „bis der Kaiser entschieden hat. Die Flucht ist jetzt Allen abgeschnitten, und bis auf Thurn sind sie noch Alle in Prag!“

„Vergebt, gnädigster Herr Herzog! Viele sind geflüchtet!“ wandte Thyßka ein. „Ich spreche nicht einmal von dem Könige der Aufrührer, aber wie viele seiner Helfer sind entkommen! Thurn's ganze ketzerische Familie, der Graf Hohenlohe, der Fürst von Anhalt —“

„Ich glaube, Pater Thyßka", warf Boucquoi spöttisch dazwischen, „es stünde etwas schlechter um Eure Wünsche und Hoffnungen, wenn die Herren hier geblieben wären, — an der Spitze ihrer Truppen!"

„O, es sind noch Andere geflüchtet, deren Flucht wir tief beklagen müssen", entgegnete Thyßka gereizt; „der Frevler, welcher die Hand an des Kaisers Majestät selbst legte, der Verbrecher Tharradel ...."

„Die Aufzählung der Geflüchteten kann uns hier zu nichts führen", unterbrach ihn der Herzog mit Ernst; „allein Ihr habt vollkommen Recht, ehrwürdiger Pater, daß wir auf diese schweren Verbrecher das wachsamste Auge haben müssen!"

Tilly hatte während dieses ganzen letzten Theils der Verhandlungen geschwiegen und sein finstres Auge auf den Boden geheftet. — —

„Darf ich Ew. herzoglichen Gnaden fragen", wandte sich Boucquoi zu einem neuen Gegenstande, „ob der verhaftete pfälzische Rath die Angaben gemacht hat, die man von ihm fordert?"

„Er hat eingeräumt, daß er das Eigenthum seines Herrn in Gewahrsam gebracht habe, aber mit Entschiedenheit verweigert, irgend eine Auskunft darüber zu geben. — Allein bei der genauen Durchsuchung des Hauses haben sich nebst mehreren wichtigen Papieren aus der Kanzlei auch Juwelen und ansehnliche Summen im Keller vergraben vorgefunden."

„Sind auch die wichtigen Briefschaften des Kurfürsten, deren die geheime Anzeige Erwähnung thut, in unsere Hand gelangt?" fragte Boucquoi.

„Diese sind bis jetzt nicht aufgefunden." —

Bouquoi schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Leugnet der Verhaftete, daß dergleichen noch vorhanden sind?“ fragte er.

„Das nicht. Er beharrt nur dabei, daß er als vereideter Diener seines Fürsten nichts von diesen ihm anvertrauten Gütern oder Papieren überantworten dürfe.“ —

„Hm!“ murmelte Boucquoi. „Es ist Schade! Denn aus diesen Papieren würden vielleicht die wichtigsten Anschuldigungen gegen den Kurfürsten von der Pfalz hervorgehen. — Es ist zwar sein Verfahren gegen Se. Majestät den Kaiser männiglich bekannt, und wird dasselbe alle Maßnahmen der Strenge genugsam rechtfertigen, die gegen den Kurfürsten als Fürsten des Reichs genommen werden dürften; allein zur öffentlichen Rechtfertigung sind dergleichen schriftliche Beweisstücke doch immer von dem größten Werth!“

„Das Aufgefundene enthält schon viel Wichtiges; die andren Documente kommen vielleicht noch in unsere Hand“, antwortete der Herzog. „Das Verhör der Tochter des Raths Rippell“, setzte er hinzu, „hat indessen nichts darüber ergeben; sie behauptet von den Geschäftsangelegenheiten des Vaters gar keine Kenntniß zu haben.“

„Hat ein peinliches Verhör stattgefunden?“ fragte Boucquoi in einem Ton, als ob er dies misbilligen würde.

„Nein“, antwortete der Herzog ebenso.

Thyßka fuhr unwillig auf; doch er beherrschte sich auf der Stelle wieder und schwieg. Seine Züge drückten nur eine spöttische Verwunderung aus, daß man nicht einmal die Folter angewendet habe zu so wichtigem Geständniß. Er wandte sich zu Dominicus, während Boucquoi noch einige andere Fragen that, und sprach leise mit ihm. Doch ihre Gesichtszüge verriethen, daß ihr Gespräch sehr eifrig war und sehr wichtige Gegenstände betraf.

Verdugo war unterdeß zu Wallenstein getreten und hatte gleichfalls ein leises, lebhaftes Gespräch mit demselben. Er vertheidigte seine Ansichten über die nothwendige Stärke der Garnison von Prag. Dieser, wie er sich bei der Berathung in strenger Zurückgezogenheit gehalten, antwortete auch jetzt nur einsilbig.

Der Herzog hatte noch einige Worte mit Tilly gesprochen; dann wandte er sich zur Versammlung: „Zur gemeinsamen Berathung liegt im Augenblick nichts mehr vor. Der Generallieutenant wird die besondern Befehle ausfertigen lassen!“ Damit grüßte er die Versammlung und ging. Die Andren verließen den Saal gleichfalls.

Dominicus und Thyßka waren die Letzten. Sie gingen zusammen hinaus. — —

„Also, Ihr schließt Euch der Meinung des Herzogs mit Vertrauen an, theurer Bruder?“ fragte Dominicus den Pater Thyßka, als sie sich allein sahen.

„Reiflich überlegt, ja, verehrter Bruder“, antwortete dieser, „doch mit andrem Endzweck. Da nicht sofort die Strafe eintritt, ist es besser, den Anschein zu nehmen, als begnüge man sich mit dem Siege im Ganzen und denke nicht an die Einzelnen; so wiegen wir sie in Irrthum.“

„Es werden Viele flüchten!“ antwortete Dominicus, indem er missbilligend den Kopf schüttelte.

„Aber mehr zurückkommen. Jedenfalls bleiben ja ihre Güter zum Pfande!“

„Für das Leben lassen sie sie doch im Stich!“

„Deshalb müssen sie für das Leben zu fürchten aufhören.“

„Es wird schwer halten sie zu beruhigen.“

„Es wird gelingen durch unsere eigene Ruhe“, sagte Thyßka, „und“, setzte er hinzu, „durch Strenge gegen Einige, die Strafbarsten; die müssen aufgesucht werden,

damit unser Verfahren nicht unglaublich erscheint. Zwei von ihnen hat unser Zaloska schon ausgespürt, Martin Frühwein und Nikolaus Diewiß; sie sind noch in Prag."

„Die nehmt gefangen; insonders diesen Frühwein!" rathe ich an, rief Dominicus.

„O, seiner wird der Orden wol gedenken", erwiderte Thyßka mit schneidendem Lächeln.

„Der Zaloska scheint ein eifriger Diener!"

„Ein Spürhund ohne Gleichen, — besonders wenn man ihm die Witterung mit Gold macht!" entgegnete Thyßka.

„So versäumt das ja nicht!" sagte Dominicus dringend.

„Zuverlässig nicht", war Thyßka's Antwort. „Wir dürfen nicht einschlummern, wir schläfern nur ein!"

„Wohl, theurer Bruder, sehr wohl", erwiderte Dominicus.

„Ich werde jetzt", begann Thyßka nach kurzem Schweigen, „den Rath des hochwürdigen Paters Lamormain, den er mir einmal gab, ganz besonders beachten. «Hände in den Schos; Ohr und Auge offen!»"

„Ich werde ihm erzählen, wenn ich nach Wien reisen sollte, wie Ihr seine Lehren hochachtet", versetzte Dominicus lächelnd.

„Ihr reiset doch nicht so bald, hochwürdiger Vater?" fragte Thyßka.

„Etliche Wochen bleib' ich noch hier. Es wird für mich so Manches zu thun geben. Den Eifer der Kriegsleute für die heilige Sache der Kirche darf ich nicht erkalten lassen!"

„Sie folgen Euch, würdigster Bruder, wie einem Propheten! Das haben wir beim Beginn der Schlacht gesehen!"

Unter diesem Gespräch hatten die beiden Geistlichen den Ausgang erreicht, wo ihr Weg sie trennte.

„Wir bleiben Eins!“ sagte Dominicus, indem er Thyßka die Hand reichte.

„In alle Ewigkeit! hochwürdigster Bruder!“ erwiderte dieser.

„Die himmlische Jungfrau Maria behüte Euch in Gnaden!“

„Und Euch!“

So schieden sie.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Als Therese sich aus dem Hause Lippach's zu ihrem schweren Gange auf das Schlachtfeld anschickte, vernahm der Pfarrer ihren frommen muthvollen Entschluß mit Ehrfurcht; er wußte, daß er unerschütterlich fest war, und trachtete daher nicht, ihn zu ändern. Er ließ sie ziehen mit seinem Segen, und sein Gebet begleitete ihre Schritte. — Da sie in der Nacht und den ganzen folgenden Tag nicht zurückgekehrt war, erfüllte ihn bange Sorge um ihr Geschick! Mit tiefer Wehmuth betrachtete er ihren Knaben, dessen liebevolle Pflege seine Hausfrau Gertrud übernommen hatte. Das Kind lag in der Wiege und schlummerte süß. Es war um die achte Stunde des Abends. Tiefe Stille herrschte rings um das Haus. Denn in diesen Tagen der Besorgniß war die Straße um diese Zeit von den Bürgern schon ganz leer geworden, weil jeder sich doch im Hause hinter Schloß und Riegel sicherer wähnte. —

Da tönte der Schall des Thürpochers durch die stille Wohnung. Lippach schreckte bang zusammen; nach einigem Lauschen, während dessen das Pochen sich erneuerte, ging er selbst vorsichtig mit der Leuchte hinab und öffnete das kleine, durch ein Eisengitter verwahrte Fenster in der Hausthür. In welcher Freude wallte sein Herz über, als er Theresens liebliche, edle Züge von dem Lichtstrahl angeleuchtet sah. „Willkommen, Gott sei gelobt!" rief er aus.

„Ja, Gott sei gelobt!" erwiderte sie unter dankbaren Thränen. „Gott sei ewig gelobt, denn ich komme nicht allein. Seine gnädige Hand hat mich durch das Dunkel geleitet, mein Vater und Xaver, sie sind gerettet, — sie begleiten mich!"

„Herr, deine Gnade ist groß und deine Wunder sind unerschöpflich!" rief der Pfarrer aus tief bewegtem Herzen, und beeilte sich die Pforte zu öffnen.

„Ach, theurer, würdiger Freund", begann Therese mit sanfter Stimme, „bevor Ihr Euer Haus aufthut, muß ich eine große Bitte an Eure christliche Liebe richten! — Nicht nur, daß Xaver und mein Vater mich begleiten, auch andere unglückliche Glaubensgenossen führe ich Euch zu, die auf Euer gastliches Dach und Eure Hülfe hoffen!"

„Sie sollen Alle willkommen sein", sagte der Pfarrer mit Wärme, und im Augenblick war die Thür geöffnet. Sie traten ein.

Therese sank tief bewegt an Lippach's Herz. Thränen dankbarer, staunender Rührung füllten seine Augen über das Gelingen ihrer kühnen That. Er begrüßte Xaver und Wolodna, als von den Todten erstandene Freunde, durch Händedruck und Umarmung. Liebevoll empfing er die bebende, kaum der Sprache mächtige Agathe und ihre Begleiter. Mit wenigen Worten erzählte ihm Therese deren Geschick

und das wunderbare Zusammentreffen mit ihnen. Lippach vernahm es mit Staunen und inniger Theilnahme. „Ihr seid also“, wandte er sich zu Agathen, „die Tochter des redlichen, wohlwollenden Raths Rippell, der auch den Armen meiner Kirche so viele reichliche Gaben zukommen ließ? Und ein so biederer Mann ist verhaftet! — Ihr seid geflüchtet! — Allgütiger, in welcher Zeit des Grauens leben wir!“

Agathe lehnte sich tief erschüttert an Theresens Brust.

„Nun, verzaget nicht, habt Gottvertrauen“, tröstete sie Lippach mit sanftem Zuspruch. „Sehet, welche wunderbare Wege der Herr uns führt! Erhebt euer bangendes Herz an dem Los dieser treuen Gattin und Tochter, die ihre Lieben fast aus dem dunklen Schos des Todes selbst wieder gewonnen hat. Auch für Euch wird Gott die Auswege finden, die aus der Nacht zum Licht führen. — Tretet ein in dieses Haus; der Friede Gottes hat bisher darin gewaltet; er wird sich auch über Euer junges Haupt breiten.“ —

Er nahm Agathens Hand und führte das fast einsinkende, weinende Mädchen seiner getreuen Hausfrau Gertrud zu, die, als sie Theresens Stimme erkannt hatte, auch herabgekommen war. Mit mütterlicher Freundlichkeit leitete sie Agathen hinauf in das Wohngemach.

Das Haus war sorgfältig wieder verschlossen worden. Lippach lud die Flüchtigen alle ein, einstweilen hinaufzukommen in seine Wohngemächer, bis das geeignete Unterkommen für sie bereitet sei.

Einer der Ankömmlinge hatte bis dahin ganz im dunklen Hintergrunde gestanden; er scheute sich näher zu treten. Es war Kaspar Schwarz. Der wilde Mensch vernahm hier milde Töne, Worte der Menschlichkeit, des heiligen

Friedens, die er in dem verworrenen Getümmel seines Lebens, wo das Schlachtgetöse fast nie unterbrochen war, kaum jemals gehört oder stets überhört hatte. Jetzt wehten sie über das schmelzende Eis seiner Seele wie ein linder Frühlingshauch hin; er war weich wie ein Kind. Wie darfst du mit deinem Leben voll Sünde und Frevel, voll Gewaltthat und Mord in diese Behausung des Friedens treten? dachte er, und zögerte der Einladung des Pfarrers zu folgen. Doch Therese vergaß seiner nicht; in ihrer tief verstehenden Seele ahnte sie seine Empfindungen, trat auf ihn zu, nahm seine Hand, führte ihn zu Lippach und sagte: „Dieser Mann ist unser Retter und unsere Stütze gewesen! Ein rauher Krieger, aber mit einem treuen Herzen! Ihn bedroht Gefahr wie uns; wir können sein Schicksal nicht von dem unsrigen trennen."

Verwirrt trat Kaspar näher. Er war bis hierher einem Geistlichen, mochte es ein Priester der katholischen Kirche oder ein evangelischer Diener Gottes sein, fast nie anders als mit Spott und Hohn gegenübergetreten; ja, er hatte sich oft wol noch schlimmerer That schuldig gemacht! Zum ersten male empfand er jetzt, in der Umkehr seines ganzen Wandels, die Ehrfurcht, welche einem dem Frieden und der Liebe geweihtes Leben gebührt. Er fühlte, daß sein ganzes Dasein, einem solchen gegenüber, nur ein frevelndes war; daß es wenigstens nur zum Unheil der Menschen auf dem vergifteten Boden blutgedüngter Felder wachsen konnte, und Fluch, Seufzen und Jammer daran hafteten, wie auf dem des Priesters Dank und Segen ruhten.

„Herr", sagte er zerknirscht, „ich bin nicht werth unter Euer Dach zu treten! Laßt mich draußen! Ich bringe Euch am Ende Unheil; und ob mich's einen Tag früher oder später trifft, das ist nun doch Alles Eins!"

„Bist du ein Verirrter, mein Sohn, so habe ich doppelt die Pflicht, dich zu mir zu laden und mit Trost und Liebe des rechten Weges zu führen“, antwortete Lippach freundlich. „Aber ich vernahm ja, daß du der Retter dieser unserer Freunde bist?“

„Ach Herr! Ich bin ein arger Sünder und Frevler! Mir wäre besser, ich wäre nie geboren!“ brach Kaspar wie in Verzweiflung aus. —

Der Kampf der Reue und Besserung in seiner verwilderten Seele mit dem alten düstren Unheil nahm immer wieder diese heftigen erschütternden Gestaltungen an. Doch Lippach's erkennender Blick, und sein milder, echt christlicher Sinn verstanden sogleich, was in ihm vorging.

„Und wärest du der Verirrtesten Einer, mein Sohn“, sagte er und nahm ihn herzlich bei der Hand, „wer da umkehrt und sich dem rechten Ziele zuwendet, den nehmen die Arme des Herrn immer liebreich auf. Sei mir willkommen auf deinem guten Wege und lege dein Haupt nieder unter meinem Obdach, wie alle Diese. Du wirst Segen mitbringen, nicht Unheil und Fluch!“

Diese Friedensworte fielen wie ein Sonnenstrahl, erleuchtend und erwärmend zugleich, in die dunkle Seele des lange Verirrten. Das rauhe Erz seiner Brust, schon von seiner eigenen innern Glut durchdrungen, erweicht, schmolz jetzt in weichen Wellen. Er hatte nicht Worte, nur Thränen, in heftigen Ergüssen seiner heftigen Natur; auf Lippach's Hand gebeugt, küßte er sie in heißer Inbrunst und demuthvollem Seelenschmerz. Endlich schluchzte er: „Legt mir auf, Herr Pfarrer, was Ihr wollt für Buße, — fordert mein Leben! Ich thue nach Eurem Geheiß!“

Der Pfarrer beruhigte ihn und hieß ihn mit den Andren folgen.

Mit liebevollem Eifer hatte die Hausfrau schon für Erquickungen gesorgt, deren Alle bedurften. Für die Halberstarrten loderte ein wohlthätiges Feuer im Kamin. In den stillen Gemächern des Hinterhauses, zur Aufnahme von Gästen überhaupt bereit, wurden sogleich noch einige Lagerstätten aufgeschlagen.

Therese war mit sehnsuchtsvoller Mutterliebe in das Schlafgemach des Kindes geeilt und hatte ihren Knaben mit glänzenden Augen der Freude, der Liebe und der Wehmuth betrachtet. Nur einen leisen Kuß hauchte sie auf seine Stirn, um das Kind nicht zu wecken. Dann eilte sie, wie angestrengt und erschöpft sie war, der Hausfrau zu Hülfe. Selbst Agathe fand eine Stärkung, einen Trost darin, häuslich behülflich zu sein. So war es möglich, daß noch keine halbe Stunde vergangen war, und doch schon alle die unvermutheten Gäste, neu erquickt durch Alles, was der Leib bedurfte, nach so schweren Tagen und Wanderungen, sich wieder in Lippach's Wohngemach beisammenfinden konnten, gemeinsam das Mahl einzunehmen. Sie reihten sich um den Tisch, wie eine Familie. Lippach trat an das obere Ende; er schickte sich an, das Gebet zu sprechen. In tiefer heiliger Stille hingen die Blicke Aller an ihm. Es war das erste mal, daß Kaspar Schwarz, seit den längst verrauschten Tagen früher Kindheit, an einem Gebet theilnahm! Er war ängstlich, ob er wol in diesen frommen Kreis gehöre, ob er auch das Rechte zu thun wisse, und blickte auf Theresen, die, ihn verstehend, ihm mit sanften Augen zuwinkte, indem sie die Hände über der Brust faltete, ihm zur Andeutung, daß er dasselbe thun möge. Er folgte wie ein Kind, das von der Mutter Unterweisung erhält.

„Vater der Liebe!“ begann Lippach, „lasse deinen Segen

walten über uns und deinen Frieden in uns! Ueber die Erde sendest du jetzo schwarze Wolken, daß sie schwer verfinstert ist; doch dein lichtes Auge wacht in reiner Höhe und leitet unsere Schritte. Behüte unser Herz, daß es in kindlichem Vertrauen zu dir beharre! Du hast Großes an uns gethan, und dich herrlich verkündigt an uns Allen, die wir hier versammelt sind! Durch düstre Nacht, wo kein Auge einen Ausweg sah, hast du uns geführt zu heiligem Licht! So wollen wir nicht verzagen, auch wenn du ferner unser Herz prüfest durch Schmerzen; denn wo thränenvolle Augen zu dir blicken, da flößest du den Balsam des Trostes in die wunde Brust. Du lässest schimmern den Stern der Hoffnung den Trauernden, und das Licht der Wahrheit den Verirrten! Dank sei dir gebracht, Allvater der Liebe, von uns Allen, die du vereint hast unter diesem Dach, das du schützend über uns breitest an diesem Tisch, den deine milde Hand gedeckt!

„Ueber uns walte dein Segen, und in uns dein Frieden! Gelobt sei, Herr, in alle Ewigkeit."

Wie das Gebet des Frommen aus seiner tiefsten Seele quoll, so drang es in die Seele der Versammelten. Die Herzen erhoben sich in Dank und Vertrauen. Eine friedliche Stille ergoß sich über das Gemüth Aller. Sie setzten sich nieder zum Mahl, und es erquickte sie nach so schweren Stunden, und gab ihnen Muth für schwerere — die noch unter dem Schleier der Zukunft lagen!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Pater Lamormain saß schon am frühen Morgen, bevor es tagte, in seinen Pelz gehüllt, am Arbeitstisch, wo er sich beim Schein der Lampe eifrig mit Briefschreiben beschäftigte, als sein Diener eintrat, und ihm die Botschaft brachte, es sei ein kaiserlicher Lakai im Vorzimmer, der den Auftrag habe, den Herrn Beichtvater zu ersuchen, sich sogleich zu Sr. Majestät dem Kaiser zu begeben, um einer wichtigen Berathung über neu eingetroffene Nachrichten aus Böhmen beizuwohnen.

„Ist der reitende Bote schon fort?“ war die Frage, welche Lamormain that, statt Antwort auf die Botschaft zu geben.

„Er will eben zu Pferd steigen.“

„Er soll noch warten, bis ich von Sr. Majestät zurückkehre. — Der junge Benedetto Maschino, den ich um acht Uhr zu mir beschieden, soll sogleich zu mir hereingeführt werden, wenn er kommt.“ —

„Ich lasse“, setzte er jetzt nach einigem Besinnen hinzu, „Sr. kaiserlichen Majestät meine tiefste Ehrfurcht bezeigen, und werde auf der Stelle bei Höchstderselben erscheinen. — Richte das aus, guter Gregor, und komm dann wieder herein, mich anzukleiden.“

Der Diener ging.

„Etwas Neues werde ich nicht erfahren“, sagte Lamormain selbstzufrieden vor sich hin, als Gregor hinaus war. „Denn ich bin, dem Himmel sei Dank, nicht schlechter bedient als Se. Majestät. Allein wir werden uns

über manches Erfreuliche und Wichtige zu unterhalten haben!"

Er setzte sich wieder an den Tisch, schrieb eifrig weiter und achtete nicht auf den abermals eingetretenen Diener, der die Kleidungsstücke zurechtlegte, und, die Gewohnheiten seines Herrn kennend, ihn durch kein Wort störte.

Lamormain faltete den Brief sorgfältig zusammen, siegelte ihn selbst und machte auch die Aufschrift selbst. — Jetzt stand er auf und ließ sich ankleiden. Er war eben fertig, als ein leises Pochen an der Thür sich vernehmen ließ. Auf das „Herein!" Lamormain's trat Benedetto ein, der seit einigen Wochen aus Spanien zurückgekehrt war. Der Jüngling sah sehr bleich und leidend aus. Sein schwärmerisches Auge war tief eingesunken und brannte aus der dunklen Beschattung seiner Augenbrauen hervor.

„Ihr habt befohlen, ehrwürdiger Vater", sagte er, sich tief verbeugend.

„Ja mein lieber Sohn", entgegnete Lamormain sehr freundlich. „Ich habe wieder ein Geschäft für dich!"

Benedetto's Brust hob sich von einem tiefen Seufzer, doch er unterdrückte denselben, sodaß nicht der leiseste Laut zu hören war. Allein wer ihn genau beobachtet hätte, müßte ihm das bekämpfte Gefühl angesehen haben.

„Du hast dich bei deinem ersten Auftrage so geschickt und eifrig gezeigt, mein lieber Sohn", sagte Lamormain zu ihm, „daß ich dir volles Vertrauen zu einem ebenso wichtigen schenken darf. — — Laß jetzt den Wagen vorfahren" .... wandte er sich zum Diener, „und erwarte mich draußen!"

Gregor ging.

„Sieh, lieber Sohn", wandte er sich zu Benedetto, da sie allein waren, „mit diesem Schreiben" — er gab ihm den

eben vollendeten Brief — „wirst du sogleich nach Prag abreisen, und dich bei unserm Ordensbruder Thyßka einführen. Er wird dir dort deine weitere Thätigkeit anweisen. Für mich selbst hast du wieder dasselbe zu thun wie in Madrid. Du wirst mir, diesmal thust du es aber in spanischer Sprache, nicht in lateinischer, merke das wohl! sorgfältige Nachrichten über Alles, was in Prag geschieht, zukommen lassen. Du weißt, wie deine Zukunft von der Treue und Sorgsamkeit deiner Berichte abhängig ist! Der Herzog Maximilian von Baiern, der Graf Tscherklas von Tilly sind diejenigen Personen, die du nicht aus dem Auge lässest. Ich habe Ursach zu glauben, daß besonders der Letztere nicht ganz in der Weise verfahren möchte, wie es mir richtig scheint. Berichte mir also genau über jede seiner Aeußerungen. — Ferner werden in einigen Tagen die Herren Martiniz und Slawata nach Prag zurückkehren. Auch über diese, wiewol ich glaube, daß wir sehr einverstanden sind, sendest du mir deine Berichte. — Du reisest heut Vormittag noch ab über Linz und von dort über Budweis. Diese Straße ist uns jetzt schon offen. Hoffentlich auch bald die gerade von hier nach Prag! — Im Uebrigen beziehe ich mich auf Alles, was ich schon gestern Abend mit dir besprochen und was dir Pater Thyßka für alle einzelnen Fälle anrathen wird. — Hättest du noch etwas, was dir undeutlich wäre?“

„O nein, ehrwürdiger Vater“, war Benedetto's kaum hörbare Antwort.

„So nimm meinen Segen auf den Weg! Gott und seine Heiligen mögen dich in ihren Schutz nehmen.“

Benedetto drückte den Kuß der Ehrerbietung auf Lamormain's Hand und ging schweigend.

„Hm! Hm!“ murmelte Lamormain; „ich sehe es dem

jungen Menschen wohl an, daß er mir ungern gehorcht. Einerlei! Noch gehorcht er! Man muß die Zeit seiner Schwärmerei nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er ist noch am Wendepunkte. Entweder er schlägt mir bald um, und dann — ein Strich durch sein Leben und Thun; oder er schlägt ganz ein, und dann werden wir nicht leicht einen festeren Pfeiler des Ordens haben als ihn. — Doch Zeit war es, hohe Zeit, ihn von der schönen Gräfin Alphonsine zu entfernen! Nun, sie hat mir ihre Dienste geleistet; ich darf nicht undankbar sein! Jetzt vorwärts, guter Benedetto! Schmilz im Feuer, oder werde hart wie Stahl!" —

Der Diener meldete, daß der Wagen bereit sei. — Zehn Minuten später stieg Lamormain in der Burg die Stufen zu den Gemächern des Kaisers hinan.

Die Reihe der Vorzimmer stand offen; trotz der frühen Morgenstunde war schon eine lebhafte Bewegung im Palast. Dicht hinter Lamormain war Graf Trauttmansdorff vorgefahren; er folgte dem Beichtvater des Kaisers auf dem Fuß. Fürst Eggenberg war schon im Gemach bei Sr. Majestät. Im zweiten Vorzimmer hatten sich Kammerherren und Pagen eingefunden, um dem Kaiser mit dem Morgengruß zugleich ihre Glückwünsche darzubringen.

Die Nachricht von der Schlacht bei Prag und ihrem glänzenden Erfolge war schon Abends zuvor eingetroffen. Jedoch erst diesen Morgen in erster Frühe die Kunde von der Besetzung und völligen Unterwerfung der Stadt ohne allen Widerstand, und von der Flucht des Kurfürsten Friedrich. Denn König war er hier niemals genannt worden, vollends jetzt nicht! Die ganze Burg war von diesen freudigen Nachrichten erfüllt, welche die völlige Beendigung des Krieges zu verbürgen schienen. Lamormain wurde von allen Seiten umringt und auch ihm Glück-

wünsche und Dank dargebracht, da Jedermann wußte, daß vorzüglich er es gewesen, der den Kaiser in der Beharrlichkeit seiner Entschlüsse gestärkt hatte.

Mit dem Grafen Trauttmansdorff zugleich trat er ins Gemach des Kaisers. Beide wurden zum Handkuß zugelassen.

„Wir haben der Gnade Gottes aus tiefster Seele Dank zu sagen", sprach Ferdinand, als sie ihm diese Ehrfurcht bezeigten, mit feierlicher Stimme, und in einer Bewegung, die sein ganzes Innere erschütterte. „Der Sieg, den wir dem Himmel verdanken, hat auch die reichsten Folgen getragen. Durch die Schlacht ist die Hauptstadt des empörten Landes nicht nur völlig in unsere Hand geliefert, sondern die Aufrührer sind auch reuevoll zur Unterwerfung zurückgekehrt. Indem wir sprechen ist die neue Huldigung in Prag bereits erfolgt. Sie war auf gestern anberaumt!"

„Heil meinem gnädigsten Herrn und Kaiser", erwiderte Lamormain, „der in diesem Siege endlich die Frucht seiner langen, muthvollen, unerschütterlichen Anstrengungen für die Sache der heiligen Kirche genießt!"

„Von dem Herzog von Baiern und vom Grafen Boucquoi sind ausführliche Berichte eingegangen. Es bleibt kein Zweifel mehr! Wir können den Kampf als beendet betrachten. — Er hat große Opfer gekostet!" setzte er mit einem ernsten Blick hinzu. — „Geben Ew. Liebden den Herren die Depeschen selbst zu lesen", sagte der Kaiser zu Eggenberg.

Dieser reichte sie ihnen. Während Lamormain die Briefe des Herzogs durchflog, las Graf Trauttmansdorff die Boucquoi's.

Der Kaiser hatte befohlen, daß Alle, zu denen er die Nachricht von der Unterwerfung Prags gesendet hatte, sofort

zu einer außerordentlichen Berathung in sein Cabinet eingeführt werden sollten. Es versammelten sich daher bald nicht nur die andern Mitglieder des Conseils, sondern auch sonst viele Männer von hohem Rang und in bedeutenden Aemtern. Besonders solche, die bei der böhmischen Sache vorzugsweise betheiligt waren. Der Cardinal Dietrichstein, der noch nicht wieder nach Mähren hatte zurückkehren können, der Burggraf Adam von Sternberg, der auch seit längerer Zeit in Wien lebte, der ehemalige Statthalter in Böhmen, Oberst Kanzler Zdenko von Lobkowitz, welcher nach dem Tode seiner Gemahlin Polyxena gleichfalls Prag wieder verlassen hatte, Martiniz und Slawata, der mährische Freiherr von Zierotin, der Fürst Liechtenstein und viele Andere. Der Minister Graf Fugger erschien in Trauer, wegen seines jüngst in Böhmen auf dem Schlachtfelde gebliebenen Neffen, des Obersten Fugger.

Als die Herren beisammen waren, begann die Berathung unter dem Vorsitz des Kaisers selbst, indem Fürst Eggenberg die erhaltenen Depeschen vorlas. Als er geendet hatte stand er auf; Alle erhoben sich von ihren Sitzen.

„Die ungetreue, durch Aufruhr abgefallene Provinz“, redete der Fürst die Versammlung feierlich an, „ist, wie uns diese Briefe melden, gestern wieder zu dem rechtmäßigen Herrscher zurückgekehrt. Bringen auch wir demselben unsere erneute Huldigung und unsern Glückwunsch dar, durch ein lautes:

„Vivat Rex Bohemiae, Ferdinandus secundus!“

„Vivat Ferdinandus!“ riefen die Anwesenden wie aus Einem Munde, und ließen sich auf ein Knie nieder vor dem Kaiser, dem Gottes Schutz und Huld so sichtbarlich zu Theil geworden.

Es war ein feierlicher Augenblick, dieser Ausbruch aus den Schranken alles gewöhnlichen Ceremoniels. Die tiefste

Stille herrschte nach dem lauten Huldigungsruf. Der Kaiser blickte bewegt im Kreise umher und erhob dann seine Augen gen Himmel. „Gott war uns gnädig; ihm allein die Ehre!“ sagte er bewegt. Er winkte, und die Knienden erhoben sich wieder.

Die Geschäfte begannen jetzt in der Ordnung. Es wurden die Vorschläge und Anliegen, welche in den Depeschen des Herzogs und des Feldmarschalls enthalten waren, einzeln vorgelesen und berathen. Man erkannte bald, daß, obgleich Prag unterworfen war, doch der Krieg noch nicht als beendet angesehen werden konnte, wenn sich die Gegner nur zu irgend einiger Energie erhoben. Am drohendsten erschien Bethlen Gabor, der, wie alle Nachrichten lauteten, sich furchtbar rüstete. Er hatte, so schien es, jetzt die Larve seines zweideutigen Handelns abgeworfen. Böhmen und König Friedrich, den er beneidet hatte, sah er mit heimlicher Freude stürzen, doch für sich selbst wollte er jetzt desto entschiedener auftreten, und nunmehr seine wahren Absichten mit der ganzen Entschlossenheit, Zähigkeit und Schlauheit, die ihm eigen war, verfolgen. Auch waren, bei näherer Betrachtung, noch lange nicht alle unruhigen Elemente in Böhmen selbst gebändigt; Mansfeld konnte noch zähen Widerstand leisten; die ungarischen Hülfsvölker wenigstens durch Raub und Verwüstungszüge gefährlich werden und starke Gegenkräfte fordern. Endlich da Thurn, die Seele und kühne Spitze im Beginn des Krieges, sich gerettet hatte, war es möglich, daß auch um ihn sich die zerstreuten Scharen sammelten und die Beendigung des Kampfes noch lange hinhielten.

Lamormain enthielt sich jeder Aeußerung seiner Meinung während der Berathungen. Nur als Martiniz und Slawata in ihrer lang zurückgehaltenen Erbitterung jetzt von der

Strafe, die man gegen die Aufrührer eintreten lassen müsse, begannen, stand er auf und sagte ernst: „Es wird uns Zeit bleiben, in der Zukunft zu thun, soviel die strenge Nothwendigkeit fordert; für jetzt rathe ich an, daß wir uns nur damit beschäftigen, das neuerworbene Besitzthum sicher zu stellen."

Er warf dabei einen scharfen Blick auf die Beiden so schwer Beleidigten, der diese um so mehr in Erstaunen setzte, als sie bisher nichts Anderes von ihm gehört hatten, als daß man die Frevler unerbittlich bestrafen und jeden künftigen Angriff gegen die Kirche im voraus unmöglich machen müsse. — —

Der Hauptbeschluß, welcher aus der Berathung hervorging, war der, daß Graf Boucquoi Befehl erhalten solle, nach Mähren und Ungarn vorzurücken, um Gabor's verwegene Unternehmungen zurückzuweisen und die Hauptstadt gegen einen Angriff von dort aus zu decken. — In allem Uebrigen wolle man den Vorschlägen des Herzogs Maximilian beitreten.

Der Conseil wurde entlassen. Lamormain war der Letzte, der sich bei dem Kaiser beurlaubte. Indem er sich zum Handkuß niederbeugte, bat er leise: „Gestatten Ew. kaiserliche Majestät, daß ich mir diesen Morgen noch einmal Gehör erbitte?"

„Ich habe schon die elfte Stunde dazu bestimmt, denn ich muß mich mit Euch insbesondere berathen, würdiger Vater!" war des Kaisers gnädige Antwort.

Lamormain schied mit zufriedenen Blicken. Im Vorzimmer traf er Martiniz und Slawata noch an, die unruhig über die Andeutung, welche er ihnen gegeben, auf ihn gewartet hatten. Er sah ihnen an, was sie wollten, und mit der Geschmeidigkeit, durch die er alle Verhältnisse beherrschte,

ging er, den Finger zur leisen Drohung erhebend, scherzend auf sie zu.

„Ei, ei, ihr Herren! Wer wird so ungeduldig sein! — Beachtet doch das alte deutsche Sprüchlein: «Eile mit Weile!» Wir gehen den nämlichen Weg, verlaßt euch darauf! Aber wenn wir die Vögel nicht aufjagen wollen, die in unser Netz müssen, so heißt es leise auftreten!"

Beide sahen ihn verwundert an, da sie sich den Sinn seiner Worte nicht recht klar machen konnten. Er bemerkte es lächelnd und sagte: „Wir wollen über Das, was in Prag zu thun ist, zu einer geschickteren Stunde ruhig miteinander sprechen.. — Um elf Uhr habe ich Audienz bei Sr. Majestät. Wollen die Herren mir um ein Uhr die Ehre ihres Besuches schenken?"

Beide sagten ein erfreutes „Ja".

„Wohl denn; und", setzte er im leichten Ton hinzu, „die Abreise der Herren nach Prag will ich keinen Augenblick hindern noch verzögern!"

„Sie reichten einander die Hand. Es war ein lächelnd geschlossenes, aber furchtbares Bündniß!

Achtundzwanzigstes Capitel.

Um die elfte Stunde stand Lamormain in dem Arbeitszimmer des Kaisers, ihm ganz allein gegenüber. Er begann feierlich, nachdem er einer mächtigen innern Bewegung Herr geworden zu sein schien: „Welch ein Augenblick ist für Ew. Majestät, welch ein erhabener Augenblick ist für

mich, dem in Demuth hingegebenen Diener unserer heiligen Kirche, erschienen! Die Palme des Sieges ist errungen durch Ew. kaiserliche Majestät und der Kranz des Friedens schwebt lohnend über der Stirn, welche sich allen Stürmen des Kampfes gläubig dargeboten hat!"

„Ich hoffe es, ja", erwiderte der Kaiser, durch Lamormain's tiefe Bewegung mit ergriffen, „daß der Friede die Belohnung so mühevoller Kämpfe sein wird!"

„O", fuhr Lamormain warm fort, „wenn ich einen Blick zurückwerfe auf die vergangenen Tage, wie steht die Gegenwart in leuchtendem Glanze vor mir auf jenem dunklen Hintergrunde! Ich gedenke der schreckenvollen Tage, die über dem Haupt Ew. Majestät, über diese Stadt selbst hinzogen? Und siehe, das Gewölk ist zerstreut durch den Hauch des Allmächtigen, und am heitren Himmel leuchtet seine heitere Sonne. Wahrlich, hier kann man mit Recht ausrufen: Afflavit Deus et dissipati sunt! — Gestatten Ew. Majestät, daß ich noch einmal diese Hand küsse und mich verehrend dem Haupt neige, an welchem sich die göttliche Macht so wunderbar verherrlicht hat." —

Ferdinand's Auge glühte; die höhere Bewegung seiner Seele strahlte darin wider.

„Ja", erwiderte er, „ich sinke hin vor dem Allmächtigen, denn seine Hand war über mir in schwerer Bedrängniß; sie hat mich geleitet, da sich mein Weg dicht am Abgrund hinzog!"

„Wahrlich dem ist so", rief Lamormain aus. „Ew. Majestät aber haben den Lohn empfangen der treuen Hingebung für die heilige Sache der Kirche. Im weltlichen Kampfe haben Ew. Majestät gesiegt, weil der Sieg der Wahrheit und des Glaubens stets das erste Ziel Ihres beharrlichen Kampfes war."

„Der Glaube war meine Stütze, meine Hoffnung", antwortete der Kaiser. „Als die Flut der Empörung mir bis ans Herz stieg, als in dieser kaiserlichen Burg die freche Hand des Aufruhrs mich selbst berührte, da war es, ich kann es beschwören, würdiger Vater, einzig der feste Glaube an die himmlische Wahrheit, der mich aufrecht und im zuverlässigen Glauben erhielt." — —

„Die Tage der schwersten Prüfungen sind vorüber", begann Lamormain nach einer Pause mit etwas bedenklicherem Ton, „doch die Prüfungen selbst sind nicht zu Ende!"

„Sie begleiten ja das ganze irdische Leben!" pflichtete der Kaiser bei.

„Und erwerben uns das himmlische", fiel Lamormain ein. — „Die Kirche, ich komme darauf zurück, hat noch manche schwere Forderungen der Selbstüberwindung an Ew. Majestät zu stellen! Wie ewig bereit und unerschöpflich langmüthig sie den Reuigen, den Bußfertigen ihren Schos öffnet: so muß sie gegen die Verstockten ihre volle Gewalt und Strenge anwenden. Es wird, ich weiß es, Ew. kaiserlichen Majestät schwer fallen, Ihre natürliche Milde und Güte zu verleugnen! Allein es wird, ich kann es nicht verhehlen, noch ein unerläßliches Opfer sein, das der heiligen Sache gebracht werden muß. Das Urtheil der Welt in seiner Blödigkeit und in seinen steten Schwankungen wird Ew. Majestät vielleicht Vorwürfe machen; doch dafür werden Ew. Majestät die herrlichste Krone der Gerechtigkeit erwerben!"

Der Kaiser wurde nachdenklich. „Mich dünkt, ehrwürdiger Vater", sagte er nach längerm Schweigen, „in dieser Freude des Sieges wären Milde und Vergebung . . ."

„Den Reuigen und Bußfertigen gewiß", wiederholte

Lamormain seine frühern Worte. „Allein deren werden nicht Viele sein, besorge ich!"

„Ihr selbst, so schien mir, waret bei der Berathung gegen die Anwendung der Strenge, und gegen die Genugthuung, nach welcher Martiniz und Slawata, freilich Die, welche am schwersten beleidigt wurden, hastig drängen wollten!"

„In Demuth bitte ich Ew. Majestät", erwiderte Lamormain, und seine Züge nahmen den Ausdruck tiefer Kränkung an, „Das, was ich verlange, weil ich es für Recht und Pflicht erachte, nicht mit der Befriedigung der eigenen Leidenschaft und Rache zu verwechseln, welche jene Männer leiten mag. Eben ihre Leidenschaft wollte sie hinreißen das Unrichtige zu thun. Die Kirche kennt keine Rache, aber sie kennt die Strafe, weil dieser die Besserung folgen kann, oder weil sie die Warnung für Andere, welche sich der Verirrung zuneigen, bildet. Deshalb muß man weise, vorsichtig verfahren, damit die Strafe Diejenigen treffe, denen sie gebührt, Diejenigen, die am schwersten schuldig sind, vor Allen. Dazu bedarf es der besonnenen Erwägung!"

„Gewiß, ehrwürdiger Vater. Kein heftiger, blinder Zorn."

„Aber auch keine That, welche den Strafbaren Anlaß gäbe, sich, bevor die Vergeltung sie erreicht, ihrem Arm zu entziehen. Seid ohne Falsch wie die Tauben, sagt die Schrift, aber seid klug wie die Schlangen."

„Und was meint Ihr damit? Welche Maßregeln sollten wir vermeiden, welche treffen?" fragte der Kaiser. „Doch setzt Euch zu mir, ehrwürdiger Vater; sprecht ganz ruhig und ausführlich Eure Meinung aus."

Lamormain nahm in ehrerbietiger Weise die Aufforderung des Kaisers, sich auf einen Sessel ihm gegenüber niederzulassen, an. „Wie danke ich der Gnade Ew. Ma-

jestät dieses Gewähren!" sagte er, indem er sich setzte. „Ja, ich vertraue fest, daß, wenn Ew. Majestät mich gehört haben, so wird die Kirche auch hier wieder ganz ihre festeste Stütze finden und ihren getreuesten Sohn, der das ewige Heil dem vergänglichen vorzieht. — — Es ließe sich ein leichter Ruhm vor der Welt damit erwerben, daß man jetzt alles Geschehene als ungeschehen betrachtete, den Strafbaren die Arme öffnete und allgemeines Vergessen und Vergeben verkündete. Allein was wäre die Folge? Wir würden die Saat des Verderbens selbst pflegen, die schon so giftig gewuchert hat! Daß die Abtrünnigen, Verstockten zurückkehren sollten von dem Wege des Unheils, dazu ist keine Hoffnung. Sie würden nur auf die Stunde harren, wo sie gewaltsam wieder hervorbrechen und die Herrschaft des Verderbens erneuern könnten! — Wenn wir aber jetzt gleich die gerechte Strafe gegen Diejenigen verfügen wollten, die in unserer Gewalt sind, dann würden die meisten ihrem verdienten Lohne entgehen. Denn jetzt, im ersten Schrecken, sind sie geflüchtet oder halten sich verborgen, bis die Gelegenheit zur Flucht günstig ist. Wie wachsam unser Auge nach ihnen spähen möchte, sie würden tausend Mittel und Ränke finden, uns zu entgehen. Jetzt also müssen sie zwischen Furcht und Hoffnung schweben. Den wahrhaft Reuigen wird dadurch Zeit gelassen, ihre Schuld zu bekennen und Vergebung zu erflehen. Die Andren mögen, wenn sie in dem thörichten Wahne, ihre Schuld werde ungeahndet bleiben, oder in frecher Annahme, man habe kein Recht, keinen Muth sie zu strafen, mit ihren Verbrechen belastet, ohne Scheu ans Licht treten, die gerechte Strafe erfahren!"

„Wird man uns nicht vorwerfen, wir hätten sie hinterlistig verlockt?" sagte der Kaiser.

„Der Haß der Gegner, der Leichtsinn oder Blödsinn der wankenden Menge wird uns zuverlässig diesen Vorwurf machen; allein das ist eben das Kreuz, welches wir der Wahrheit halber auf uns nehmen! Die Gerechten, die Besonnenen werden uns keinen Vorwurf machen; im Gegentheil, von diesen könnte uns, wenn wir es unterließen, so zu handeln wie ich anrathe, der Tadel der Unbedachtsamkeit treffen, oder gar der schlimmere Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die heiligen Rechte, für welche der Kampf unternommen worden ist."

Der Kaiser schien der Ansicht Lamormain's nicht so zugänglich, als dieser gehofft hatte. Seine menschliche Milde und seine innere Redlichkeit wehrten sich gegen Das, was der Beichtvater ihm als das Rechte, Pflichtgemäße, Christliche darstellte.

Lamormain gewahrte sich dessen und schritt zu neuen Gründen für seine Meinung. „Ich wiederhole es Ew. Majestät", begann er, „die Schrift lehrt es: «Seid ohne Falsch wie die Tauben, aber seid klug wie die Schlangen.» Wir sind ohne Falsch, denn wir geben Keinem eine falsche Verheißung oder Verlockung. Jeder mag nach seinem Gewissen seine Schuld und Strafbarkeit abmessen. Aber wir handeln klug; denn auch die Umstände, nicht die Pflicht allein verlangen die größte Vorsicht. — Ich darf es nicht verleugnen, so glänzend der Sieg ist, mit so tiefer Inbrunst ich dem Allmächtigen dafür danke: er ist noch nicht vollständig! Wir würden frevelhaft gegen die Gnade Gottes selbst, die uns zu Theil geworden, handeln, wenn wir uns jetzt leichtsinniger Sorglosigkeit überließen und aufhörten, eifrig und behutsam für das große Werk thätig zu sein. — Der erste Schrecken der verlorenen Schlacht, die Flucht des ketzerischen, im Bewußtsein seiner Schuld verzagten Königs,

hat Prag in unsere Hand geliefert, hat die Gegner betäubt, zersprengt. — Aber sie können sich wieder sammeln. Ueben wir offene Gnade, so wächst ihr Trotz und sie deuten uns als Schwäche, was nur Milde wäre. Lassen wir sogleich die gerechte Strenge eintreten, so möchte Verzweiflung sie neu zu den Waffen treiben, bevor wir uns im Besitz und in der Herrschaft festgesetzt hätten. Sie würden Alles für verloren achten, und dann nochmals Alles wagen. Ich muß Ew. Majestät an einen heidnischen Spruch erinnern: «Una salus victis nullam sperare salutem!»" — —

Der Kaiser ging unruhig auf und nieder.

„Noch hat", fuhr Lamormain fort, da er die Wirkung seiner Worte sah, „noch hat keines der Häupter die Waffen niedergelegt. Der Kurfürst ist nach Schlesien geflüchtet; doch wol nur, um es in vollen Aufruhr zu setzen und so durch diese rebellische Provinz das verrätherische Böhmen wiederzugewinnen. Die Träger seiner Brandfackeln, der Oberheerführer des Ketzerbundes, dieser Fürst von Anhalt, sein Genoß Graf Hohenlohe und vor Allen jener erste Zwietrachtsäer, Thurn, den ewiger Fluch belasten möge, — sind sie nicht Alle noch in Waffen und sinnen Verderben wider uns? — Wenn sie sich dem treulosen Bethlen Gabor verbünden, der wie der Mond wechselt, heut Treue schwört, sie morgen bricht, heut Frieden schließt und morgen die Kriegsfackel schwingt — können sie da nicht bald aufs neue im offenen Felde und mächtig gerüstet wider uns stehen?"

„Bethlen Gabor, ich leugne es nicht, macht mir jetzt die nächsten Sorgen!" erwiderte Ferdinand.

„Auch an den verwegenen Mansfeld müssen wir denken", fuhr Lamormain fort. „Er ist noch unbesiegt. Im

Herzen Böhmens, in dem festen Pilsen, hat er ein Heer beisammen, das zu jeder Frevelthat bereit ist. — Solchen Gefahren gegenüber gibt es kein anderes Mittel als das, welches ich vorgeschlagen habe, die Besiegten, selbst die Strafbarsten, zwischen Hoffnung und Furcht zu lassen. Dann werden sie, dies liegt im Menschen, keinerlei sichern Entschluß fassen. Vorzeitige Gnade aber brächte sie zu dem der geheuchelten Buße, und vorzeitige Strafe zu dem des äußersten, trotzigen Widerstandes. So gewinnen wir Zeit, aufs neue feste Wurzeln zu fassen in dem Boden, aus dem man uns verdrängt hat. Wir begründen den Bau der Herstellung des Rechten und Wahrhaftigen; und stehen seine Grundpfeiler fest, dann werden wir Kraft und Freiheit haben, ihn herrlich zu vollenden! Selbst um Gnade mit Erfolg üben zu dürfen, müssen wir erst die Sicherheit der Macht wiedererwerben!"

„Ich leugne nicht, Pater Lamormain, es ist viel Richtiges in Dem, was Ihr mir anrathet", antwortete der Kaiser. „Und doch schreite ich ungern dazu. Kennen wir nicht die Schuldigen? Und sollten wir nicht über ihr Haupt die Strafe entschieden aussprechen, um den Andern Verzeihung zu gewähren?"

„Wir kennen sie freilich, allein wir haben sie nicht in unserer Gewalt!" versetzte Lamormain.

„Doch ihre Güter und Besitzthümer —"

„Nur die Derjenigen, über welche der Achtspruch ergangen ist, zu dem Ew. Majestät als deutscher Kaiser berechtigt waren, und der sie an sich selbst jeder Habe und Berechtigung verlustig erklärt. Gegen die strafbaren Böhmen, Schlesier, Mähren kann nur ihr König verfahren. Wir würden ohne Rechtsspruch auch ihre Habe nicht antasten können!"

„Sie bliebe uns doch verpfändet!“

„Das soll sie auch; nur jetzt keine Entscheidung, damit die Schuldigen sich der Hoffnung getrösten, Besitz, Freiheit und Leben durch stilles Verhalten zu sichern!“

„Es müßte also, meint Ihr, für jetzt gar nichts gegen die Strafbaren geschehen?“

„Nicht mehr wenigstens, als Herzog Maximilian sehr weise vorläufig angeordnet hat — freilich nur, weil er sich nicht vorgreifenden Rechts anmaßen wollte! — Die Häupter müssen sorgsam überwacht werden; Keinem darf die Flucht möglich sein, doch Keiner erfahre, ob und wie über sein Verhalten gerichtet werden wird. Sind dann Wochen, vielleicht Monate verstrichen, so können wir, je nachdem die Angelegenheiten im Großen, Krieg und Kampf sich entscheiden, ohne Nachtheil mit Wirksamkeit thun, was die Pflicht gebietet; auch Güte und Gnade ohne Gefährdung unserer Sache üben. Auch träfe uns nicht der Anschein, im Zorn zu handeln, sondern mit besonnener Ruhe; nicht nach Leidenschaft und Willkür, sondern nach Gesetz und Recht.“

„Das freilich ist unsere Pflicht“, ergänzte der Kaiser sehr ernst. — Er schwieg.

Lamormain's Auge haftete mit Spannung an seinen Zügen, die schwere Sorge ausdrückten. Endlich begann der Kaiser wieder: „Ehrwürdiger Vater! In meiner Seele ist es noch unklar. Wenn Ihr die Verantwortung auf Euch nehmt, so will ich Eurem Rathe folgen.“

„Ich übernehme sie“, antwortete Lamormain feierlich.

„Wir müssen noch weiter davon sprechen“, sagte Ferdinand unruhig und entließ ihn.

Lamormain verabschiedete sich in tiefster Ehrerbietung.

Neunundzwanzigstes Capitel.

In des Pfarrers Lippach Hause herrschte die Liebe, der Friede des Gewissens, aber doch zugleich der Schmerz und die bängste Sorge.

Eine Woche war verflossen, seit die Bedrängten dort eine Zuflucht gefunden hatten. Ihre Gegenwart wurde streng geheim gehalten, da Alle, in verschiedener Art, schwere Befürchtungen hegen mußten.

Xaver und Wolodna hatten ohnehin im Hause verweilen müssen, da ihre Wunden ihnen noch nicht gestatteten, auszugehen. Der Einzige, welcher das Haus verließ, war Kaspar Schwarz, obgleich er, wenn er entdeckt wurde, so gut wie vogelfrei war. Nicht nur, daß er als Ueberläufer, falls man ihn ergriff, ohne weiteres gehangen wurde, so hatte er auch den erbittertsten persönlichen Feind an Zaloska; und Pater Thyßka würde ihm die Strafe für den regensburger Streich nicht geschenkt haben! Vor ihnen mußte er auf der äußersten Hut sein. Doch der kühne Gesell mit seiner wilden Natur, und in dem festen Vorsatz, der neuen Bahn, die er verfolgte, der Sache, welcher er sich zugewandt, und der Erkenntniß, die er gewonnen, treu zu bleiben, fürchtete nichts. — Er war so schlau als verwegen. Als Soldat blieb er gekleidet, doch hatte er es so eingerichtet, daß Niemand sagen konnte, welcher Truppe er angehöre. Der Krieg mit seinen Märschen, Lagern, Gefechten hatte freilich auch in dem ganzen Heere längst eine Willkür der Trachten eingeführt, bei welcher nur der Bedarf des Augenblicks entschied. Kaum, daß die Feldabzeichen

noch bewahrt wurden. Kaspar mochte begegnen, welchem Feldhauptmann oder Obersten er wollte, sie konnten nicht wissen, ob er von diesem oder jenem Regiment sei. Außerdem hatte er Gesichtszüge und Haltung so weit verstellt als möglich. Ein Auge und eine tiefe Narbe über die Stirn und linke Backe, die ihn sogleich verrathen haben würde, bedeckte er mit einem schwarzen Pflaster und einer Binde, als sei er frisch verwundet. Jeden Tag verstellte er seine Züge auf irgend eine andere Art und änderte seine Kleidung. Bald trug eine alte polnische Mütze mit verblichenen Troddeln; bald ging er in einem hohen spanischen Hut mit breiter Krämpe, die sein halbes Gesicht beschattete; bald trug er einen Helm mit Visir, unter dem er gar nicht zu erkennen war. Heut hatte er einen kleinen, grauen, zerrissenen Mantel über das Lederkoller geworfen, morgen hüllte er sich in einen weiten, grünen, mit stattlichen Borten ein, den er einem spanischen Hauptmann auf dem Schlachtfelde abgenommen. So war er jeden Tag, jede Stunde ein Anderer, und leistete unter diesen Verkappungen den verborgenen Bewohnern des Hauses wichtige Dienste, indem er Alles, was in der Stadt vorging, und selbst Dinge, die nicht gerade öffentlich verhandelt wurden, mit großer Gewandtheit erkundete. Er verließ das Haus stets vor Tagesanbruch und kehrte immer erst bei völliger Dunkelheit zurück, damit Niemand ihn dort aus- und eingehen sah.

Indem er eines Morgens fort wollte, begegnete ihm Lippach, welcher eben aus der Frühbetstunde kam.

„Schon so zeitig wollt Ihr fort, lieber Schwarz?“ redete dieser ihn an; „Ihr müht Euch allzu sehr ab und setzt Euch doch vielleicht zu großer Gefahr aus!“

Kaspar lüftete grüßend den breitkrämpigen spanischen Hut, den er heut auf hatte, und antwortete treuherzig:

„Gefahr hin, Gefahr her für mich, Herr Pfarrer! Was ist an mir gelegen? Ich habe meine langen Jahre hindurch unnütze und böse Streiche gemacht; wenn ich nun etliche Wochen als ein braver Kerl handle, dem es leid ist um Vieles, so wird mir unser Herrgott vielleicht meine Sünden vergeben, weil ich's zuletzt doch besser gemacht habe! Wenn er mich denn auch nicht mehr lange hantieren läßt!“

„Euch können noch lange, glückliche Jahre voll nützlicher Thätigkeit beschieden sein, lieber Freund“, entgegnete Lippach.

„Ich glaub's nicht, Herr Pfarrer!“ war Kaspar's Antwort, indem er den Kopf schüttelte. „Ich weiß, daß ich auf glatten Wegen wandle, und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!“

„Mögen Eure Vorsicht und Geschicklichkeit Euch schützen! Ich erstaune oft darüber, was Ihr Alles möglich macht, wohin Ihr ungefährdet geht, was für Nachrichten Ihr einsammelt!“

„Nun, täppisch dreinschlagen“, antwortete Kaspar lächelnd und stolz auf das Lob, das ihm gespendet wurde, „macht den Reiter nicht allein! Das kann jeder Dorfflegel; der Ochs mit den Hörnern kann gerad' darauf losrennen. Aber ein ordentlicher Soldat muß sich auch auf die Schleichpatrouille verstehen!“

„Ihr versteht Euch darauf! Allein wie Ihr Alles anfangt, das begreife ich nicht! Seid nur nicht allzu verwegen!“

„Man muß die Augen und die Ohren aufthun, das ist die ganze Kunst“, erwiderte Kaspar lachend; „und eine Spürnase muß man haben wie ein Schweißhund, um zu wittern, was man nicht sehen noch hören kann.“

„Wenn man Euch nur nicht einmal entdeckt“, wiederholte Lippach besorglich.

„Ich will schon aufpassen! Mein Hals steckt freilich immer in der Schlinge. Aber das macht nichts. Ich habe mir's nun einmal vorgesetzt, jetzt will ich ein ehrlicher Kerl bleiben und den braven Leuten und der frommen Sache dienen, der ich vordem manchen Schaden zugefügt. — Und fassen sie mich einmal, die tückischen Schufte da drüben, so weiß ich, was ich zu thun habe! Den Spaß, mich wie zehn Hunde abzuschinden und zu martern, ehe sie mich ans Galgenholz liefern, sollen sie nicht haben! Es ist gesorgt, daß sie mich nicht lebendig kriegen! Das wird mir unser Herrgott wol vergeben, nicht wahr, Herr Pfarrer?“

„Wir wollen beten, daß er es gnädig verhüte“, antwortete Lippach.

„Das hätte ich gerade heut recht nöthig, Herr Pfarrer. Ich habe da etwas übernommen, ein bischen ein schweres Kunststück!“

„Und das wäre?“

„Seht, die arme Jungfer Agathe jammert mich so sehr! Sie möchte gern ihrem Vater Nachricht von sich geben — und etwas von ihm erfahren — ich soll ihm ein Zettelchen zustellen.“

„Wenn das nur möglich sein wird?“ sagte Lippach besorglich.

„Schwer — aber ich hoffe doch! Allein gehabt Euch wohl, Herr Pfarrer; sonst wird es Tag, ehe ich aus dem Hause komme, und ich wollte mich lieber am Galgen sehen, als daß mich irgend ein spionirender Halunke hier herausschleichen sähe.“

Er eilte fort. Lippach ging die Stiegen hinauf in sein Arbeitszimmer.

Das Frühmahl, zu welchem Therese in allen häuslichen Geschäften hülfreich den Tisch gedeckt hatte, versammelte bald darauf die sämmtlichen Hausgenossen in einem größern, nach dem Hofe gelegenen Gemach. Alle traten mit ernsten, bekümmerten Mienen ein, denn Jeden drückte Sorge und Gram. Am bemitleidenswerthesten war die unglückliche Agathe. Sie schwebte leise herein. Das blühende Mädchen war in den wenigen Tagen zu einer blassen, geisterartigen Gestalt geworden. — Seit ihrer Flucht hatte sie von ihrem Vater nichts vernommen, als am Abend zuvor durch Kaspar's Ausforschungen die Gewißheit, daß er im Weißen Thurm des Hradschins gefangen sitze. Zu ihrem Schmerz quälte sie sich noch mit Vorwürfen, daß sie ihn verlassen habe, obgleich sie auf sein eigenes dringendes Gebot gehandelt hatte. Die geretteten Briefe des Königs, die sie Lippach übergeben, waren ihr einziger Trost dafür. Von Margarethen wußte sie, seit sie auf der Flucht auseinander gekommen waren, nichts. Kaspar hatte das Haus umschlichen, es war gesperrt; Lanzenknechte, die einander ablösten und selbst von nichts wußten, standen Schildwache davor. So schwebte Agathe in schauerlicher Ungewißheit über das Schicksal ihrer Halbschwester, deren muthig aufopfernde That sie gar nicht einmal kannte.

Auf Kaspar's Nachricht, daß ihr Vater zuverlässig im Weißen Thurm in Haft sitze, hatte sie ein kleines Zettelchen an ihn geschrieben, das nur die Worte enthielt: „Ich bin in Sicherheit, gib mir Nachricht."

Kaspar hatte ihr Hoffnung gemacht, er werde das Blättchen in die Hände des Gefangenen schaffen und seine Antwort später empfangen können. Dieser hoffnungsvolle Dämmerschein war es allein, der mit seinem schwachen Lichtstrahl ihre Zukunft erhellte.

Therese war dem unglücklichen Mädchen die wärmste Freundin geworden. Stets hatte sie ein Zeichen der Liebe, ein Wort des Trostes für sie. Auch jetzt ging sie der Eintretenden theilnehmend entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte: „Du wirst gewiß heut eine beruhigende Botschaft erhalten. Kaspar Schwarz ist so geschickt als treu. Er wird Deinen Auftrag zuverlässig vollbringen."

Agathe dankte nur durch einen sanften Händedruck.

Lippach trat ein. Er begrüßte Alle mit liebreichem Ernst. Nachdem sie stehend ihre Plätze um den Tisch eingenommen, trat er, der häuslichen Sitte gemäß, an das obere Ende desselben und faltete die Hände zum Gebet. Er sprach nur die Worte: „Unser täglich Brot, o Herr, gib uns heute; nimm uns in deinen Schutz und segne uns durch deinen Frieden."

Ein leises Schluchzen unterbrach die tiefe Stille, welche dem Gebet folgte. Ein Jeder empfand in der drangvollen Zeit, welch eine Wohlthat die Erfüllung dieser Bitte sei. Das tägliche Brot, Sicherheit und Frieden!

Lippach setzte sich; die Andern folgten. — Düstre Ahnungen lagerten drohend über den Verfolgten.

Lippach versuchte ein tröstliches, Hoffnung weckendes Gespräch: „Wir leben in harter Zeit", sagte er, „allein ich denke, meine Freunde, wir haben das Schwerste überstanden. Unsere Hoffnungen für Böhmens Zukunft sind freilich völlig gesunken; doch waren sie es nicht schon vor dieser Entscheidung? Konnten unsere Herzen freudig sein bei den Zuständen, in welchen wir lebten? Wir waren rings her bedroht durch Uebel im Innern und von außen her. Jetzt hat sich's entschieden, und nun, so hoffe ich, wird die Milde des Siegers uns eine bessere Zukunft bereiten als vielleicht der lange Kampf! Es ist doch noch keine Strafe oder Rache an einem der Unseren geübt worden!"

„Bis auf die der Acht und der Verbannung aus der Heimat!" sagte Xaver ernst; — er dachte an Thurn.

„Die Acht über die Führer war schon zuvor ausgesprochen, als wir noch bewaffnete Gegner waren", wandte Lippach ein, „und die Verbannung haben die Geflüchteten selbst gewählt! — Vielleicht daß der Kaiser durch ein Wort der Milde, jetzt, da er volle Gewalt in Händen hat, die verfügte Strafe widerruft und den Geflüchteten die Rückkehr gestattet!"

„Wenn er es sprechen wollte, er hätte es schon sprechen können!" meinte Xaver ungläubig.

„Uns bleibt doch die Hoffnung", war Lippach's Antwort. — Doch er glaubte selbst nur halb.

„Wenn die Milde walten sollte, weshalb die strenge Beaufsichtigung so Vieler?" fragte Xaver, nachdem eine lange Stille ängstlich geherrscht hatte. „Kaspar Schwarz hat mir gestern erzählt, daß auch vor des alten Caplicz von Sulewicz' Hause zwei Schildwachen stehen und er es nicht verlassen darf."

„Er darf; allein nur in Begleitung eines Soldaten", antwortete Lippach.

„So ist er doch ein Gefangener. Und weshalb, wenn man ihn nicht zur Verantwortung ziehen wollte?"

„Gegen die Directoren soll allerdings eine Untersuchung geführt werden; sie sollen sich wegen einiger Beschlüsse verantworten!" gab Lippach zu.

„Ich besorge, nicht die Directoren allein, sondern auch die Stände!" meinte Xaver.

Ein hastiges Oeffnen der Thür durch die Magd des Hauses unterbrach dieses Gespräch. Zitternd am ganzen Körper berichtete sie: „Ach, Herr Pfarrer, die spanischen Soldaten brechen in die Häuser ein und mishandeln

die Bürger! Alles ist in Angst und Schrecken auf der Straße!"

Unruhig standen Alle von ihren Plätzen auf.

„Sie schreien, verbrennt die Ketzer!" fuhr die Magd weinend fort, „und stürmen Meister Dussek's Haus."

Sie bebte so, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte, sondern auf einen Stuhl niedersank, wo die Frauen sie hülfreich umgaben.

„Ich werde selbst sehen, was vorgeht", sagte Lippach; „bleibt ihr hier; zeigt euch ja nicht an den Fenstern", bat er und ging in sein Arbeitszimmer.

Von dort sah er, daß ein Trupp von Kriegsleuten unter Lärmen und Geschrei einige Männer wie gefangene Verbrecher fortschleppte, während zugleich eine Rotte das gegenüberliegende Haus des Rathzimmermeisters Dussek mit wildem Getöse umringte.

Xaver und Wolodna hatten es nicht über sich vermocht, zurückzubleiben; sie traten zu Lippach ein, hielten sich aber so weit im Gemach zurück, daß sie nicht durch die Fenster gesehen werden konnten.

„Gott im Himmel, das ist der Meister Dussek selbst, den sie fortführen!" rief Lippach ihnen erschreckt zu, als in dem lärmend vorbeiziehenden Schwarm einer der weggeschleppten Männer sichtbar wurde. Dem Unglücklichen waren die Hände auf den Rücken gebunden; Blut überströmte sein todtenbleiches Gesicht. Die Soldaten, die ihn forttrieben, stießen ihn unbarmherzig mit dem Schwertknauf gegen Kopf und Nacken und mit den Kolben in Seite und Rücken. Zweimal stürzte er zusammen unter den ruchlosen Mishandlungen, doch die erbarmungslose Rotte riß ihn wieder empor und trieb ihn weiter. Mit Grauen sahen Xaver und Wolodna was vorging.

„Das sind die spanischen Soldaten aus dem kaiserlichen Heere, die in ihrem fanatischen Eifer unsere Glaubensgenossen so mishandeln“, seufzte Lippach. „Die bairischen hält der General Tilly zu unserem Glück in strengerer Zucht!“

„Es ist leider auch deutsches Gesindel genug darunter; zusammengelaufenes Volk von allen Enden“, sagte Xaver.

„Der Unglückliche!“ rief der alte Wolodna erschüttert, „und wir können ihm nicht helfen!“

„Vater im Himmel, erbarme dich seiner“, flehte der fromme Lippach, und Thränen netzten sein Auge.

„Sieh den Mönch“, machte Wolodna Xaver aufmerksam.

„Das ist der fanatische Pater Dominicus“, antwortete dieser. „Ich sah ihn schon, als ich in der Verkappung bei den Kaiserlichen war.“

„Ist es Der“, fragte Lippach, „welcher, wie sie erzählten, durch seine flammenden Reden die Feldherren zur Schlacht bestimmt und das Heer selbst mit dem Crucifix in der Hand in den Kampf geführt hat?“

„Der Nämliche“, antwortete Xaver.

„Ein schauerliches Antlitz!“ sagte Lippach ihn scharf betrachtend. „Wie wild ihm das Haar um das bleiche, hagere Gesicht flattert! Wie ihm die Augen rollen!“

„Er stachelt die Wuth der Soldaten an“, sagte Wolodna.

„Ja freilich“, rief Xaver knirschend, „zur Strafe ziehen sie die Schuldigen, wie sie uns nennen, nicht; aber sie geben uns der Barbarei der Soldaten preis und hetzen sie auf uns*), wie vormals die Hunde! — Jetzt haben wir solche Tage wieder!“ Er blickte finster zur Erde. „Wäre

*) Historisch.

ich in der Schlacht gefallen, statt solche Schauspiele wiederzusehen!"

„Wir müssen es den Frauen verschweigen", sagte Wolodna.

„Wenn wir können! — Wissen wir aber, ob die nächste Minute uns nicht Dasselbe bringt? Die Meute ist losgelassen! Sie martert, mordet, plündert jetzt dort drüben — dann trifft die Nächsten die Reihe!"

„Gnädiger Gott, was ist das?" rief Lippach aus, der näher am Fenster als die Andern, die Straße weiter hinab übersah, „sie mishandeln auch Frauen!"

Aus dem erstürmten Hause wurden von den Soldaten unter Lärmen und Hohn zwei unglückliche Frauenzimmer geschleppt, denen die Kleider fast ganz herabgerissen waren.*) Sie schrien um Erbarmen; doch die von wilder Begierde entzündeten Kriegsleute rissen sie an den nackten Armen vorwärts. Das aufgelöste Haar fiel den Unglücklichen um die entblößten Brüste und Schultern. Sie rangen zwischen Scham und Angst, doch die wilde Bande der Räuber hatte nur Spott für ihre Verzweiflung. Mit höllischem Jubel rottete sich das Kriegsvolk um sie her, und trieb und zerrte sie, eine gräßliche Augenweide, durch die Gasse nach dem großen Ring zu, einem noch schrecklichern Geschick entgegen. Das wiehernde Toben des Gelächters und der Verhöhnung erfüllte die Lüfte, und dennoch durchdrang das Angstgeschrei der Unglücklichen es so, daß der Ton Ohr und Herz zerriß.

Wolodna und Xaver standen bleich, mehr vor Ingrimm als vor Schrecken, und ihre Glieder zitterten.

Da donnerten Schläge an die Hausthür und sie wurde

---

*) Historisch.

gerüttelt, als solle sie eingesprengt werden. Die drei Männer horchten mit zurückgehaltenem Athem auf.

„Sie sprengen die Thür!“ rief Lippach erbleichend.

„So rasch nicht“, antwortete Xaver. „Die Riegel sind fest. — Aber wir müssen hinunter und den Eingang schützen. Kommt, Vater!“ rief er Wolodna zu, „wir wollen das Thor verrammeln und es vertheidigen; ich will fechten so lange ich einen Athemzug in der Brust habe. Und sollten wir selbst Feuer in das Haus werfen! Besser, wir enden Alle in Flammen und Asche, als daß solch Entsetzen über uns und unsere Frauen komme!“

Die Kraft der Verzweiflung durchflammte die von Wunden und Krankheit Ermatteten. Sie eilten hinab, auch Lippach, muthig entschlossen zum Tode.

Dreißigstes Capitel.

Kaspar Schwarz hatte nach seiner Gewohnheit die Stadt in allen Richtungen durchstreift, um zu sehen und zu erkundigen, was es etwa Neues und Wichtiges gebe. Es war ihm aufgefallen, daß an verschiedenen Straßenecken Abtheilungen von spanischen Kriegern sich versammelten. Diese waren noch von Boucquoi's Heer in Prag zurückgeblieben, während der Marschall vor die von zweitausend Engländern besetzte Veste Karlsstein gerückt war, um sie zu belagern.

„Die führen nichts Gutes im Schilde“, murmelte er vor

sich hin, als er an den Trupps vorüberging. „Das ist doch kein Kriegsgebrauch, sich so zu versammeln wie diese hier? Man sieht nicht Rottenmeister, nicht Offiziere! — Ich merke wohl, wo ihr hinauswollt, ihr Halunken! — Wenn ich nur könnte, wie käme ich euch über den Pelz! Denn ihr wollt den armen Bürgern übers Fell! Wo es plündern, placken und schinden gilt, seid ihr freilich immer die Ersten gewesen!“

Kaspar hatte mit seinem geübten Blick ganz richtig gesehen. Tilly hielt den erbitterten Eiferern zu strenge Mannszucht. Diese Spanier, unter Verdugo's Befehl, der sich aber selbst nicht mehr in der Stadt befand, sondern mit der andern Hälfte seiner Leute Boucquoi gefolgt war, sollten der Rache der siegreichen Partei dienen, doch ohne den Anschein, als habe man sie dazu befehligt.*) Man hatte es einzurichten gewußt, daß sie hauptsächlich bei utraquistischen Bürgern im Quartier lagen, wo sie allen Unfug verübten, den zwar Niemand befahl, aber auch Niemand hinderte. Sie wurden insgeheim sogar dazu angestachelt, und daher wuchs die Wildheit und der Uebermuth der Soldaten mit jedem Tage.

Heut, schien es, sollte ein Hauptstreich ausgeführt werden. Wirklich war es auf mehrere Bürger abgesehen, die der utraquistischen Partei am eifrigsten angehört und gedient hatten. Jeder Vorwand, diese zu mishandeln, war willkommen. Die Rotten sollten in die Häuser eindringen unter allerlei Vorgeben; daß man ihnen nicht das Nothwendigste gebe, sie also selbst für sich sorgen müßten, oder weil Verräther dort versteckt wären, oder indem die Bewohner selbst als solche bezeichnet wurden.

---

*) Historisch.

Mit seinem trotzigen, unerschrockenen Blick musterte Kaspar im Vorübergehen die zusammengerotteten Gruppen scharf. Er hatte in den Niederlanden lange in den Reihen der Spanier gefochten und kannte daher die Sprache so weit, um zu verstehen, was sie untereinander redeten.

Desto höher stieg sein Ingrimm, da er hörte, worauf es abgesehen war und wie man sie dazu stachelte. — „Wartet nur, ihr Hundsfötter", murmelte er; „ein paar von euch sollen mir doch daran glauben! — Ablaß auf fünf Jahre hat euch also euer Pater Dominicus versprochen! — Hat er euch auch versprochen, daß euch keine Klinge über den Kopf fahren soll?"

Er konnte sich nicht enthalten, seinen Gedanken und murrend hingeworfenen Reden durch einige wilde Blicke Nachdruck zu geben.

Die Kerle, an denen er vorüberstreifte, verhöhnten ihn in ihrer Muttersprache. „Seht den alten Grimmbart", rief der Eine; „er muß schon früh einen Trunk über den Durst gethan haben, so verrückt geberdet er sich."

Ein Anderer sagte: „Dem muß sein Hauptmann heut schon die Klinge auf den Rippen zerbrochen haben! Er sieht aus, als wolle er Eisen fressen vor Wuth!"

Ein Dritter rief ihn gar mit den Worten an: „Alter Bär, was brummst du so verdrießlich den Himmel an! Glotze uns nicht so unverschämt an, oder du kostest meine Klinge!"

Kaspar wollte die Geduld reißen. Fast wäre ihm die eigene Klinge heraus und dem Vorwitzigen über den Schädel gefahren. Doch er besann sich wieder und zerdrückte seine Rache mit der Hand am Schwertgriff, den er packte, als wollte er ihn zermalmen. „Was hülfe es, wenn ich dem Kerle die Glatze bis aufs Maul spaltete, ja, wenn ich

das ganze Rudel so treffen könnte! — Sie schlügen mich nieder wie einen Hund und ich könnte keinem guten Freunde mehr nützen. — Wissen die spanischen Hunde doch nicht, daß du sie verstehst, sonst würden sie ihre Zunge wahren! — Zum Teufel denn! Stopfe dir die Ohren zu und geh deines Weges!"

Dieser führte ihn nach der Brücke und zum Schloß auf dem Hradschin. Gewandt wie er war, hatte er sich mit einem großen, versiegelten Briefe versehen, den er, als er an die Schloßwache kam, unter dem Mantel hervorzog und auffällig zur Schau trug. Es ließ sich daraus entnehmen, was er für ein Geschäft im Schloß habe, und er hoffte, damit der Nachfrage auszuweichen. Ungehindert ging er durchs Schloßthor und quer über den Hof hin. Er hatte die Pforte, wo es zum Verhörssaal ging, genau ausgekundschaftet und schritt so zuverlässig hinein, daß der Thürhüter, der ihn anreden wollte, vor seinem barschen Blicke ordentlich zurückfuhr und ihn als Einen, dem es an der Stirn geschrieben stand, daß er Befugniß habe, hier ein- und auszugehen, ungehindert passiren ließ. So gelangte er glücklich in den weiten Corridor, der das Ziel seiner Wanderung war. Den großen Brief, der ihm hier nichts mehr nützen konnte, schob er in die Manteltasche und mischte sich unbefangen unter Alle, die dort in ihren Geschäften hin und wieder gingen oder warteten. Die Ausgänge mehrerer Schreib- und Arbeitsstuben der Kanzlei ließen hier hinaus, sodaß Schreiber, Gerichtsdiener, Boten, Diener oben beschäftigter Herren und allerlei Volk, das hierher beschieden war oder sich Bescheid holen wollte, den Raum erfüllte. Auch einige Kriegsleute harrten droben; Kaspar's Anwesenheit hatte also nichts Befremdendes. Er ging absichtlich mit unterschlagenen Armen, in die Stirn

gedrücktem Hut und finster auf die Erde blickend auf und nieder wie Einer, der ganz voller Gedanken ist und auf nichts um sich her achtet. Aber er blickte verstohlen scharf umher, und keine Maus, die über die Diele lief, wäre ihm entgangen. Absichtlich streifte er ein paar mal an Die, die neben ihm vorübergingen, an und sah sich dann mürrisch um, als sei ihm ein Unrecht geschehen.

„Der Kerl denkt, er ist allein hier oben“, murmelte einer der Angestreiften zu seinem Kameraden; „aber so ein Soldat kümmert sich um nichts heutzutage! Ich glaube, er würde den Kaiser umrennen und noch lärmen, daß er ihm nicht aus dem Wege gegangen sei!“

Kaspar hörte und sah nichts von Allem was er hörte und sah. Außer was er hören und sehen wollte! Jetzt hefteten sich seine Augen wie zwei scharfe Pfeile auf die schmale Thür im Hintergrunde, die in den Gang nach dem Weißen Thurm zuführte. Sie that sich auf. Ein Gerichtsdiener und hinter ihm ein schwarz gekleideter, bleicher Mann traten heraus; ein zweiter Amtsdiener folgte diesem.

Kaspar drehte den Kopf gleichgültig zur Seite, schielte aber scharf auf den Gefangenen hin, den die beiden Begleiter jetzt in ihre Mitte genommen hatten. „Er ist's“; murmelte er vor sich hin; „er ist noch blasser und elender geworden, als ich ihn letzthin am Thurmfenster sah! Ketten oder Handschellen hat er nicht — so wird sich's machen lassen! — Es wäre auch eine Schande, wenn man den alten hinfälligen Mann noch mit Eisen behangen hätte! — Ein verfluchtes waghalsiges Stück bleibt's immer“, murmelte er in sich hinein, den Gefangenen und seine Begleiter scharf betrachtend, „aber es geht nicht anders! Wenn sie mich fassen, ist's freilich um mich geschehen! Meinethalben, so hat er doch den Zettel, wenn's auch meine alte Glatze

kostet! Hab' ich doch Einem genutzt! Und vielleicht geht's auch glücklich ab! Frisch drauf!"

Er war indessen, scheinbar ganz ohne auf die Kommenden zu achten, mit schweren, plumpen Schritten ihnen entgegen bis dicht an sie gegangen und hatte sich dann achtlos umgedreht, sodaß er vor ihnen herging. Kurz vor dem Ende des Corridors machte er plötzlich wiederum Kehrt und that dabei einen so ausgreifenden Schritt, daß er Nase an Nase mit dem Gerichtsdiener zur Rechten des Gefangenen zusammen und ihn fast zu Boden rannte.

„Oho!" rief er grob. „Könnt Ihr nicht über die Nase sehen?"

Während der verdutzte Tropf nach dem Hut haschte und sich wieder fest auf seine taumelnden Füße zu stellen suchte, hatte Kaspar unbemerkt des Gefangenen rechte Hand gefaßt und den Zettel Agathens hineingedrückt. Ein Blick sagte ihm, daß er verstanden sei.

„Ihr Tölpel", fuhr jetzt der Umgerannte, der seine fünf Sinne wieder zurechtgesetzt hatte, auf Kaspar los.

„Ihr Flegel", donnerte ihn dieser gleichzeitig an, um durch seinen Angriff den des Gegners am besten zu brechen. „Seht Euch vor, daß Ihr mir nicht zum zweiten mal die Fährte kreuzt! Ich möchte Euch auf den Boden setzen, daß Ihr das Aufstehen vergäßet! Versteht Ihr mich! Ihr Schwarzkittel!"

Der Gerichtsdiener, der sich diesem Sturmangriff Kaspar's gegenüber zu sehr im Nachtheil fühlte, rief Hülfstruppen heran. „Jakob!" schrie er nach seinem Kameraden. „Jakob! Hilf den Kerl packen, wir schmeißen ihn ins Loch!"

Jakob maß Kaspar mit einem mistrauischen Blick und schien nicht Lust zu haben, die erste Hand an ihn zu legen.

Dennoch wäre der Handel gewiß übel für Kaspar abgelaufen, wenn nicht eben ein Tumult auf dem Hofe, nach welchem die Fenster des Corridors hinausgingen, die Aufmerksamkeit Aller angezogen hätte. Alles nämlich sprang an die Fenster, und so wurde der Gerichtsdiener zum zweiten male fast umgerannt, und diesmal von so Vielen, daß er nicht mehr wußte, mit wem er deshalb Streit anfangen sollte.

Kaspar nutzte diesen günstigen Augenblick, indem er dem Gefangenen, der plötzlich von beiden Begleitern verlassen war, zuflüsterte: „Seid Ihr der Rath Rippell?" — — „Der bin ich!" „So läßt Euch Eure Tochter Agathe grüßen, sie ist wohl aufgehoben beim Pfarrer Lippach!"

Ein Sonnenblick der Freude überflog das bleiche Gesicht Rippell's. Thränen traten in seine erloschenen Augen: „Gott segne es Euch! Wer Ihr auch seid, Freund!" antwortete er leise.

Indeß war das Getümmel auf dem Hofe und das Gedränge nach dem Fenster stärker geworden. Die beiden Gerichtsdiener befanden sich mitten in der Masse, und hätte sie auch nicht ihre Neugier festgehalten, so konnten sie dennoch jetzt nicht ohne Mühe zu ihrem Gefangenen zurück. Einen Augenblick dachte Kaspar an die Möglichkeit einer Flucht mit Rippell. Doch er sah schnell, daß diese Hoffnung vergeblich war. Daher begnügte er sich mit dem möglichen Vortheil, den der Augenblick gewährte. Er sagte leise zu Rippell: „Tretet mit heran hinter mich und sagt mir Alles ins Ohr, was ich etwa bestellen soll." Dabei trat er selbst so dicht als möglich zum Fenster hin, konnte aber doch nicht sehen, was drunten vorging.

„Grüßt tausend mal mein Kind! Sie soll treu bewahren, was ich ihr übergeben habe", flüsterte Rippell ihm

von hinten her zu. Ihre Freundin Margarethe ist im Kloster bei den Ursulinerinnen. Das treue Mädchen gibt sich für meine Tochter aus!"

„Denkt Ihr nicht bald freizukommen? Kann Euch Eure Tochter nicht besuchen?" fragte Kaspar halblaut.

„Nein!" antwortete Rippell auf beides und trat dann zurück, da er sah, daß die Gerichtsdiener sich nach ihm umschauten.

„Nandel, komm, wir müssen fort", sagte Jakob und faßte seinen Kameraden an die Schulter. Dieser streifte mit ihm an Kaspar vorbei und warf ihm einen wüthenden Blick zu. Doch ließ er sich nicht weiter mit ihm ein, sondern eilte mit Jakob zu Rippell, den sie durch die gegenüberliegende Thür hinausführten.

Fast gleichzeitig öffnete sich die Eingangsthür, durch welche Kaspar gekommen war, und es drängten eine Menge Leute herein. Kaspar durchfuhr es plötzlich, als habe er auf eine Schlange getreten, da er unter den im Gedränge Hineingeschobenen Zaloska's grinsende Züge erkannte, und dicht neben ihm den Pater Thyßka; Beiden leuchtete giftige Freude aus den Augen.

„Donner und Teufel", murmelte Kaspar vor sich hin, „wenn du hier erkannt würdest — es wäre dein Letztes! — Und die Beiden sehen aus, als hätten sie eben beim Satan gefrühstückt und sich ganz selig gesoffen in sacramentalischen Teufeleien!"

Er hatte nur so nach ihnen hinübergeschielt und drängte sich jetzt in die Menge, um sich ihren Blicken zu entziehen. Es schoben sich immer mehr Leute durch die Thür; Kaspar arbeitete sich dahin, um womöglich den Ausgang zu gewinnen. So kam er den beiden Gefürchteten näher, aber hinter ihnen weg, ohne daß sie ihn bemerkten. Nach einigen

Augenblicken hatte das Gedränge sich so geschoben, daß Kaspar Leib an Leib dicht hinter seinen beiden furchtbaren Feinden stand, während sie nicht ahnten, wie jedes ihrer Worte durch ihn belauscht wurde. Kaum hatte er diese wichtige, aber aufs äußerste gefährliche Stellung besetzt, als die Thür nach der Treppe sich abermals öffnete und zwei spanische Soldaten mit ihren Hellebarden eintraten. Hinter ihnen folgten einige Andere, die auf einer Bahre einen Mann trugen, der im Sterben zu sein schien.

„Ist er das?“ fragte Thyßka Zaloska leise.

„Ja, Herr Pater! Er hat sein Theil weg!“ antwortete dieser.

„Der Ketzer verdient die Strafe; wenn er nur nicht stirbt“, erwiderte Thyßka flüsternd.

Kaspar schauderte. Der Unglückliche, den man hereintrug, sah aus wie von gräßlichen Qualen gefoltert. Seine Züge hatten sich ganz verzerrt. Der Mund stand ihm halb offen und er ächzte vor Schmerz. „Was die Hunde nur mit dem armen Teufel angefangen haben?“ dachte Kaspar bei sich, und die Torturanstalten zu Regensburg schwebten ihm lebendig vor Augen.

„Bei Gott“, murmelte eine Stimme hinter ihm, „das ist ja Herr Martin Frühwein!“

„Ich fürchte doch, er stirbt“, sagte Thyßka leise. „Ihr habt es zu arg getrieben!“

„Nein, würdiger Herr Pater! Wir haben gesorgt, daß er nicht zu rasch davonkommt. — Es ist ihm nur die Haut verbrannt! — Nur ein klein wenig Feuer mit der Lampe!“

Kaspar biß vor Grimm die Zähne zusammen, als er diese Worte hörte.

Der schwer Stöhnende, dem die Hände überdies auf dem Rücken zusammengeschnürt waren, wurde vorüberge-

tragen. Hinter der Tragbahre folgte eine Frau mit zerrissenen Kleidern und ganz zerrauftem Haar. Sie schien nicht verwundet zu sein, aber vor Angst und Seelenqual zum Tode erschöpft. Kaum hielt sie sich auf den Füßen; sie schüttelte sich schauernd, als die Blicke der Versammelten sich starr auf sie richteten.

„O du mein Jesus", murmelte dieselbe Stimme, welche zuvor Frühwein's Namen genannt hatte, hinter ihm, „das ist ja seine arme Frau! Was kann sie denn verbrochen haben?"

Thyßka wandte auf diese Worte seinen langen magern Hals nach dem Sprecher um. Es war ein schlichter Mann aus dem Volke, zum Glück stand er so, daß sich dadurch des Paters Blicke von Kaspar abwendeten. Inzwischen dachte dieser doch darauf, aus seiner gefahrvollen Lage zu kommen, wie gern er auch noch weiter auf das Gespräch seiner beiden Feinde gehorcht hätte, das ihr Wissen von Dem, was gegen Martin Frühwein geschehen war, und ihre Theilnahme daran so klar ergab. Während daher die beiden Gefangenen nach der Seite geführt wurden, wo Rippell hergekommen war, denn man brachte sie gleichfalls in den Weißen Thurm, und während die Blicke aller Anwesenden ihnen folgten, drängte sich Kaspar Schwarz zurück der Eingangsthür zu. Er erreichte sie glücklich und eilte dann fort, so rasch ihn seine Füße trugen. Erst als er aus dem Schloßthor war, stand er still, schöpfte frei Athem und sprach mit wahrem Dankgefühl gegen den Himmel, der ihn beschirmt hatte: „Gott sei Dank, ich bin heraus! — Es fehlte wahrhaftig kein Haar breit, so müßte ich dem dort im Thurme Gesellschaft leisten, und wer weiß, bis wie weit!"

Er eilte vorwärts.

„Also Martin Frühwein hieß der arme Teufel!" dachte

er für sich, indem er die Straßen vom Hradschin nach der Moldau hinabging. Er hatte den Namen öfter gehört, wußte aber nicht, wer der Mann sei. Indem er noch darüber grübelte, kam er an eine Gruppe von Bürgern, die zusammenstanden und Einem zuhörten, welcher etwas erzählte. Sie blickten Alle nach der Gegend des Weißen Thurms hinauf. Da sie ihm den Rücken zugewendet hatten, ging er leise näher und hörte zu.

„Ich sage es euch, es sind nur die Jesuiten, die ihren Haß an ihm auslassen, weil er die Ausweisung und alle die Schriften gegen sie verfaßt hat. — Was sie vorgeben von versteckten Papieren und Verräthereien ist alles Lüge. Sie wollten ihm nur beikommen!“

„Nun, geheime Papiere mag er wol haben“, meinte einer der Zuhörenden. „Er wird sie ihnen aber nicht ausgeliefert haben!“

„Das laß gut sein!“ antwortete der Erzähler. „Er hätte sie schon hergegeben! Wenn sie Einem mit der hellen Flamme auf den nackten Leib brennen, da gibt er schon heraus, was er irgend in der Welt herauszugeben hat! Er schrie ja, daß die Wände bebten und die halbe Gasse zusammenlief!“

„Hast du es denn selbst gesehen? Ist es denn wirklich wahr, daß sie so gräßlich mit ihm umgegangen sind! Ich kann's noch gar nicht glauben!“ rief der Andere.

„Ich wollte auch erst meinen eigenen Augen nicht glauben!“ antwortete der Erste, „ich dachte, sie drohen nur so fürchterlich. Aber ich sah's bald anders! In der Hölle kann es nicht entsetzlicher zugehen. Die sechs spanischen Hunde, die ihm alle Kleider vom Leibe gerissen hatten, hielten ihn an Händen und Füßen, und der Henkersgesell hielt ihm die Lampe mit der hellen Flamme unter den Bauch,

und — ich mag nicht sagen wohin! Er schrie, daß es durch Mark und Bein drang, und zuckte und riß die Glieder im wüthenden Schmerz, daß die Kerle ihn kaum halten konnten.“ *)

Kaspar lief es kalt und heiß durch die Gelenke. Die umstehenden Zuhörer waren bleich wie die Leichen, und ihre Züge verzerrten sich unwillkürlich, als der Erzähler die Greuelscenen ausmalte.

„Große Brandblasen sprangen ihm in der Haut auf, und das Blut spritzte heraus. Und daneben stand das arme unglückselige Weib, die sie auch nackt ausgezogen hatten, und jammerte in Scham und Angst und zerraufte sich das Haar, als sie ihren Mann in der Marter schreien hörte, die sie ihr selbst androhten!“

Kaspar schüttelte sich! Es flimmerte ihm vor den Augen, er schritt hastig weiter.

Einige der Bürger sahen sich um, als sie seinen Schritt hörten, und plötzlich wurde es todtenstill in der Gruppe. Einer stieß den Andern leise an und Alle blickten scheu seitwärts nach ihm hinüber.

„Sie halten mich auch für so einen Scharfrichterknecht! Wie sie die Augen verdrehen — Gott helfe den armen Hunden! — Die tückischen Satansbestien werden noch die halbe Bürgerschaft so abmartern! — Wenn sie mich erst hätten! — Ich weiß, welch ein Brot mir gebacken ist! Mir ist als fühlte ich das Fieber in den Knochen! — Aber die Satansfreude will ich euch doch verderben!“

So eilte er hastig vorwärts durchschaudert von Dem, was er gesehen und gehört hatte. —

Als er die Moldaubrücke hinter sich hatte, sah er in

*) Historisch. (Martyrologium Bohemicum.)

der Altstadt Reiterpatrouillen durch die Straßen ziehen. Die Zusammenrottungen der Spanier waren verschwunden. „Hm!“ dachte er, „der alte Griesgram der Tilly macht wol Ordnung!“ — Es stieß ihm das Bedenken auf, daß er in seiner selbstgewählten Tracht vielleicht auch für einen der Marodeure gehalten und verhaftet werden könnte, um sich auszuweisen. „Das wäre eine Teufelsgeschichte“, dachte er. Er wollte auch nicht in Lippach's Haus zurück, weil es heller Vormittag war. Wo er aber den Abend abwarten sollte, wenn es nicht mit Sicherheit im Umherkreuzen auf der Gasse geschehen konnte, das wußte er nicht. „Hm!“ dachte er, „einmal wird's doch wol nicht gleich Unglück bringen, und morgen muß ich mich anders einrichten!“

Während er so mit sich zu Rathe ging, schien der Patrouillenführer aufmerksam auf ihn zu werden. Drei Mann schwenkten ab und ritten auf ihn zu. „Alle Wetter“, dachte Kaspar, „nun wird's Zeit.“ Er sah sich nach einem Schlupfwinkel um, entdeckte seitwärts ein ganz schmales Gäßchen, schlüpfte hinein, lief was er laufen konnte, bog wieder in eine Seitengasse, dann in eine dritte, bis er für diesmal glücklich der Gefahr entgangen zu sein schien, da er keinen Reiter hinter sich hörte und auch vor ihm nichts Verdächtiges sich wahrnehmen ließ. So verfolgte er denn seinen Weg nach Hause so eilig und durch so abgelegene Gassen als möglich.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Sturmlauf auf Lippach's Haus hatte alle Bewohner mit tödtlichem Schrecken erfüllt. Xaver und Wolodna waren kaum mit den in der Hast ergriffenen Schwertern in der Hausflur angelangt, als auch schon die Frauen angstvoll die Treppe hinabeilten, um zu erfahren, was vorgehe.

„Xaver!" rief Therese, die zwar in höchster Besorgniß war, aber doch die Fassung nicht verloren hatte, „droht uns hier Gewalt?"

„Zurück, zurück!" winkte und rief ihr dieser entgegen. „Hier wäre die nächste Gefahr!"

„Ich theile sie mit dir — ich bleibe an deiner Seite! Ich habe Muth zu fallen!" rief Therese stolz. „Was wäre es denn auch werth, noch länger zu leben!" setzte sie schmerzerschüttert hinzu.

Die donnernden Schläge der draußen tobenden Rotte an das Hausthor überdröhnten ihre Worte.

Die andern Frauen, Lippach's Gattin, Agathe, die noch von dem früheren Schrecken ganz kraftlose Dienstmagd, waren Theresen gefolgt und umstanden mit angstvoll fragenden Blicken die Männer. Lippach kam jetzt selbst herab; bleich, zitternd, doch mit der Fassung, die ihm seine Frömmigkeit gab.

„Was Gott über uns verhängt, wir wollen es mit christlichem Muthe ertragen!" sprach er. „Doch Niemand ermißt jetzt die Tiefe der Schrecken, die uns drohen!"

„Wenn sie nur nicht sogleich eindringen", sagte Xaver, „so ist noch Hoffnung. Die Fenster des untern Stocks sind

ja mit Eisen vergittert, und diese Thür wollen wir so fest verrammeln als möglich. — Wenigstens müssen wir unser Leben theuer verkaufen! — Helft uns Alles heranschleppen, was das Thor sperren kann."

„Im Hofe liegt Bauholz", sagte Lippach.

„Das werden wir brauchen können", rief Wolodna und eilte sogleich dahin. Die Frauen und Lippach folgten ihm. Xaver gürtete sich das Schwert, das er noch, wie er es im Herbeieilen hastig ergriffen hatte, sammt der Scheide in der Hand trug, um und zog es. So blieb er zurück und bewachte die Thür.

Die Tobenden draußen hatten keine Geräthschaften, um ein so festes, eisenbeschlagenes Thor zu sprengen; den Stößen mit Gewehrkolben und Schaften der Spieße wich es nicht. Doch lärmten die Angreifer fort, um die Bewohner durch die Angst zum Oeffnen zu bringen. Sie schrien furchtbar und stießen Flüche und Drohungen aus. Einen Augenblick wurde es still. Da trat Xaver entschlossen heran und rief hinaus: „Was wollt ihr? Dies ist ein Haus des Friedens! Hier wohnt der Pfarrer der Kirche. Niemand hat das Recht hier einzubringen!"

Wüthendes verworrenes Geschrei, spanisch und deutsch durcheinander, war die einzige Antwort auf seine Worte. „Aufgemacht!" brüllten zehn Stimmen. „Aufgemacht oder Alles wird niedergehauen!" riefen Andere. „Der Ketzerpfarrer an den Galgen!" überschrie Einer alle die Andern. Die Thür krachte in ihren Angeln von dem tobenden Andrang.

Xaver sann einen Augenblick nach, was er thun könne, um die Rotte vielleicht abzuschrecken. Er faßte einen Entschluß. Rasch öffnete er das kleine Auslugfenster im Thürflügel und rief hinaus: „Der Erste, der hier eindringt, ist des Todes! Ihr sollt es theuer bezahlen, diese Schwelle

zu betreten! Wir sind genug, das Haus zu vertheidigen!“ Rasch schloß er das Fenster wieder.

Die Wüthenden stutzten einen Augenblick. Endlich rief Einer. „Was wollt ihr Umstände machen? Werft Feuer in das Nest!“

„Feuer, Feuer!“ erscholl das Gebrüll draußen.

Wolodna, Lippach, Therese, Agathe, alle insgesammt schleppten jetzt vom Hofe einen starken Balken heran. Er ließ sich quer vor das Thor legen; zwischen beiden Mauern der Hausflur eingeklemmt, versperrte er es so fest, daß das Aufsprengen mit gewöhnlichen Hülfsmitteln nicht möglich war. Die Thorflügel mußten zerschmettert werden. Dies war selbst mit Aexten nicht leicht, und auch dann blieb das Eindringen durch die Trümmer noch schwierig. Darauf vertraute Xaver.

Der Lärmen mit den Kolbenschlägen ließ jetzt nach, da die Soldaten sahen, daß sie wol ihre Gewehre zerschlugen, aber nicht das Thor. Dennoch wurden auf Xaver's Rath noch mehrere Balken herangeschleppt, die theils über den ersten gelegt, theils gegengestemmt, die Abwehr noch verstärkten.

Draußen wurde es auffallend still. Es schien, daß die raubsüchtigen Soldaten sich zurückgezogen hatten; doch ließ ein entfernteres Murmeln der Stimmen vermuthen, daß sie Rath miteinander pflogen.

„Gott wird uns über die schreckliche Stunde hinweghelfen“, sagte Lippach tröstend zu den Frauen, deren Blicke ängstlich an den Männern hingen.

„Ich kann auch nicht denken“, setzte Wolodna hinzu, „daß diese mörderischen Gewaltthaten fortdauern dürfen mitten in der friedlichen Stadt!“

„Wenn sie nicht von Denen selbst hervorgerufen sind, die sie hindern können!“ sagte Xaver mit Erbitterung.

„Freilich sind sie herzempörend, wider allen Kriegs=

gebrauch und Völkerrecht! Ja, wenn das bei Erstürmung der Stadt geschehen wäre, ließe sich's eher entschuldigen!" seufzte Wolodna.

Therese war zu Xaver getreten und, sich still an ihn schmiegend, fragte sie leise: „Was willst du, Xaver, daß ich thun soll! — Freudig will ich jede Gefahr an deiner Seite theilen. Aber was soll ich — als Mutter thun?" Ihre Thränen unterbrachen sie.

„Noch ist das Aeußerste nicht da", antwortete er so leise wie sie. „Wenn aber die Gewalt hereinbricht — was vermag da die Hülfe deines schwachen Armes? Dann ...."

Ein plötzliches Krachen, Klirren und Schmettern dicht neben ihnen unterbrach ihr Gespräch, gleich darauf erscholl wildes Jubelgeschrei. Alle standen sprachlos und sahen sich fragend, starren Blickes an.

„Sie brechen die Eisengitter aus den Fenstern!" rief der Pfarrer.

Xaver riß die Thür des nächsten Gemachs auf. Da sah er das Schreckensschauspiel vor sich. Die Soldaten hatten sich Brechstangen zu verschaffen gewußt und eins der Fenstergitter war schon halb aus der Mauer gebrochen. Die losgerissenen Steine, der herabgefallene Kalk und Schutt hatten die Scheiben zerschlagen und das Krachen und Klirren hervorgebracht. Xaver flog in das Zimmer. Einige der Leute waren schon von außen auf das Fenstersims gestiegen, das schwere Gitter hing nur noch halb in den Mauertrümmern. Zwanzig Arme und Brechstangen zugleich hatten es gefaßt, im nächsten Augenblick mußte es losgebrochen sein. Ohne sich zu besinnen, flog der muthige Xaver der Gefahr entgegen. Die Verzweiflung stählte seine gebrochene Kraft und er führte zwei gewaltige Schwerthiebe gegen die Stürmenden, die auch zwei von ihnen niederstreckten, daß

sie blutend vom Fenster in die Straße hinabstürzten. Nun war das Los geworfen! Das Blut strömte, die Rache flammte! Brachen jetzt die Wüthenden ein, so war an keine Schonung, noch Rettung zu denken. Alle Martern, die teuflische Bosheit ersinnen kann, waren das Los der Besiegten; im Kampfe den schnellen Tod zu finden, das einzige Glück.

Ein grauenvolles Geschrei der Wuth erscholl draußen, als die beiden Getroffenen zusammenstürzten! In einem Augenblick war die Rotte an allen Fenstern zugleich hinaufgeklimmt.

„Hier werden wir umringt, vertheidigt euch oben“, rief Xaver den Andern zu und stürzte, Theresen fortreißend, hinaus die Stiege hinauf. Alle folgten in blinder Bewußtlosigkeit. Kaum hatten sie die Thür des Gemachs hinter sich zugeworfen, als das Eisengitter krachend niederbrach und die Mordbande mit Wuthgeschrei durchs Fenster hineinstürzte. „Feuer! Feuer! Mord!“ brüllten sie durcheinander und stürmten durch die Thür in die Hausflur die Treppe hinauf. Oben, am engen Eingang, standen Wolodna und Xaver mit gezogenen Schwertern, bereit ihr und der Ihrigen Leben bis auf den letzten Blutstropfen zu schützen und es so theuer zu verkaufen als möglich. Mit Hellebarden und blanken Schwertern drangen die Stürmenden auf sie ein. Es begann ein wüthendes Gefecht. Doch nur wenige Augenblicke dauerte es; die Uebermacht war zu groß. Drei wilde Kolosse zugleich drangen ein; Wolodna wurde zurückgeschleudert, daß er rücklings auf den Boden stürzte, Xaver sprang vor ihn, um ihn zu vertheidigen. Zwei Schwerthiebe zugleich trafen sein Haupt. Der eine zersplitterte die Waffe selbst, die er schützend vorhielt, der andere aber schmetterte ihm den Helm herab, daß er über den Boden rollte. Xaver selbst taumelte halb betäubt zur Seite. Mit einem Angstschrei warf sich Therese zwischen ihn und die Angreifer und

fiel ihnen mit verzweiflungsvoller Kraft in die Arme. Sie schleuderten sie zur Seite. — Jetzt waren Alle verloren!

Da erscholl eine Stimme, die das wilde Getümmel mächtig überdröhnte. „In die Hölle mit euch, ihr Hunde!“ und ein schmetternder Hieb spaltete dem einen der Soldaten den Schädel, den andern schleuderten zwei nervige Arme, die ihn von hinten an den Schultern packten, rückwärts auf den Boden.

Es war Kaspar Schwarz, der, wie aus der Erde gewachsen, die Rettung brachte. „Wer will seinen Schädel noch daransetzen“, schrie er, sprang vor den Eingang und sein Schwert flammte wie ein zuckender Blitz. — Ein Augenblick der Stille trat ein; lauter Trompetenschall von der Gasse herauf unterbrach sie. — Die Angreifer stutzten!

„Fort! Hinunter!“ schrie Kaspar gegen die Eindringenden anstürmend, und seine Schwerthiebe fielen wie Wetterschläge. „Ich oder die Pappenheimer hauen euch in Stücke! — Hündische Marodeurs!“

Die Barbaren hörten seine Worte und draußen die Trompeten. Es war eine Abtheilung der Pappenheimischen Kürassiere, die Tilly zur Herstellung der Ordnung und Mannszucht abgesandt hatte.

„Macht, daß ihr fortkommt!“ rief eine Stimme von unten. Die Angreifer wandten sich und flüchteten. Kaspar drang ihnen noch nach, bis die Letzten auf der Treppe waren. Dann kehrte er um und schwankte ins Gemach. Er hielt die linke Hand gegen die Brust und stöhnte: „Uf!“ und lehnte sich erschöpft gegen die Mauer.

Xaver, Therese, Wolodna hatten sich emporgerafft; noch waren sie wie betäubt. Lippach war Hülfe leistend zu ihnen getreten. Als er sie gerettet sah, sank er auf die Knie und betete: „Dank dir, Allbarmherziger, das war deine Hülfe!“

„Ja — für euch“, sagte Kaspar mühsam und stützte sich schwankend auf sein Schwert — „betet um seine Barmherzigkeit für mich!“ Die letzten Worte erstarben ihm lallend auf der Lippe.

„Gott! Ihr blutet“, rief Therese, riß sich aus Xaver's Armen, eilte auf Kaspar zu und stützte den Schwankenden.

Auch Lippach war ihm zu Hülfe gekommen und umfaßte ihn. „Freund! Nein, das wolle Gott nicht“, stammelte er, indem er fühlte, daß der Verwundete unter ihm zusammenbrach.

„Es wird wol genug sein“, sagte Kaspar und sank zwischen Beiden in die Knie. — Sie ließen ihn sanft zu Boden gleiten.

Das Entsetzen der Gemüther war urplötzlich in die tiefste erschütterndste Wehmuth verwandelt. Alle umringten den Sterbenden, den Getreuen, den Retter! Keiner vermochte den Schmerz, der die Seele zerreißen wollte, zu hemmen; in Schluchzen und Thränen knieten sie um ihn und hielten ihn umfaßt. Er ruhte mit dem wilden Haupt am Herzen der knienden Therese; Lippach hielt seine erkaltende Hand in seinen beiden. Xaver und Wolodna waren, seine Lage erleichternd, um ihn geschäftig.

„Tragt ihn auf ein Bett!“ hauchte Therese, kaum des Wortes mächtig.

Xaver und Wolodna hoben ihn sanft empor. Sie trugen ihn in Lippach's Gemach auf dessen Bett. Sie öffneten ihm das Wams. Das dunkle Blut quoll aus seiner Brust; Agathe suchte vergeblich es mit Tüchern zu stillen; das Antlitz des Sterbenden wurde immer bleicher und bleicher, aber auch milder und milder. Er drückte seine Rechte fortdauernd auf das Herz, als wolle er damit den Schmerz dämpfen. Nur das Schluchzen der Frauen unterbrach die Grabesstille.

Lippach stand tief bewegt ihm zu Häupten. Kaspar's Augen hefteten sich auf ihn; der Pfarrer las eine heiße Sehnsucht und Bitte darin. Er sprach sanfte Worte des Segens und der Verheißung zu dem Sterbenden. Sie beruhigten, sie erquickten ihn, führten ihm noch einen Anflug von Lebenskraft zurück. Er richtete das Haupt ein wenig auf. Therese unterstützte es mit der Hand. Agathe kniete bleich weinend neben seinem Lager.

„Euer Vater", sagte er, sie anblickend, mit matter Stimme, „grüßt Euch — — Margarethe" — er stockte und sammelte Kraft, „ist im Kloster — der Ursulinerinnen!"

Ein Strom von Thränen rann über das bleiche Antlitz des Mädchens bei dieser Kunde von dem Vater und der Freundin. Sie ergriff in frommer Demuth und Dankbarkeit die rauhe Hand des Kriegsmannes und drückte einen heißen Kuß darauf.

Es war, als ob dieses Liebeszeichen der unschuldigen Seele ihn im Innersten erquickte. — Bald aber wechselte der Ausdruck seiner Züge. Unruhig wandte er von neuem das Auge zu dem Pfarrer; dieser, von frommer Zuversicht durchdrungen, legte ihm die Hand auf das Haupt und sagte aus innerster Glaubenskraft:

„Du wirst eingehen zu seinem Frieden!"

Wie ein seliger Anhauch schwebte es über Kaspar's Züge, als diese Worte in sein Herz drangen. Sanft drückte er das Tuch, das Agathe noch immer über seine Wunden hielt, zur Seite, faltete beide Hände über der Brust und betete mit letzter Kraft der sterbenden Stimme:

„Gott sei mir Sünder gnädig!" Haupt und Arme sanken zurück. Der Hauch des Lebens war entflohen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.